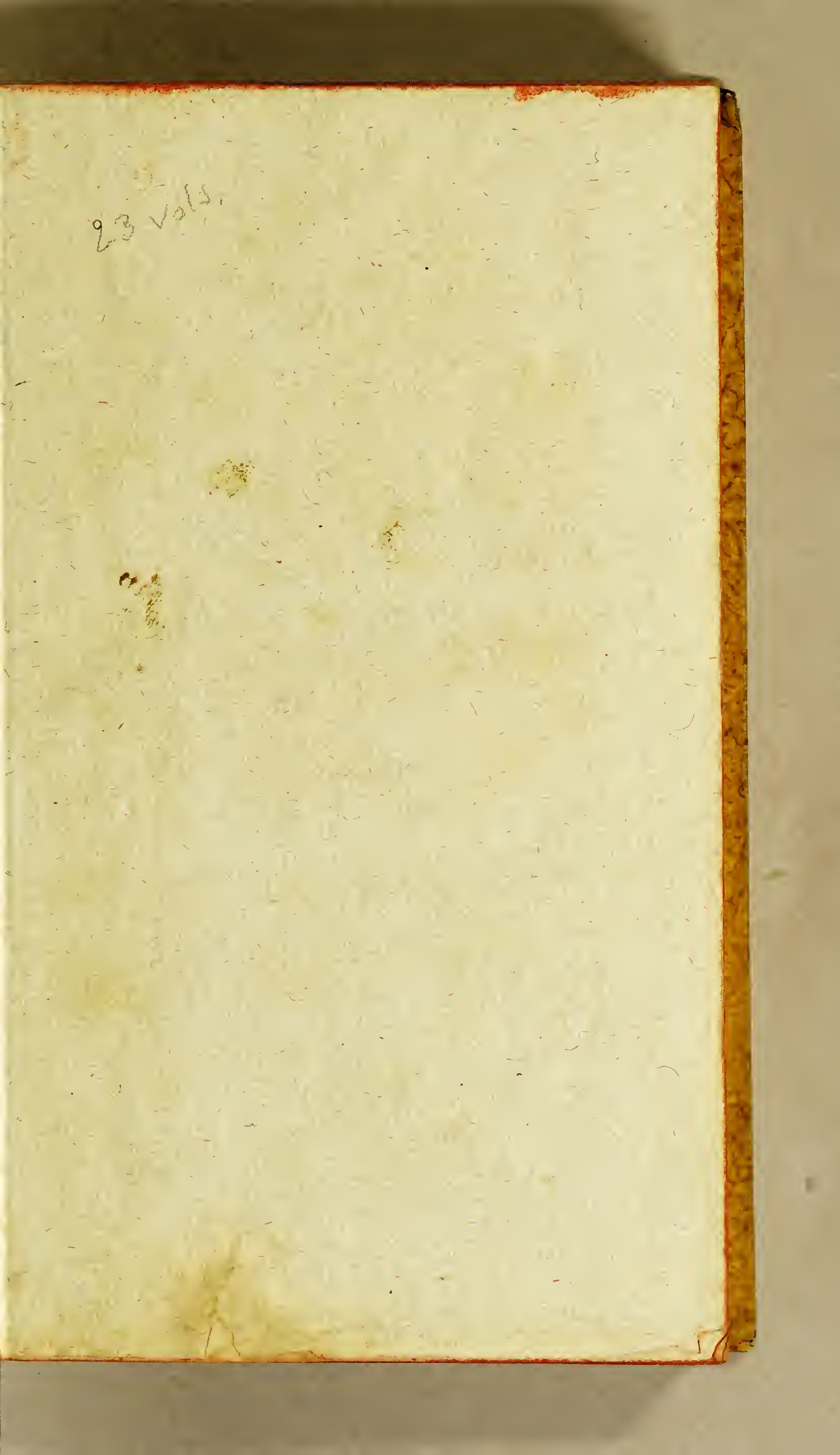
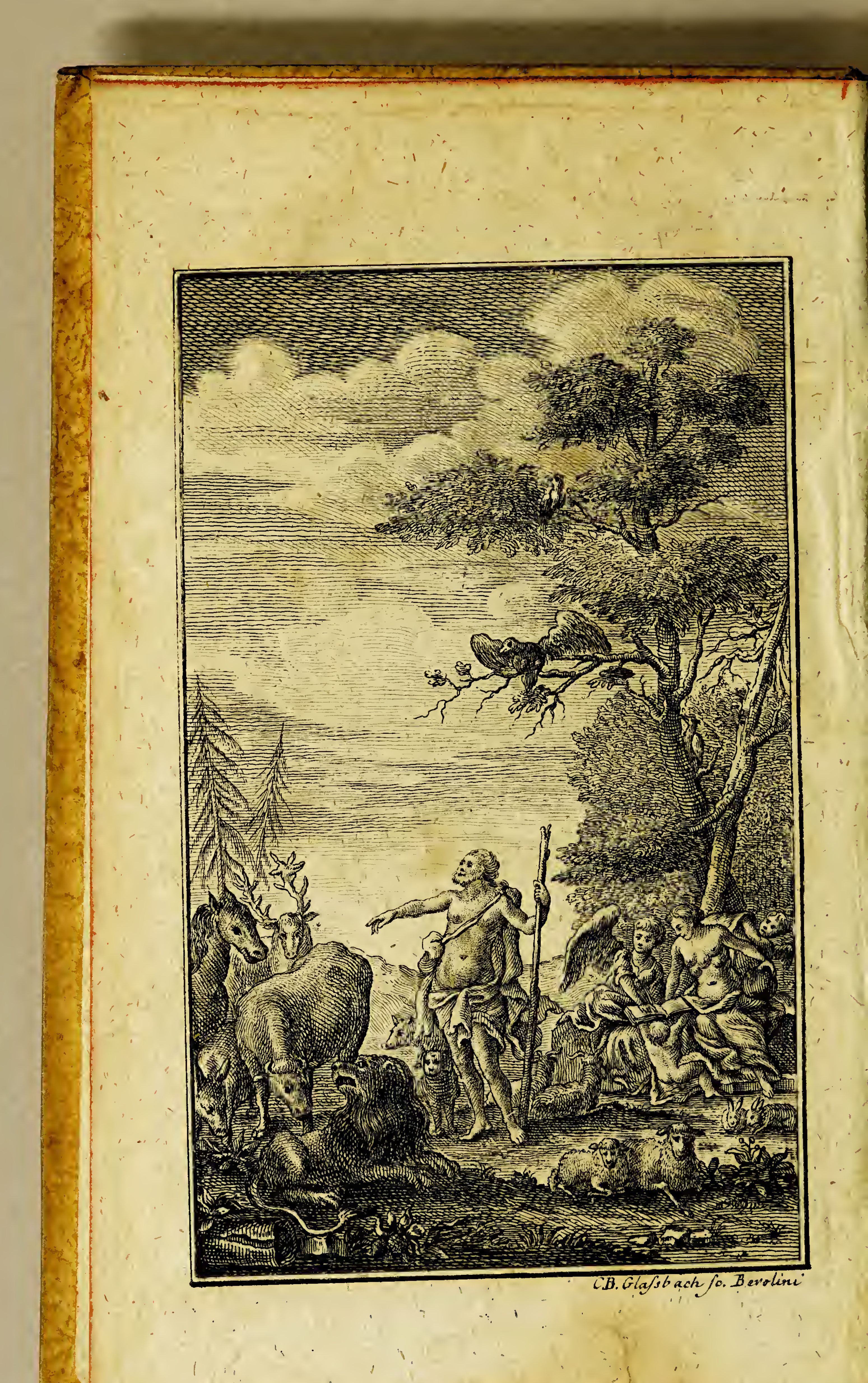



23 vols.



C.B. Glaßbach sc. Berolini

Herrn von Buffons

Naturgeschichte

der vierfüßigen Thiere.

Mit Vermehrungen aus dem Französischen übersetzt.

Erster Band.



Mit allergnädigstem Königl. Preuß. Privilegio.

Berlin 1772.
Bey Joachim Pauli, Buchhändler.

Herrn von Büffons

Naturhistorie.

Der

Vierfüßigen Thiere

I. Band.

1772.



Von den Zahmen
oder
Haus-Thieren.

Dem Menschen wurde das große Vorrecht bewilliget, den natürlichen Zustand der ihm unterworfenen Thiere verändern, sie zu seinem Gehorsam zwingen und sich ihrer nach seinem Gutbefinden bedienen zu können. Ein Hausthier ist als ein Sklave zu betrachten, der uns die Zeit vertreiben und unsere Vergnügungen befördern helfen muß; Wir sind gewohnt, von zahmen Thieren allerley Gebrauch, aber noch mehreren Mißbrauch zu machen, sie aus ihrem Vaterland, von ihrer gewöhnlichen Kost und natürlichen Lebensart gänzlich zu entwöhnen. Sie sind völlig dem Willkühr und Eigensinn

gensinn der Menschen ausgesetzet; wenn indessen die wilden Thiere der gütigen Natur allein gehorchen, und von keinen andern Gesetzen wißen, als welche Bedürfniß und Freyheit ihnen vorschreiben. Die Geschichte von einem wilden Thier ist also nur auf eine geringe Anzal solcher Begebenheiten eingeschränket, wobey die einfache Natur ganz allein im Spiel ist. In die Geschichte jedes Hausthieres hingegen muß alles mit eingewebet werden, was die menschliche Kunst anwendet, es zahm zu machen und unter das Joch zu bringen. Da man indeßen so genau noch nicht bestimmen kann, wie stark der Einfluß des Beyspieles, des Zwanges, der mächtigen Gewohnheit auf solche Thiere zu wirken, und wie sehr dergleichen Umstände ihre Bewegungen, ihre Bestimmung und Neigungen zu verändern fähig sind; so muß die Absicht eines Naturforschers vorzüglich dahin gerichtet seyn, durch die genauesten Beobachtungen sich in den Stand zu setzen, alle Vorfälle, die bloß von ihren natürlichen Trieben abhängen, richtig von denenjenigen zu unterscheiden, welche der Zucht allein beyzumeßen sind; er muß einsehen lernen, was ihnen von Natur eigen ist, und was zu ihren angenommenen Kunsttrieben gehöret; er muß einen Unterschied machen zwischen dem, was die Thiere für sich thun würden und was der Mensch sie zuthun gelehrt oder genöthiget hat; Kurz er muß nie das Thier mit dem Sklaven, oder das Lastvieh mit dem Geschöpfe Gottes verwechseln.

Die Herrschaft der Menschen über die Thiere hat so viel Rechtmäßiges zum Grunde, daß keine Veränderung der Umstände fähig ist, ihr Abbruch zu

thun. Sie besteht in der Herrschaft des Geistes über die Materie. Sie ist also nicht allein ein Recht der Natur, eine durch unveränderliche Gesetze bestätigte Gewalt, sondern auch ein Geschenke Gottes, welches den Menschen jeden Augenblik an den Adel seines Wesens erinnern kann. Er ist Beherrscher der Thiere, nicht weil er unter ihnen das vollkommenste, das stärkste oder das geschikteste vorstellt; — Denn wenn er nichts weiter, als nur das erste Geschöpf in eben der Ordnung wäre, so würde das zweyte Geschlecht sich vereinigen, um ihm die Herrschaft streitig zu machen, — sondern weil das Regieren und Gebiethen unter die natürlichen Vorrechte des Menschen gehöret. **Er denket, und das macht ihn schon allein zu einen Herrn über gedankenlose Wesen.** *)

Der Mensch ist Herr über alle rohe Körper, die seinem Willen sonst nichts entgegen zusetzen haben, als einen ohnmächtigen Wiederstand oder unbiegsame Härte, die seine Hand allemal überwinden und besiegen kann, wenn er einen gegen den andern wirken läßt. Seine Herrschaft breitet sich auch über

*) Ob wir uns gleich hier auf das berufen können, was wir in den einzelnen Anmerkungen zum vorigen sechsten Band gesagt haben, so können wir doch nicht umhin, uns zu verwundern, daß Herr von Büffon hier die Thiere gar unter die gedankenlosen Wesen zu zählend scheint. Eine Meynung, die so leicht Niemand ihm abzuborgen in Versuchung gerathen wird! M.

die Gewächse aus. Durch seinen geschäftigen Fleiß kann er die Pflanzen vergrößern und verkleinern, erneuern und verändern, zerstören oder ins Unendliche vervielfältigen. Die Thiere sind seiner Herrschaft unterworfen, weil er mit ihnen nicht bloß Bewegung und Empfindung gemein, sondern vor ihnen das Licht der Vernunft noch voraus hat, weil er Absichten und Mittel erkennet, seine Handlungen alle nach gewißen Absichten bestimmen und nach richtigen Planen wirken, seine Bewegungen abmeßen, die fehlende Kräfte durch Verstand ersetzen, und vermittelst eines guten Gebrauchs der Zeit, die Geschwindigkeit selbst überwinden kann.

Indeßen scheinen unter den Thieren selbst einige viel geselliger, einige wilder, einige zahmer, und einige grausamer, als andere, zu seyn. Man vergleiche die gelehrige Folgsamkeit eines Hundes mit der trotzigen Wuth eines Tigers. Wird man den ersten nicht für einen Freund, und den lezten für einen Feind des menschlichen Geschlechtes halten müßen? Folglich kann der Mensch wohl nicht ein unumschränkter Beherrscher aller Thiere seyn. Wie viele Gattungen wissen nicht, so wohl durch die Schnelligkeit ihres Fluges, als durch die Geschwindigkeit ihres Laufes, durch die Verborgenheit ihres Aufenthaltes, oder durch die Entlegenheit des Elementes, worinn sie leben, gänzlich der menschlichen Gewalt auszuweichen? Wie viele bleiben nicht, um ihrer Kleinheit willen, vor dem Menschen verborgen? Wie viel giebt es endlich nicht solcher Thiere, welche, statt ihn als ihren Beherscher zu huldigen, ihn mit offenbarer Gewalt angreifen? Und könnten wir nicht hier auch das Un-

gezie-

geziefer anführen, welches durch seine beschwerliche Stiche ihm lästig wird; oder die Schlangen, welche durch ihren Bis Gift und Tod unter den Menschen verbreiten; oder unzählich viel andere, unreinliche, beschwerliche, unnütze Thiere, welche bloß darum geschaffen zu seyn scheinen, um hinlängliche Abwechselungen zwischen dem Guten und Bösen in der Welt zu erhalten und den Menschen recht nachdrücklich an die Entehrung zu erinnern, die er, nach seinem Fall, erlitten?

Hier lernet man die unumschränkte Macht und Herrschaft Gottes von der Herrschaft des Menschen unterscheiden. Gott, als der Schöpfer aller Wesen, ist allein Herr der Natur. Der Mensch vermag wenig oder nichts über die Geschöpfe, nichts über die Bewegungen der himmlischen Körper, nichts über die Umwälzungen des Erdballes, den er bewohnet, nichts überhaupt betrachtet, weder über die Thiere, noch über die Pflanzen und Mineralien. Seine Gewalt erstrekt sich nicht über die Arten, sondern bloß über einzelne Dinge: denn die Arten überhaupt, oder die Materie im Ganzen, sind ein Eigenthum der Natur, oder sie sind vielmehr die Natur selbst. Alles entstehet und geschiehet, alles erfolget und vergehet, alles erneuert und bewegt sich durch eine Macht, der sich nichts widersetzen kann. Der Mensch selbst wird vom Strome der Zeit mit hingerißen, ohne das Ziel seiner eignen Dauer bestimmen zu können. Mit seinem Körper an die Materie gefeßelt und in den Wirbel körperlicher Wesen mit eingemischet, kann er unmöglich eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze seyn. Er gehorcht eben der Macht, wird gebohren, wächset und

vergehet (in Ansehung des Körpers) wie alles, was ihn umgiebt.

Nur allein der göttliche Stral, welcher den Menschen belebet, macht seinen Adel aus, welcher ihn über alle körperliche Wesen erhebet. Nur diese geistige Substanz, welche der Materie keines weges unterworfen ist, hat sich des hohen Vorrechtes zu rühmen, die Materie zum Gehorsam zu bringen. Wenn ihre Herrschaft sich nicht über die ganze Natur verbreitet, so erstrekt sie sich doch auf unzählig viel besondere Wesen. Die einzige Quelle des Lichtes und der Vernunft, Gott allein, regieret die ganze Welt und alles, was darinnen ist, mit einer unendlichen Macht. Der Mensch hingegen, der nur mit einem Stral dieses göttlichen Verstandes erleuchtet ist, hat auch nur eine sehr eingeschränkte Macht über einen kleinen Theil der Materie, und sich bloß einer Herrschaft über einzelne Dinge zu rühmen.

Bloß durch die vorzüglichen Gaben des Geistes konnte sich der Mensch die Thiere unterwürfig machen. Weder seine Stärke, noch die übrigen Eigenschaften der Materie konnten hierzu etwas beytragen. In den ersten Zeiten wußten die Thiere überhaupt nichts von einer Unterwürfigkeit. Der Mensch, so bald er strafbar und wild geworden, hatte wenig Fähigkeiten, sie zahm und folgsam zu machen. Es wurde viel Zeit erfordert, ehe man es wagen konnte, sich ihnen zu nähern, sie kennen zu lernen und eine Wahl unter denjenigen zu treffen, die man zu bändigen hoffen durfte. Der Mensch mußte selbst erst gesittet werden, bevor er sich einfallen

laßen

laßen konnte, Thiere abzurichten und sich eine Herrschaft über sie zu erwerben; denn überhaupt konnte die Herrschaft über die Thiere, wie alle übrige Arten der Herrschaft ehe nicht statt finden, bis erst Gesellschaften oder gesellige Verbindungen gestiftet waren.

Durch die Gesellschaft wurde der erste Grund zu aller menschlichen Macht geleget. Nur ihr hat er die Verbeßerung seiner Vernunft, die Uebung seines Verstandes, und die Vereinigung seiner Kräfte zu verdanken. Vorhero mochte der Mensch vielleicht das wildeste, zugleich aber am wenigsten furchtbare Thier vorstellen. Dem nackenden, unbewafneten, unter freyem Himmel sich aufhaltenden Menschen war die Erde bloß eine mit solchen Ungeheuern bevölkerte Wüste, denen er öfters zur Beute dienen mußte. Aus der Geschichte wißen wir so gar, daß die ersten Helden, lange nachher, weiter nichts, als muthige Würger bezwinglicher Thiere gewesen.

Weil sich indeßen mit der Zeit das menschliche Geschlecht weiter ausgebreitet und stark vermehret hat, weil der Mensch durch Hülfe neu erfundner Künste und häufig errichteter Gesellschaften, mit starker Macht auf die Eroberung der Welt ausgehen konnte; so hat er die wilden Thiere nach und nach in die Enge getrieben, die Erde von jenen riesenartigen Geschöpfen gereiniget, deren ungeheure Geribbe wir noch hin und wieder in der Erde finden, und alle Gattungen von schädlichen Raubthieren, bis auf eine geringe Zahl einzelner solcher Thiere, verheeret. Er hat sich des Vortheils bedienet, eine Art von Thieren zu Be-

kämpfung einer andern zu brauchen. Nachdem er ferner einige durch bloße Geschiklichkeit, andere mit Gewalt unter das Joch gebracht oder zerstreuet, und sie alle durch vernünftige Mittel überraschet hatte, gelang es ihm, seine Sicherheit zu bevestigen und sich eine Herrschaft zu stifften, deren Grenzen bloß in unübersteigbaren Oertern, entlegenen Einöden, brennenden Sandwüsten, Eisgebirgen und finstern Höhlen zu suchen sind, welche der geringern Anzal unbändiger Thiere noch zu einer Freystadt übrig gelassen worden.



Besondere Geschichte
der
Vierfüßigen Thiere.

Das Pferd. *)

Der Mensch hätte unter allen Thieren, worüber er seine Herrschaft bestätiget, nicht leicht eine größere Eroberung machen können, als durch Zähmung dieses edlen, stolzen und flüchtigen Thieres, welches die Beschwerden so wohl und Gefahren des Krieges, als den Ruhm des Triumphs zu theilen willig

*) *Linn.* S. Nat. Ed. XII. p. 100. *Equus, Caballus* caudâ undique setosâ. *Ejusd.* Faun. Suec. 1761. p. 15 n. 47 Idem. Nom. *Gesn.* Quadr. p. 132. Equus, Caballus, Equa. *Aldrov. Quadr.* p. 12. Equus. *Johnst.* Quadr. p. 1. Tab I – V. *Charlet.* Onom. 2. *Raj. Quadr.* p. 62. *Klein. Quadr.* p. 4. Equus domesticus, cicuratus. Gr. Ἵππος. Ἱππάδα Rzac. Hist. Nat. Polon. p. 240. *Sloane* Nat. History of Jam. Vol. II. p. 327. Franz. Cheval. (der Wallach). Cheval ongre, (die Stute) *Jument* das (Füllen) Poulain. **Hebr.** Sus. Susah. **Chald.** Susuatha. **Arab.** Baiel. **Pers.** Asbecha. **Span. u. Ital.** Cavallo. **Böhm.** Kun. **Illyr** Kobyla. **Pohln.** Kon. **Engl.** Horse. **In Flandern.** Peert. Heinst. (Wallach) Rugn. (Stute) Merri. **Schwed.** Häst. Jo. Elias Ridingers Entwurf einiger Pferde, nach ihrem unterschiedlichen Alter und Gebrauch, nach dem Leben gezeichnet. Mit beygefügten Anmerkungen IV. Th. Augsbl. 1755. Fol. 22 Kpl. **Hallens Nat. Gesch. der Thiere.** 1 B. p. 227 – 245. *Briss.* Regn. animale T. I. Quadr. Lugd. Bat. 1762. 8vo p. 79. *Equus* auriculis brevibus, erectis, jubâ longâ. Le Cheval. Vall. *de Bom: Dict. d'Hist. Nat.* Tom. III. p. 69 – 102. Encyclop. Oecon: Vol. V. p. 3 – 136. D. **Merkleins Thierb. Nürnb.** 1751 8vo. p. 160 – 172.

willig ist. So unerschrocken, als der Held, den es trägt, sieht es die Gefahr und trotzet ihr. Es stürzt sich mitten in das Geräusch der Waffen, findet einen Wohlgefallen daran und belebt sich mit eben dem Feuer, welches in der Heldenseele seines Herren auflodert. Mit gleicher Bereitwilligkeit theilet es die heroischen Ergötzungen seines Beherrschers auf der Jagd, bey Ritterspielen und Wettlaufen. Sein Ansehen ist glänzend und seine Augen funckeln. Eben so gelehrig, als muthvoll, läßt es sich nicht ganz von seinem Feuer hinreißen. Es hat seine Bewegungen mäßigen gelernt. Es schmieget sich nicht allein unter die Hand seines Führers, sondern es scheint sich ganz nach deßen Wünschen zu bequemen. Beständig folgsam, bey allen Eindrücken, die es von ihm erhält, läuft es bald schnell, bald langsam, bald stehet es stille, wie es der Wink seines Herrn zu fordern scheint. Das Pferd ist eins von den Geschöpfen, die sich selbst verleugnen, um bloß dem Willen eines andern Wesens gehorsam zu seyn und seinem Verlangen immer zuvor zu kommen, dem es, durch seine geschwinde und abgemeßene Bewegungen vollkommen Genüge leistet. Es ist gerade so fühlbar, als man wünschet und leistet nicht mehr, als man verlanget. Indem es ohne Ausnahme, sich zu allen möglichen Diensten bereit finden läßet, strenget es alle Kräfte zum Dienste seines Herrn an, und überschreitet oft so sehr das Maaß seiner Kräfte, daß es, aus allzu großen Gehorsam, zuweilen des Todes ist.

So ist ein Pferd beschaffen, deßen Naturgaben sich in ihrem ganzen Lichte zeigen, weil die Kunst seine natürlichen Eigenschaften zur möglichen Voll-

kommenheit erhöhet, und das von Jugend auf sorgfältig gepflegt, hernach wohl geübet und so zum Dienste der Menschen abgerichtet worden. *) Die Erziehung eines Pferdes fängt mit dem Verlust seiner Freyheit an und endiget sich mit dem Zwange. Die Sklaverey oder die Hausgenoßenschaft dieser Thiere ist schon so allgemein, daß wir sie nur höchst selten einmal in ihrem natürlichen Zustand beobachten können. Bey allen ihren Arbeiten sind sie beständig aufgeschirret. Niemals, nicht einmahl zur Zeit ihrer Ruhe, sind sie von allen Banden frey. Wenn sie auch zuweilen auf der Weyde frey herum irren können, so tragen sie doch wenigstens, auch hier, gewiße Merkmale der Knechtschaft an sich und sind beständig mit grausamen Abdrücken der Arbeit und des Schmerzes bezeichnet. Das Maul ist durch die vom Gebiß verursachete Falten entstellet; Die weichen Seitentheile des Leibes pflegen entweder vom Geschirr kahl und wund gerieben oder von den Sporn verwundet und zerkratzt, die Hufe aber durchaus mit Nägeln durchbohret zu seyn. Der beständige Druk des gewöhnlichen Geschirres ertheilet ihrem Körper eine gezwungene Stellung. Man würde diese von Jugend auf gewohnte Feßeln ihnen vergeblich abnehmen, sie würden darum nicht freyer seyn. Selbst diejenigen, welche in einer gelindern Sklaverey leben, die man bloß zum Staat oder zur Pracht unterhält, und denen man güldene Feßeln, mehr zur Befriedigung der Eitelkeit ihrer Herrn, als zu ihrer Zierde

*) Die vorzüglichsten Werke, welche theils die Renntniß und Wartung, theils die Abrichtung und Erhaltung der Pferde hinlänglich beschreiben, haben wir am Ende dieses Artikels angeführet. M.

Zierde, anleget, werden durch ihren Kopfputz, durch ihre geflochtne Mähnen, durch die goldnen und seidenen Decken mehr, als durch ihre Hufeisen, entehret.

Die Natur übertrift alle Kunst an Schönheit. In den freyen Bewegungen aber eines belebten Wesens bestehet eigentlich die schöne Natur. Man betrachte die Lebensart jener wilden Pferde, die sich im spanischen Amerika, bey völliger Freyheit, so stark vermehret haben. Welch ein freyer, unabgemeßener Gang! wie flüchtig! welche Sprünge! Stolz auf ihre rühmliche Unabhängigkeit, fliehen sie die Gegenwart jedes Menschen, und verachten seine eigennützige Pflege; Sie suchen und finden, ohne Anweisung, Unterhalt und Nahrung. Froh genüßen sie ihrer Freyheit und irren und springen auf unübersehbaren grünen Ebenen herum, welche ihnen freywillig den ungestöhrten Genuß der nahrhaften Reichthümer eines immer wiederkehrenden Frühlings anbiethen. Ohne einen bestimmten Aufenthalt zu haben, ohne anderes Obdach, als welches ihnen ein reiner, heiterer Himmel gewähret, athmen sie eine weit reinere, weit gesundere Luft ein, als in den gewölbten Pallästen, wo man ihnen einen engen abgetheilten Raum zu ihrem Aufenthalt anweiset. Aus diesem Grunde sind auch alle wilde Pferde weit stärker, flüchtiger und nervichter, als die meisten zahmen. Sie erhalten aus der freygebigen Hand der Natur, Stärke und edlen Anstand. Den zahmen kann die Kunst nichts, als eine gefällige Geschicklichkeit ertheilen.

Die Pferde haben in ihrer Gemüthsart nichts Grimmiges, nichts Grausames. Bloß muthig und wild erscheinen sie in ihrer Freyheit. An Stärke sind sie

zwar den meisten Thieren überlegen; sie bedienen sich aber dieses Vorzuges nie, um andere anzufallen. Sind andere so verwegen, sich feindseelig an sie zu wagen, so greifen sie zu einem von den drey Mitteln ihrer Rache. Sie verachten, verjagen oder tödten ihre Feinde. Sie ziehen Heerdenweise herum und vereinigen sich bloß um des Vergnügens willen, das ihnen die Geselligkeit gewähret. Aus Furcht hätten sie nicht nöthig, es zu thun. Es geschiehet bloß aus gegenseitiger Zuneigung. Unter ihren Tritten wachsen mehr Kräuter und Pflanzen empor, als die bloße Befriedigung ihres Hungers nothwendig erfordert. Nach dem Fleisch der Thiere sind sie niemals lüstern. Daher pflegen sie weder mit andern Thieren, noch unter sich selbst Krieg zuführen. Um des Unterhaltes willen haben sie keine Streitigkeiten unter einander nöthig. Die Gelegenheiten, sich eine Beute abzujagen, oder ein fremdes Eigenthum an sich zu bringen, können sich nie bey ihnen ereignen. Bey fleischfreßenden Thieren sind dieses die gewöhnlichsten Quellen alles Zankes und Streites. Die Pferde hingegen leben in einem beständigen Frieden, weil sie bey ihrem einfachen und gemäßigten Appetit, immer Nahrung genug haben, um sich nicht beneiden zu dürfen.

Wer dieses unwahrscheinlich finden sollte, der beobachte doch einmal junge Füllen, die man zusammen erziehet und Heerdenweise auf die Weide bringet, wie schmeichelhaft, wie gesellig sie da mit einander umgehen! Sie geben von ihrer Stärke und jugendlichen Feuer keine weitern Beweise, als aufmunternde Zeichen der Nacheiferung. Sie bemühen sich scherzend, eines vor dem andern einen Vorsprung zu gewinnen,

winnen, sich selbst der Gefahr, durch einen Fluß oder über einen Graben zu setzen, muthwillig bloß zu stellen und sich darzu aufzumuntern. Die Füllen, welche bey diesen natürlichen Uebungen die erste Veranlaßung geben, und sich allenthalben an der Spitze befinden, können ohnstreitig für die muthigsten und besten, und, wenn sie einmal zahm gemacht sind, für die gelehrigsten und folgsamsten gehalten werden.

Einige alte Schriftsteller thun der wilden Pferde so wohl Erwähnung, als der Gegenden, wo sie sich aufhalten. An den Ufern des **Hypanis**, heißt es beym **Herodot**, findet man weiße, im nördlichen Theil **Thraciens** noch andre wilde Pferde, deren ganzer Körper mit fünf Finger langen Haaren besetzt ist. **Aristoteles** nennet **Syrien**, **Plinius** die nördlichen Länder, **Strabo** die Alpen und Spanien, unter den Oertern, wo sich wilde Pferde aufhalten. **Kardanus**, unter den Neuern, behauptet eben dieses von **Schottland** und den **Orkaden**. *) **Olaus** von **Moskau**; **Dapper** von der Insel **Cypern**, wo es, nach seiner Aussage, **) sehr schöne starke, flüchtige wilde Pferde geben soll; **Struys** ***) von der Insel **May** am grünen Vorgebirge, wo er sie besonders klein angetroffen; **Leo Afrikanus** †) von den **Afrikanischen** und **Arabischen Wüsten**. Er hat selbst in den Einöden **Numidiens** ein weißes Füllen

*) S. *Aldrovandus* de Quadrupedibus Solipedibus Lib. I. S. 19.

**) Man sehe deßen Beschr. der Inseln des Archipelagus. S. 50.

***) S. Les *Voyages de Jean Struys*. Rouen. 1719 Tom. I. p. 11.

†) In Descriptione Africae Pars. II. Vol. 2. p. 750—51.

Füllen mit krausen Mähnen gesehen. **Marmol** *) versichert, zur Bestätigung des **Struysischen** Berichts, daß es in den Wüsten **Arabiens** und **Lybiens** kleine, aschgraue, auch weiße Pferde mit kurzen borstigen Haaren und Mähnen gebe, die es den Hunden und zahmen Pferden in der Hurtigkeit ihres Laufes weit zuvor thäten. In den erbaulichen Briefen **) wird auch von **China** behauptet, es fänden sich daselbst viel kleine wilde Pferde.

Weil heut zu Tage ganz Europa, in allen seinen Theilen, bevölkert und gleich stark bewohnet ist, so würde man daselbst vergeblich wilde Pferde suchen. Die amerikanische frey herumirrende Pferde sind eigentlich zahme, von europäischer Abkunft. Die Spanier hatten sie dahin gebracht, und sie haben sich dann in den ungeheuren Wüsten dieser unbewohnten und unbevölkerten Länder vermehret. In der neuen Welt gab es ehemahls gar keine Thiere dieser Art. Aus dem Erstaunen und Schrek der Einwohner von **Mexiko** und **Peru**, bey Erblickung der Pferde und Reiter, konnten die Spanier den sichern Schluß ziehen, daß in diesen Himmelsstrichen die Pferde ganz unbekannte Geschöpfe wären. Sie ließen also eine große Menge dahin bringen, theils um sich derselben auf eine vortheilhafte Art zu bedienen, theils auch um die Vermehrung derselben in dasigen Gegenden zu befördern. In der lezten Absicht ertheilten sie vielen, so wohl auf unterschiedenen

*) S. L' *Afrique* de *Marmol*. à Par. 1667. T. I. p. 59.

**) S. *Lettres édifiantes*. Recueil XXVI. p. 371.

Inseln, als auf dem vesten Lande, die Freyheit, wodurch die Pferde sich daselbst, wie andre wilde Thiere, vermehret haben. *)

Herr de La Salle **) hat 1685 von diesen Pferden im nördlichen Amerika, bey Sankt Ludwigs Bay, viele auf den Wiesen herum irren und weiden gesehen. Sie waren so wild, daß man es, ohne Gefahr nicht wagen konnte, sich ihnen zu nähern. Der Verfaßer der Geschichte von den Begebenheiten der amerikanischen Seeräuber ***) saget: „Auf der Insel St. Domingo „trift man zu weilen ganze Heerden, von mehr als „fünfhundert Pferden beysammen an. Sie schwär„men daselbst frey herum und stehen gleich stille, so „bald sie einen Menschen erblicken. Der Anführer „der Heerde nähert sich auf eine gewiße Weite, schnau„bet entsezlich durch die Nase, nimmt alsdann die „Flucht und die ganze Heerde folget ihm nach. Er „ist ungewiß, ob er diese Thiere für ausgeartete, „wildgewordene Pferde halten soll, weil er sie zwar „von der Art, aber nicht so schön, als die spanischen, ge„funden. Sie haben, fährt er fort, große Köpfe, dicke

*) In der That giebt es in Amerika viel Pferde, die daselbst nicht so viel Krankheiten, als in Europa, zu dulden haben. Ihre Füllen werden auch schöner, als die alten, und man sagt von den Wilden, daß sie ungemein gern reiten, weil sie sich alle für Edelleute halten. S. Hamb. Mag VI. B. p. 592. M.

**) S. Les dernieres decouvertes dans l'Amerique Septentrionale de *Mr. de la Salle*, mises au jour par Mr. le *Chevalier Tonti*. à Par. 1697. p. 250.

***) S. Histoire des Avanturiers Flibustiers par *Oexmelin*. à Paris. 1686. Tom. I. p. 110. 111.

„dicke und überdies noch höckerichte Beine, lange „Ohren und einen langen Hals. Die Einwohner „des Landes können sie, ohne viel Mühe zahm ma„chen und zur Arbeit gewöhnen. Die Jäger bedie„nen sich ihrer Hülfe zu Fortschleppung ihrer Thier„häute. Die Art, wie sie gefangen werden, ist „ganz einfach. Man legt Schlingen und Stricke „an Oerter, wo sie oft hinzukommen pflegen. Sie „weichen diesen Fallen eben nicht sorgfältig aus. „Wenn sie aber eine um den Hals fühlen, ergurgeln „sie sich selbst, wofern sie nicht bald aus derselben be„freyet werden. Man faßet sie beym Leibe und „Beinen, feßelt sie mit Stricken an Beinen an, und „läßt sie in dieser Stellung zween Tage lang hungern „und dursten. Dieser erste strenge Versuch, sie „zahm zu machen, thut seine Wirkung vollkommen. „Mit der Zeit werden sie so gelehrig, daß man gar „keine Spur ihrer vorigen Wildheit mehr an ihnen „wahrnehmen kann. Wenn sie, durch einen ohn„gefähren Zufall, auch wirklich ihre Freyheit gänzlich „wieder bekommen, so nehmen sie zum zweytenmal „ihre Unbändigkeit nicht wieder an. Sie kennen „beständig ihren Herrn. Er darf sich ihnen unge„hindert nähern, und sie, wann es ihm beliebet, wie„der anhalten und fangen. *)

*) Herr von Garsault giebt ein ander Mittel an die Hand, wilde Pferde zahm zu machen. „Wenn man, „sagt er, die Füllen in ihrer ersten Jugend nicht zahm „gemacht hat, so pflegt ihnen die Annäherung und „das Anrühren eines Menschen oft so schrekhaft vor„zukommen, daß sie, durch beständiges Beißen und „Schlagen, es unmöglich machen, sie putzen oder ih„ren Huf mit Eisen belegen zu können. Wo schon „Geduld und Gelindigkeit vergeblich angewendet wor„den,

Ein sicherer Beweiß der natürlichen Sanftmuth und der Neigung dieser Thiere, sich unter den Menschen aufzuhalten! Wer hat auch wohl jemals gesehen, daß ein Pferd unsre Häuser verlaßen, um in Wälder und Wüsten zu fliehen? Aeußern sie nicht vielmehr ein sichtbares Verlangen, wieder in ihre Ställe zu kommen? Und doch finden sie daselbst nur ein grobes und immer einerley Futter, das noch überdies mehr nach wirthschaftlichen Absichten, als nach ihrem Appetit, eingerichtet und abmeßen wird. Allein die Gemächlichkeit, welche sie genüßen, ersezt ihnen auf der einen Seite alles, was ihnen auf der andern abgehet. Wenn sie vorher bis zur Entkräftung, sich ansträngen mußten, so ist alsdann der Ort, wo sie hoffen können, wieder auszuruhen, für sie ein Ort voller Annehmlichkeiten, den sie schon von weiten mer-

„den, da muß man sich zu ihrer Bändigung des Mit„tels bedienen, wodurch man in der Falkenierkunst „einen Vogel, der erst gefangen worden, zahm zu ma„chen und zur Beute abzurichten pfleget. Man hält „ihn so lange vom Schlaf ab, daß er endlich für Mat„tigkeit hinfällt. Gerade so muß man bey unbändi„gen Pferden verfahren. Wenn man es mit dem „hintern Theil nach der Krippe stellet und einen Men„schen Tag und Nacht vor seinem Kopfe stehen und „ihm von Zeit zu Zeit eine Hand voll Heu vorhalten „läßet, ohne zu gestatten, daß es sich niederlege; so „wird man verwunderud sehen, wie geschwind ein sol„ches Pferd von seiner Unbändigkeit abläßt. Doch „giebt es Pferde, welche diesen harten Versuch wohl „8 Tage lang aushalten, ehe sie sich bequemen. S. *Nouveau parfait Maréchal* p. 89. oder Herrn von Garsault Unterricht für Liebhaber der Pferde und Reiter. A. d. Franz. übers. v. D. J. G. Krünitz. Berlin 1770 8vo S. 99. 100.

merken, und mitten in großen Städten zu finden wißen. Uberhaupt scheinen sie durchgängig die Sklaverey der Freyheit vorzuziehen. Die Gewohnheiten so gar, wozu man sie gezwungen und denen sie sich einmal unterworfen haben, pflegen bey ihnen zur andern Natur zu werden. Man weis ja, daß Pferde, die man frey in Waldungen laufen ließ, durch beständig Wiehern ihre Gegenwart zu erkennen gegeben und der Stimme jedes Menschen entgegen gelaufen sind. Noch mehr, sie sind (in dieser ungewohnten Einsamkeit) bey einem Ueberfluß abwechselnder Nahrung, dermaßen abgezehret, daß ihr Leben in kurzer Zeit in Gefahr gerathen.

Das Betragen und die Sitten der Pferde sind fast gänzlich das Werk der Erziehung, welche mehr Sorfalt und Mühe voraussetzet, als der Mensch an irgend ein anderes Thier verwendet, wofür er aber, durch die beständigen und willigen Dienste der Pferde hinlänglich entschädigt wird. Im ersten Alter dieser Thiere pflegt man die Füllen gleich von ihrer Mutter zu entfernen, wenn sie vorhero fünf, sechs oder höchstens sieben Monathe gesogen haben. Die Erfahrung hat gelehret, daß diejenigen, welche zehn oder eilf Monathe die Muttermilch genoßen, lange nicht so gut, als andere gerathen, die man früher absetzet, ob sie gleich dadurch mehr Fleisch auf dem Leibe zu setzen pflegen. So bald ein Füllen sechs oder sieben Monathe hindurch die Muttermilch allein genoßen, wird es hernach zu einer dichtern Nahrung gewöhnet. Es bekömmt alsdann zweymal des Tages Kleye und etwas Heu und zwar allmählig immer etwas mehr, je älter sie werden. So lange sie noch einige Sehnsucht nach der Mutter spühren laßen, be-

hält man sie im Stalle. Wenn sie aber keine Merkmale dieser Unruhe mehr äußern, bringet man sie, bey gutem Wetter, auf die Weide. Nur muß man sich hüten, sie nüchtern weiden zu laßen. Eine Stunde vorher, ehe sie aufs Gras kommen, müssen sie erst etwas Kleye genoßen und einmal gesoffen haben. Bey starker Kälte oder im Regen darf man sie ja nicht lange in Freyheit laßen. Sie können beydes noch nicht wohl ertragen. Dies ist ohngefähr das Verhalten, welches man im ersten Winter mit ihnen zu beobachten hat. Im folgenden May kann man sie nicht allein täglich auf die Weide gehen, sondern auch den ganzen Sommer hindurch, bis zu Ende des Oktobers, unter freyem Himmel auf der Weide schlafen laßen. Die einzige Vorsicht muß man aber nicht verabsäumen, sie nie auf das Grummet (oder Nachheu) zu bringen; denn wenn sie dieses zartere Futter einmal gewohnt sind, würden sie beym Heu nicht gern anbeißen, welches doch, nebst Kleye mit gemahlner Gerste oder Hafer vermischet, den 2ten Winter ihre vorzüglichste Nahrung ausmachen muß. Auf diese Art läßet man sie die ersten vier Jahre hindurch im Winter nur des Tages, im Sommer aber Tag und Nacht weiden, bis man sie von der Weide nehmen und mit Heu erhalten kann. Diese Veränderuug des Futters erfordert einige Vorsichtigkeit. In den ersten acht Tagen dürfen sie nichts, als Stroh genüßen, und man wird sehr wohl thun, wenn man ihnen zugleich einige Tränke wider die Würmer giebt, welche durch unverdaute rohe Kräuter vielleicht erzeuget worden. Herr von Garsault, welcher dieses Verfahren eigentlich für das beste

hält

hält, *) wird es ohnstreitig in der Erfahrung bewährt gefunden haben. Indeßen wird man wahrnehmen, daß der Magen aller Pferde zu allen Zeiten und in jedem Alter mit einer so ungeheuern Menge von Würmern angefüllet ist, als ob sie einen wesentlichen Theil derselben ausmacheten. Wir haben sie in gesunden so häufig, als kranken Pferden, in Graßpferden so wohl, als in Stallpferden, die lauter Hafer und Heu freßen, durchgängig bemerket. Auch die Esel, welche unter allen Thieren der Natur der Pferde noch am allernächsten kommen, beherbergen in ihrem Magen eine nicht minder große Menge von Würmern, ohne davon einige Beschwerden zu dulden. Kann man also wohl die Würmer, von welchen hier die Rede ist, als eine zufällige, von einem rohen unverdauten Kraut verursachete Krankheit betrachten? Sind sie nicht vielmehr als eine Wirkung der Nahrung und gewöhnlichen Verdauung dieser Thiere anzusehen?

Bey Absetzung eines jungen Füllens hat man vornämlich darauf zu denken, daß man sie in einen tauglichen, reinen und nicht allzu warmen Stall bringet, sonst würden sie, aus erkünstelter Weichlichkeit, gegen die Eindrücke der Luft allzu empfindlich werden. Man muß nicht vergeßen, ihnen oft frische Streue zu geben, sie beständig reinlich zu halten und von Zeit zu Zeit mit einem Lappen oder Strohwisch ihnen den Staub abreiben. Das Anlegen oder Striegeln können sie nicht wohl ehe dulden, bis sie

*) S. Le Nouveau parfait Maréchal *par Mr. de Garsault*. à Par. 1746 p. 84. 85.

wenigstens zwey und ein halbes oder drey Jahre alt sind. Sie würden ein so scharfes Reiben der Striegeln in der That mit Schmerzen empfinden, und weil ihre Haut noch zu zärtlich ist, es zu dulden, viel eher eingehen, als gedeyhen. Auch dürfen weder die Raufe, noch Krippe zu hoch angebracht seyn. Die Nothwendigkeit, den Kopf immer nach dem Futter in die Höhe zu recken, könnte zu einer Gewohnheit werden und einen schlechten Anstand des Halses veranlaßen. Wenn sie erst ein Jahr und achtzehen Monathe alt sind, kann man ihnen den Schwanz beschneiden, wodurch die von neuen treibende Haare stärker und dichter werden. *) So bald sie das zweyte Jahr vollendet haben, muß man sie trennen, und die männlichen zu den Hengsten, die weiblichen aber zu den Stuten gesellen; weil, ohne diese Vorsicht, die jungen Hengstfüllen sich unausbleiblich bey den Mutterfüllen abmatten, und vergebens entkräften würden.

Sobald sie drey Jahre oder ein halbes Jahr darüber sind, muß man darauf bedacht seyn, sie abzurichten und gelehrig zu machen. Anfänglich muß man ihnen einen leichten und bequemen Sattel auflegen, und sie täglich zwo bis drey Stunden darunter

*) Der Verf. des *Essai sur les Haras* à Turin 1769. macht hierbey die Anmerk., daß dieses erzwungene Wachsthum des Haares im Schweife nur auf Unkosten des Wachsthums und der Kräfte eines Füllens überhaupt geschehen könne; weil er gesehen, daß die Pferde mit ungewöhnlich starken Schweifen und eben so dicken Mähnen gemeiniglich die schwächsten und weichlichsten gewesen. M.

ter stehen laßen. Zugleich pfleget man ihnen ein leichtes Gebiß ins Maul zu geben, die Füße aufheben zu laßen und einige Schläge auf den Huf zu thun, als ob man sie beschlagen wollte, damit sie bey Zeiten hierzu gewöhnet werden. Will man sie zu Kutschenpferden oder Zugpferden abrichten, so muß man ihnen abwechselnd Geschirr und Gebiß, anfänglich aber keinem von beyden einen Zaum anlegen. Hernach läßt man sie, ohne Reiter, auf einer Ebene, mit einem Kappzaum, Sattel oder Geschirr an einer Leine herum traben. Merkt man, daß das gesattelte Pferd sich leicht herumdrehet und willig auf denjenigen loßgehet, welcher die Leine hält, so muß man versuchen aufzusteigen und auf eben der Stelle gleich wieder absteigen, ohne das Füllen ehe mit seinem Reiter gehen zu laßen, bis es erst vier Jahre alt geworden; denn vor dieser Zeit ist es noch zu schwach, das Gewicht eines Reiters, ohne überlästige Beschwerde, tragen zu können. Nach dem vierten Jahr kann man aber sicher aufsitzen und es abwechselnd, aber nie lange hinter einander, bald im Schritt, bald im Trabe gehen laßen. *)

Wenn ein Kutschenpferd schon gewöhnet ist, Geschirr auf sich zu leiden, so spannet man es neben ein anderes bereits abgerichtetes Zugpferd, legt ihm einen Zaum an, und führet es an einer durch den Zaum gezognen Leine, bis es anfängt sich beym Zuge gut und geduldig anzustellen. Hierauf muß der Kutscher versuchen, es rückwärts gehen zu lehren. Er be-

*) Man sehe die Elemens de Cavallerie de Mr. de la Gueriniere. à Par. 1741 Tom. I. p. 140. &c.

bedienet sich dazu eines Gehülfen, der vor dem Pferde stehen und es mit Gelindigkeit zurüke treiben, auch wohl einige kleine Stöße geben muß, um es zum Weichen zu nöthigen. Alles dieses muß noch vor der Zeit geschehen, ehe die jungen Pferde ander Futter, als jedes Füllen, bekommen. Denn wenn sie erst mit Körnern und Hexel gefüttert worden, so weis man schon aus Erfahrungen, daß sie in eben der Maaße, wie sie an Kräften zunehmen, auch minder folgsam und schwerer abzurichten sind. *)

Gebiß und Sporn sind als bloße Zwangmittel zum Gehorsam erfunden worden; das erste, um sie zu abgemeßenen, die leztern um sie zu hurtigern Bewegungen zu nöthigen. Zwar schien die Natur das Maul nur zu den Eindrücken des Geschmackes und Appetits bestimmet zu haben. Bey den Pferden wird man auch in der That eine so große Fühlbarkeit im Maule gewahr, daß man darum, weil sie hier empfindlicher, als an Augen und Ohren sind, vorzüglich das Maul zu dem Werkzeug wählete, wodurch man den Pferden von seinem Willen einen verständlichen Wink geben kann. Die kleinste Bewegung, der kleinste Druk des Gebißes ist hinlänglich, das Thier nach unserm Willen zu lenken. Der einzige Fehler dieses empfindlichen Werkzeuges besteht in seiner Vollkommenheit selbst. Sein allzu hoher Grad von Empfindlichkeit erfordert außerordentlich viel Schonung. Der geringste Misbrauch verdirbet das Maul eines Pferdes und benimmt ihm das Gefühl

*) S. Le Nouveau parfait Maréchal par *Mr. de Garsault*. p. 86.

fühl der Eindrücke des Gebißes. (Oder macht sie zu so genannten hartmäuligen Thieren;) Gesicht und Gehör würden freylich zu einer solchen Veränderung gar nicht fähig, und so leicht nicht auf solche Weise stumpf zu machen gewesen seyn. Allein man hat ohnstreitig viel Schwierigkeiten dabey gefunden, wie man die Pferde durch diese sinnlichen Werkzeuge regieren sollte. Ueberhaupt wirken die Zeichen, die man einem Thier verständlich machen will, viel stärker auf daßelbe durchs Gefühl, als durch die Augen und Ohren. Darzu kömmt noch, daß ein Reiter oder Kutscher, in der Stellung, die sie auf oder hinter einem Pfrede nehmen müßen, gar nicht verstattet, sie durch die Augen zu regieren; denn die Pferde sehen vor sich hin und würden die Zeichen, die man ihnen geben wollte, nicht anders bemerken, als wenn sie eben den Kopf rückwärts dreheten. Obgleich das Ohr einer von den Sinnen ist, wodurch man sie zuweilen aufzumuntern, und anzuführen pfleget, so scheint man doch nur bey plumpen Pferden von diesem Sinne Gebrauch zu machen. Denn auf der Reitbahn, als der eigentlichen hohen Schule der Pferde, redet man sie fast garnicht an, und es darf auch nicht einmahl das Ansehen haben, als ob man sie regierte. Bey einem schulrechten Pferd ist auch wirklich der geringste Druck der Schenkel, die leichtete Bewegung des Gebißes zureichend, sie zu leiten. Der Sporn wird entweder gar nicht, oder nur in den Fällen gebraucht, wenn man heftige Bewegungen von ihnen zu erzwingen sucht. Geschieht es zuweilen, daß ein ungeschickter Reiter beym Anspornen zugleich den Zügel anhält, so fühlt es auf der einen Seite den Reitz, auf der andern einen eben so starken Widerstand, es kann also nicht umhin, einen

Sprung

Sprung aufbäumend zu thun, ohne sich aus der Stelle zu bewegen.

Man gewöhnet ein Pferd, vermittelst des Zügels, den Kopf mit Aufstand in die Höhe zu tragen. Man richtet ihn, wie man ihn haben will. Es bedarf nur das mindeste Zeichen, die kleinste Bewegung des Reiters, um das Pferd aus einem seiner gelernten Gänge in den andern zu bringen. Der natürlichste Gang ist wohl das **Traben**; **Schritt** und **Galop** sind aber für den Reiter am bequemsten, daher man sich auch die ernstlichste Mühe giebt, in diesen beyden Gängen die Pferde am stärksten zu üben. Wenn ein Pferd seinen Vorderfuß zum Fortschreiten aufhebet, so verlangt man, daß diese Bewegung frey seyn und leicht geschehen soll. Das Knie muß genugsam gebogen und der aufgehobne Schenkel gleichsam einen Augenblick in der Höhe gehalten, der Fuß aber auf der Erde vest und gerade aufgesetzet werden, ohne daß der Kopf des Pferdes von dieser Bewegung den mindesten Eindruk erhalte. Wenn das Pferd den Schenkel plötzlich niedersinken läßet, so hat dieses gemeiniglich die Erleichterung des andern Schenkels zur Absicht, welcher die ganze Last des Körpers nicht lange allein zu ertragen vermag. Das ist ein eben so beträchtlicher Fehler, als wenn ein Pferd seinen Schenkel aus- oder einwärts wirft, weil er in eben derselben Richtung wieder herabsinket. Wenn ein Pferd sich auf **den Strahl des Fußes** (Talon *) stützet, hat man es

*) Wir folgen hier dem gelehrten Herrn D. Krünitz, welcher in des Hrn. v. Garsaults Unterricht für Liebhaber der Pferde rc. Berl. 1770. p. 12. das Wort Talon durch Strahl übersetzet.

es als ein Zeichen seiner Schwäche zu halten; wenn es hingegen mit dem Schuße oder dem vordern Rande des Hufes (Pince) auftritt, so ist dieses eine sehr erzwungene, abmattende Stellung, die kein Pferd lange aushalten kann.

Der Schritt, als der langsamste unter allen Gängen eines Pferdes, muß dennoch beschleunigt werden; er muß aber weder zu weit ausgreifen, noch zu kurz abgemessen und mit einer Leichtigkeit im Auftritt begleitet seyn. Diese Leichtigkeit gründet sich blos auf die Freyheit der Schultern, und ist am besten aus der Art, wie das Pferd im Gange seinen Kopf zu tragen pfleget, zu beurtheilen. Hält es diesen hoch und steif, so hat man es für ein rasches, leichtes Pferd zu halten. Fehlt es aber den Schultern an hinlänglicher Freyheit, so pflegen sich die Schenkel nicht genugsam zu heben, das Pferd selbst aber pflegt alsdann oft Fehltritte zuthun und über alle Ungleichheiten des Erdbodens hinweg zustolpern. Hat es überdies noch enge Schultern, ohne daß die Bewegung der Schenkel davon abzuhängen scheinet, so wird es gleich müde, stürzet oft, und ist gar nicht zum Dienste zu brauchen. Ein gutes Pferd muß völlig bewegliche Schultern haben; es muß im Gange die Schultern heben und die Hüften sinken lassen, auch den Schenkel hoch und lange genug halten können. Hält es ihn aber allzulange in der Höhe und läßt ihn allzu langsam wieder niedersinken, so verliert es allen Ruhm und Vortheil der Leichtigkeit. Es wird schwer und weiter zu nichts tauglich, als zur Parade vor einer Kutsche.

Die Leichtigkeit ist noch nicht alles, was man von den Bewegungen eines guten Pferdes fordern kann.

Sie

Sie müßen auch, wenn das Pferd sowohl seine Vorder- als Hinterschenkel fortsetzet, eben so gleich und einförmig seyn. Denn die Bewegung eines schwankenden Kreutzes, zu der Zeit, in welcher die Schultern sich in die Höhe halten, pflegt einem Reiter, durch beständige Stöße, sehr beschwerlich zufallen. Das geschiehet auch, wenn ein Pferd mit dem Hinterschenkel zu weit und bis über den Ort vorschreitet, wo der Vorderfuß gestanden. An kurz gebauten Pferden tadelt man gemeiniglich diesen Fehler. Pferde, welche ihre Schenkel oft übereinander oder aneinander schlagen, haben einen sehr unsichern Gang *). Ueberhaupt sind allemal die langgebauten Pferde für einen Reiter die bequemsten, weil er sich bey solchen am weitsten von den Schultern und Hüften, als den beyden Mittelpunkten der Bewegung, entfernt, und allen Eindrücken oder Stößen am wenigsten ausgesetzt findet.

Gemeiniglich pflegen die vierfüßigen Thiere in ihrem Gange zu gleicher Zeit ein Vorder- und ein Hinter-

*) Dieses ist ein gewöhnlicher Fehler solcher Pferde, deren Schultern schmal und enge sind; weil das Gelenk am untern Theil des Schulterblattes und am obern Theil des Vorderfußes, welches nach den Ribben der Brust gehet, selbige stark einschnüret und enger macht. Bey solchen Pferden stehen die Vorderschenkel oben, nach innen so nahe aneinander, daß sie sich fast berühren. Dadurch werden sie am Vordertheile schwach, und sind, wenn sie gehen, in Gefahr, die Schenkel über einander zu schlagen und zu fallen. S. von Garsaults Unterricht etc. p. 8. M.

Hinterbein fortzusetzen und dem rechten Vorderbein erst sogleich das linke Hinterbein, hernach aber dem linken Vorderbein zugleich das rechte Hinterbein folgen zu lassen u. s. w. In so fern sich ihr Körper auf vier Punkte stützet, die ein längliches Viereck ausmachen, so können sie wohl nicht leicht eine bequemere Bewegung annehmen, als wenn zwey übereck liegende Bewegungspunkte auf einmal so verändert werden, daß der Mittelpunkt der Schwere des thierischen Körpers nur eine kleine Bewegung machet und beständig fast in einerley Richtung der beyden Unterstützungspunkte bleibet, die nicht in Bewegung sind. Diese Regel wird bey allen drey natürlichen Bewegungen des Pferdes, dem Schritte, dem Trab und Galop beständig aufs genaueste befolgt. Nur mit einigem Unterschied. Beym Schritte bemerkt man vier abwechselnde Zeitpunkte der Bewegung. Wenn der rechte Vorderschenkel zu erst und einen Augenblick darauf der lincke Hinterschenkel fortgesetzt wird, so ist alsdann die Reihe am linken Vorderschenkel und gleich darauf am rechten Hinterschenkel. Erst wird also der rechte Vorderfuß und nach ihm der linke Hinterfuß, dann drittens der linke Vorderfuß und auf diesen viertens, der rechte Hinterfuß die Erde berühren. Hieraus entsteht eine Bewegung von vier Zeitpunkten und von drey Zwischenzeiten, deren erste und letzte kürzer, als die mittelste, sind. Im Trabe können mehr nicht als zween Zeitpunkte der Bewegung statt finden. Mit dem rechten Vorderfuß wird, ohne die mindeste Zwischenzeit, allemal der linke Hinterfuß und hernach mit dem linken Hinterfuß zugleich der rechte Hinterfuß auf gleiche Art fortgesetzet. Folglich hat eigentlich die Bewegung des Trabes nicht mehr als zween Zeitpunkte und eine Zwischenzeit;

weil allemal erst der rechte Vorder- und linke Hinterfuß, hernach aber der linke Vorder- und rechte Hinterfuß zu gleicher Zeit auf die Erde gesetzt werden. Beym Galop werden gemeiniglich drey Zeitpunkte beobachtet. Weil aber in dieser Bewegung, als einer Art von einem Sprung, die vordern Theile des Pferdes anfänglich keine eigenthümliche Bewegung machen, sondern vielmehr durch die Kraft der Hüften und Hintertheile fortbeweget werden, so muß das Pferd, wenn von beyden Vorderschenkeln der rechte weiter, als der linke gehen soll, den linken Hinterfuß erst auf die Erde setzen und ihn zum Ruhepunkte dieser springenden Bewegung machen. Der linke Hinterfuß macht also den ersten Zeitpunkt der Bewegung, indem er zuerst auf dem Erdboden angestämmet wird. Hierauf erhebt sich der rechte Hinterfuß zugleich mit dem linken Vorderfuß, und beyde fallen zu gleicher Zeit wieder auf die Erde. Der rechte Vorderfuß, der sich einen Augenblick nach dem linken Vorder- und dem rechten Hinterschenkel erhebet, kömmt endlich zuletzt wieder auf die Erde, und hierdurch wird der dritte Zeitpunkt vollendet. Die Bewegung im Galop hat also drey Zeitpunkte und zwo Zwischenzeiten, in deren ersten sich, wenn die Bewegung recht geschwinde gemacht wird, ein Augenblick entdecken läßt, wo sich alle vier Schenkel, zu gleicher Zeit, in der Luft befinden und alle vier Hufeisen auf einmal zu sehen sind. Wann das Pferd geschmeidige Hüften und Kniebeugungen hat, wenn es diese geschwind und fertig beweget, so erhält hierdurch der Galop eine desto grössere Vollkommenheit und wird alsdann nach vier Zeitpunkten abgemessen. Das Pferd setzt nämlich den linken Hinterfuß zuerst auf; darinne besteht der erste Zeitpunkt. Der Rückfall

des

des rechten Hinterfußes macht hierauf den zweeten; das bald darauf erfolgende Aufsetzen des linken Vorderfußes den dritten, und endlich das Aufstützen des rechten Vorderfußes, welches zuletzt geschiehet, den vierten Zeitpunkt der Bewegung aus.

Die Pferde fangen ihren Galop meistentheils mit dem rechten Fuß an, den sie auch bey ihrem Schritt und beym Trabe zuerst vorzusetzen pflegen. Sie greifen auch im Galopiren zuerst mit ihrem rechten Vorderschenkel aus, der immer weiter, als der linke vorangehet. Eben so verfähret auch ein Pferd, so lange es galopiret, mit dem rechten Hinterschenkel, welcher sich unmittelbar nach dem rechten Vorderschenkel in Bewegung setzet und gleichfalls weiter, als der linke, voraus gehet. Daherowird auch der linke Schenkel, weil er die ganze Last des Körpers tragen u. forttreiben muß, am stärksten angegriffen. Es würde deswegen sehr vortheilhaft seyn, wenn man die Pferde zu einem wechselsweisen Galop, bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß gewöhnete, wodurch sie vermögend würden, diese heftige Bewegung länger auszuhalten. Auf der Reitbahn pflegt man dieses auch wirklich, aber vielleicht aus einem ganz andern Grunde, zu thun. Weil sie nämlich daselbst ofte die Hand verändern oder einen Zirkel umschreiben müssen, dessen Mittelpunkt bald zur rechten Hand, bald aber zur linken ist, so werden sie dadurch in die Nothwendigkeit gesetzet, bald rechts, bald links zu galopiren.

Beym Schritt pflegen die Schenkel sich nicht sonderlich zu heben und die Füße ziemlich nahe am Fußboden hinzustreichen. Beym Trabe sind sie schon höher aufgehoben und weiter von dem Erdbo-

den entfernet. Am höchsten werden die Schenkel beym Galop erhoben, und die Füße scheinen hüpfend auf den Erdboden zu stampfen. Zu einem guten Schritt wird erfordert, daß er hurtig, leicht, sanft und sicher; zu einem Trabe, daß er flüchtig, rasch und gleichförmig sey. Das Hinterroß muß das Vorderroß ordentlich forttreiben, das Pferd aber im Trabe den Kopf hoch und die Lenden gerade tragen. Denn wenn sich bey jedem Zeitpunkte des Trabes die Hüften wechselsweise bald erheben, bald niedersinken, wenn das Kreutz wanket und das Pferd sich wieget, so ist sicher eine gewiße Schwäche die Ursache dieses schlechten Trabes. Ein anderer Fehler der Pferde bestehet darinn, wenn es die Vorderschenkel nach aussen wirft, welche von rechtswegen mit den Hinterschenkeln Eine Linie halten und diese beständig decken oder verbergen müßten. Wenn der eine Hinterschenkel gleichsam geschleudert und auf eben dieser Seite, der Vorderschenkel ein wenig zu lange auf einer Stelle erhalten wird, so entstehet aus diesem Widerstand eine härtere Bewegung. Man siehet hieraus, warum die Zeit zwischen den beyden Zeitpunkten der trabenden Bewegung kurz seyn muß. Indeßen mag diese Zwischenzeit so kurz seyn, als nur immer möglich ist, der Widerstand ist in diesem Gange doch immer groß genug um ihn härter, als den Schritt und Galop zu machen; denn beym Schritte sind alle Bewegungen beßer mit einander zusammenhängend, sanfter, und mit geringerem Widerstand begleitet; im Galop ist aber fast gar kein horizontaler Widerstand, als der einzige, welcher dem Reiter beschwerlich fällt, wahrzunehmen; weil sich die Gegenwirkung der bewegten Vorderschenkel fast gänzlich von unten hinauf, in einer senkrechten Richtung äußert.

Zur

Zur Bewegung des Galops muß die Schnellkraft so wohl der Kniebeugungen, als der Nieren oder Lenden, das ihrige beytragen. Indem die leztern sich ansträngen, um das Vorderroß zu heben und fortzutreiben, zeigt die gebogene Kniekehle ihre Federkraft, und verhindert zu gleicher Zeit Stoß und Erschütterung. Je einförmiger und gelinder die Kniekehle sich ausdehnet, um so viel sanfter wird allemal die Bewegung des Galopes, desto hurtiger aber und rascher, je kräftiger die Kniekehlen sind, und desto gewißer, je mehr sich das Pferd auf den Hüften trägt, und je mehr die Schultern durch die Stärke der Lenden unterstützet werden. Uebrigens darf man die Pferde, welche die Vorderschenkel am stärksten heben, ja nicht für die besten Springer halten; denn sie kommen in ihrem Galop lange nicht so weit, als die andern, und werden viel eher müde. Sie thun es auch gemeiniglich aus keiner andern Ursach, als wenn sie nicht völlig freye, bewegliche Schultern haben.

Die gewöhnlichsten und natürlichsten Bewegungen der Pferde pflegen sich dennoch in den **Schritt**, in den **Trab** und **Galop** einzuschränken. Doch giebt es Pferde, welche von Natur einen sonderbaren Gang haben, der einen **Mittelgang** zwischen dem **Trab** und **Schritt** ausmachet und von den Franzosen l'Amble, von den meisten Deutschen der **Paß**, genennet wird. Außer daß er von den gewöhnlichen Gängen sehr abweichet, scheint er, beym ersten Anblick, so gar, wider die mechanische Gesetze zu laufen u. für das Pferd ungemein ermüdend zu seyn, ob gleich das Pferd bey diesem Gange so hurtig noch lange nicht, als bey Trab und Galop, von der Stelle kömmt. Der Huf streichet in diesem Falle noch näher an der Erde hinweg, als im Schritt

und an sich ist auch der Gang viel gestrekter. Was uns aber vorzüglich befremdend scheinen muß, ist vornämlich der Umstand, daß bey einem Schritte die beyden Schenkel der einen Seite, z. B. der rechte Vorder- und Hinterschenkel, zugleich sich fort bewegen, und daß hernach die beyden linken Schenkel im Fortschreiten den zweeten Schritt ausmachen u. s. w. Fehlt es auf solche Art den beyden Seiten des Körpers nicht wechselsweise an einem Ruhepunkt und an Gelegenheit sich einander im Gleichgewichte zu erhalten? Und muß dieses ein Pferd nicht ungemein abmatten, wenn es sich in der Nothwendigkeit befindet, sich durch eine so schnelle Bewegung, wobey es fast gar nicht von der Erde kömmt, in einem erzwungnen Gleichgewichte zu erhalten? Denn in der That, wenn es bey diesem Gange die Schenkel eben so hoch, als beym Trabe, oder auch nur bey einem guten Schritt, aufheben wollte, so würde gewiß ein so starkes Schwänken daraus entstehen, daß der Umsturz eines solchen Pferdes nach der Seite ganz unvermeidlich wäre. Denn bloß durch die sehr nahe Berührung des Erdbodens und durch die ungemein schnell abwechselnde Bewegung erhält es sich, ohne seitwärts zu fallen in einem Gange, wobey nicht allein der Hinterschenkel zugleich mit dem Vorderschenkel der einen Seite fortgerükt, sondern auch einen oder anderthalb Fuß weiter über den Ort hinaus gesezt werden muß, wo der lezte vorher gestanden. Je weiter nun ein solches Pferd mit seinem Hinterschenkel dem Vorderschenkel vorgreifet, desto beßer hält es den sogenannten Paß oder Mittelgang zwischen Trab und Schritt, und desto hurtiger geht alsdann die ganze Bewegung von statten. Es giebt also bey diesem Gange, wie beym Trabe, nur zween Zeit-

punkte der Bewegungen und es herrschet zwischen beyden Gängen kein anderer Unterschied, als daß im Trabe beyde zugleich fortgesezte Schenkel einander überzwerg entgegen gesetzet sind, beym erwähnten Mittelgang aber beyde Schenkel auf einerley Seite, zu gleicher Zeit sich fort bewegen. Dieser Gang, welcher die Pferde sehr abmattet, und den man ihnen bloß auf glatten Ebenen erlauben darf, ist für den Reiter ungemein bequem. Er stößet lange nicht so sehr, als der Trab wegen des Widerstandes stoßen muß, den der vordere Schenkel thut, indem der hintere sich hebet. Denn hier geschiehet das Aufheben des vordern und hintern Schenkels zugleich auf einerley Seite; beym Trabe hingegen bleibt der Vorderschenkel der einen Seite in Ruhe und widerstehet dem Antriebe so lange, als der Hinterschenkel in Bewegung bleibt.

Die Pferdekenner behaupten, alle Pferde, welche sich von Natur zu einem solchen Mittelgang oder zum Paße gewöhnt hätten, pflegten fast nie zu traben und immer viel schwächlicher, als andre zu seyn. Von den Füllen weis man, daß sie wirklich diesen Gang leicht annehmen, besonders wenn sie zu einem schnellen Lauf gezwungen werden und noch nicht Stärke genug zum Traben und Galopiren besitzen. Man hat auch schon bey den meisten guten Pferden, die zu stark angestränget werden, die Bemerkung gemacht, daß sie, wenn sie anfangen stumpf zu werden, diesen Gang von selbst annehmen, so bald man sie zwinget, eine schnellere Bewegung, als der Schritt ist, zu machen. *)

*) Man sehe Mr. de *la Gueriniere* Ecole de Cavalerie. à Par. 1741. Fol. p. 77.

Ob also gleich der Paß für den Reiter ungemein bequem ist, so hat man ihn doch, in Ansehung des Pferdes selbst allerdings für einen fehlerhaften Gang zu halten, weil er nicht allein etwas Ungewöhnliches und nur wenigen Pferden eigen zu seyn scheinet, sondern, weil fast alle Paßgänger viel schwächlicher, als andere Pferde sind, und weil die stärksten unter ihnen durch diesen Gang viel eher, als durchs Traben und Galopiren, zu Grunde gerichtet werden.

Es giebt auch außerdem noch zween andere Gänge, den **Antritt**, *) und den **kurzen Galop**, **) welche die schwachen oder in der Arbeit übertriebenen Pferde von selbst anzunehmen pflegen. Sie sind noch fehlerhafter, als der Paß, und haben daher die Benennung der **abgebrochnen, unordentlichen und zusammengesetzten Gänge** ***) von Pferdekennern erhalten. Der **Antritt** ist ein Mittelgang zwischen dem Schritt und Paß, der **kurze Galop** aber, zwischen dem Trab und ordentlichen Galop. Beyde haben ihren Grund in übertriebenen und anhaltenden Ermüdungen oder in einer natürlichen Schwäche der Lenden. Ueberladene **Landkutschenpferde** gehen, statt eines Trabes, den Antritt, so bald sie anfangen, den Verfall ihrer Kräfte zu fühlen, und verdorbne **Post**- oder **Courirpferde** fallen in einen **kurzen Galop**, so bald sie angetrieben werden, ordentlich zu galopiren.

Unter

*) *Entre — pas.*

**) *Aubin.*

***) *Trains rompus*, desunis & composés.

Unter allen Thieren ist ohnstreitig das Pferd, bey seiner lang gestrekten Leibesbeschaffenheit, an allen Theilen seines Körpers am regelmäßigsten und zierlichsten gebauet. Man vergleiche nur einmal die Thiere mit demselben, die nach der Ordnung der Natur unmittelbar über oder unter ihm stehen. Wie schlecht ist nicht, in Vergleichung mit einem Pferde, der Esel gebauet! Was hat nicht der Löwe für einen ungeheuren Kopf! und der Ochse? Was für dünne, kurze Füße, zu seinem großen, plumpen Körper! Wie häßlich fällt nicht die Gestallt eines Kameels in die Augen! Und sind nicht jene große Lasten der Erde, die Nasenhörner und Elephanten, gleichsam bloße ungestalltete, von Fleisch und Knochen zusammengehäufte Klumpen? In der großen Verlängerung der Kinnladen bestehet der vorzüglichste Unterschied zwischen der Figur der Köpfe von Menschen und vierfüßigen Thieren, und zugleich der unedelste Charakter unter allen übrigen. Ob indeßen gleich das Pferd mit sehr langen Kinnbacken versehen ist, so hat man ihm doch weder die blödsinnige Miene des Esels, noch das tumme Ansehen des Ochsen vorzuwerfen. Die regelmäßigen Verhältniße der Theile seines Kopfes geben ihm ein freyes, lebhaftes Ansehen, welches durch die Schönheit seines Halses noch mehr erhöhet wird. Es scheint als ob das Pferd, indem es den Kopf in der Höhe trägt, sich über den Rang der vierfüßigen Thiere hinauszusezen bestrebe. In dieser edlen Stellung sieht es den Menschen gerade ins Gesicht. Seine lebhafte Augen öfnen sich in verhältnißmäßiger Weite. Die Ohren haben ihren gehörigen u. regelmäßigen Bau. Sie sind weder zu kurz, wie bey dem Ochsen, noch zu lang, wie bey dem Esel. Indem der Haarbüschel über

der Stirne seinem Kopf, und die Mähne dem Hals zu wahren Zierde gereichet, scheinen diese Zierrathen zugleich Stärcke, Muth und Stolz anzukündigen. Nichts konnte den hintern Theil des Pferdes vortheilhafter decken und endigen, als der lange, schleppende, dickhaarige Schweif, welcher der kurzen Blume des Hirsches, dem kurzen Bürzel des Elephanten, u.s.w. dem kahlen Schwanz des Esels, Kamels, Rhinoceros und anderer Thiere, im Ansehen so weit vorzuziehen ist. Den Pferdeschwanz bildet ein Schweif dicker und langer Haare, welcher gleich aus dem Kreutze herausgewachsen zu seyn scheinet, weil die Haare nur an einer ganz kurzen Schwanzriebe vestsitzen. Das Pferd kann zwar seinen Schwanz nicht, wie der Löwe, in die Höhe werfen, in deßen giebt ihm der herabhängende Schweif ein desto vorzüglicheres Ansehen. Da ihm außerdem eine freye Bewegung des Schwanzes nach allen Seiten verstattet ist, so weis es denselben sehr vortheilhaft zu Verjagung der Fliegen zu gebrauchen, wovon es oft beunruhiget wird. Denn ob es gleich mit einer vesten, allenthalben stark mit Haaren bewachsenen Haut bedecket ist, so pflegt es doch an dieser starken Haut außerordentlich empfindlich zu seyn.

Das edle Ansehen eines Pferdes ist mehr in der Art, wie es Kopf und Hals zu tragen pfleget, als in der Stellung aller übrigen Theile seines Körpers, zu suchen. Der obere Theil des Halses, woran die Mähne sitzet, muß an der Stelle, wo er aus dem Vorderroß entspringet, sich in gerader Linie heben, hernach aber, näher am Kopf, einen Bogen, wie der Hals eines Schwanes, bilden. Der untere oder vordere Theil des Halses muß gar keinen Bogen machen.

machen. Seine Richtung muß von der Brust bis an die Kehle gerade, doch etwas vorwärts gebogen seyn. Einen unterwärts völlig senkrechten Hals würde man für einen Fehler zu halten haben. Außerdem verlanget man von einem wohlgebildeten Halse, daß der obere Theil schmal und nicht sehr fleischicht an der Mähne, von dieser aber, daß sie nicht allzustark mit langen, feinen Haaren besetzet sey. Ob gleich ein schöner Pferdehals lang und erhaben seyn soll, so muß er doch mit der ganzen Leibesgestallt in einem genauen Verhältniß stehen. Lang und dünnhälsige Pferde pflegen gern Kopfstöße zu geben und Pferde mit kurzen fleischigen Hälsen, sich schwer lenken zu laßen. Die vortheilhafteste Richtung des Kopfes ist, wenn die Stirne senkrecht nach dem Horizonte steht.

Der Kopf muß nicht allzulang, er muß aber mager und dünne, die **Ohren** müßen nicht weit von einander entfernet, klein, gerade, unbiegsam, enge, zart und recht oben auf dem Kopf angebracht; die **Stirne** muß schmal und erhaben, die **Augengruben** wohl ausgefüllet, die **Augenlieder** dünne, die **Augen** selbst helle, voll eines lebhaften Feuers, groß und bis zur Fläche des Kopfes hervorragend, der **Stern** groß, die **Kinnlade** mager und nicht zu dicke; die **Nase** muß etwas gebogen, die **Nasenlöcher** weit offen und wohl gespalten, die **Scheidewand** beyder Nasenlöcher dünne, die **Lefzen** zart nud das Maul nicht allzuweit gespalten seyn. Ferner verlanget man an wohlgebauten Pferden ein hohes, scharfes **Vordertroß**, trokne, platte, nicht allzuschmale **Schultern**, einen gleichen, ebenen, der Länge nach unmerklich gebogenen, an beyden Seiten des einge-

drückten

drükten Rückgrads erhobnen Rücken, ausgefüllte kurze Flanken oder Dünnungen, ein rundes starkes Kreutz, fleischichte Hüfte, eine dicke, veste Schwanzriebe, große, fleischichte Oberschenkel, vornher ganz runde Knie, weite, ausgeschweifte Kniekehlen, vorn dünne, an den Seiten aber breite Röhren, bloßliegende Flechsen, kleine Kugeln, nicht stark behaarte Köhden, dicke, nicht allzulange Fesseln, nicht sonderlich erhabne Kronen, schwarzes, glatt und glänzendes Horn, einen hohen Huf, runde Quartiere, einen breiten mittelmäßig erhabnen Strahl, eine dünne spitzige Gabel, dicke und ausgehöhlte Sohle.

Es ist natürlich, daß nur bey sehr wenigen Pferden alle diese Vollkommenheiten zusammen angetroffen werden. Die Augen sind unterschiedenen Fehlern unterworfen, die man so gleich nicht erkennen wird. In einem gesunden Auge muß man durch die Hornhaut zween oder drey rusfärbige Flecken über dem Stern wahrnehmen können; das ist aber nur bey einer hellen, reinen, durchsichtigen Hornhaut möglich. Wenn aber diese Haut entweder trübe oder von schlechter Farbe ist; zeigt es ein schlechtes Auge an. Eben dieses pflegt man auch von einem kleinen, schmalen oder mit einem weißen Ring umgebnen Stern zu sagen. Die blaulicht grüne Farbe des Sternes ist ein zuverläßiges Merkmal eines schlechten Auges und trüben Gesichtes.

Die umständlichere Nachricht von den Fehlern eines Pferdes wird unten, bey Erzählung aller Theile deßelben mit beygefüget werden. Jezo will ich nur einige Bemerkungen anführen, welche, nebst dem

Vor-

Vorhergehenden uns in den Stand setzen können, von den meisten Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten eines Pferdes ein richtiges Urtheil zu fallen. Von den Bewegungen der Ohren kann man gar wohl auf die natürliche Beschaffenheit und auf den wirklichen Zustand eines Pferdes schlüßen. Im Gehen muß es die Spitzen der Ohren vorwärts richten; denn hängende Ohren sind ein Kennzeichen sehr abgematteter Thiere. Falsche und böse Pferde spielen mit den Ohren so, daß immer abwechselnd eines vorwärts, das andere hinterwärts gerichtet ist. Die Ohren gegen die Seite zu richten, wo sich ein Geräusche hören läßt, ist allen Pferden eigen. Wenn man aber ein Pferd auf den Rücken oder auf das Kreutz klopfet, so pflegt es die Ohren vorwärts zu schlagen. Pferde, deren Augen tief im Kopfe liegen oder von ungleicher Größe sind, haben gemeiniglich ein schlechtes Gesicht, und die trokenmäuligen sind lange nicht von so gutem Temperament, als die frischmäuligen, die unter dem Zügel schäumen.

Ein Reitpferd muß mit platten, beweglichen und leichten, ein Zugpferd aber mit starken, runden und fleischigen Schultern versehen seyn. Wenn sie aber an einem Reitpferd allzu mager sind, und wenn die Knochen stark unter der Haut hervorragen, so ist es ein Beweiß, daß ein solches Pferd verwachsene Schultern hat und keinen schweren Ritt auszuhalten vermag. Eine zuweit hervorragende Brust und weit zurückstehende Vorderschenkel sind ebenfalls ein wichtiger Fehler eines Reitpferdes; denn ein solches Pferd pflegt, im Galopiren, mit seinen Vorderschenkeln zu hart aufzustoßen, ofte zu stolpern und leichte zu stürzen. Die Länge der Schenkel muß

billig mit der Taille des Pferdes in gutem Verhältniß stehen. Allzulange Schenkel verursachen einen unsichern Gang, allzu kurze Schenkel aber machen, daß es dem Reiter schwer an der Hand werden muß. Man hat bemerket, daß fast alle Stuten vorn etwas niedriger, als die Hengste, und daß diese durchgängig mit einem dickern Hals versehen sind.

Das Alter eines Pferdes genau beurtheilen zu können, ist einer der wichtigsten Punkte für einen Pferdekenner. *) An alten Pferden wird man gemeiniglich tiefe Augengruben gewahr. Indeßen pflegen diese nur ein sehr zweydeutiges Merkmal des Alters auszumachen, weil eben dieser Fehler auch an jungen Pferden, die von alten Hengsten erzeugt worden, schon bemerket wird. Von den Zähnen kann man die sichersten Anzeigen des Alters hernehmen. Vierzig Zähne laßen sich in einem Pferdemaul zählen. Vier und zwanzig **Backzähne**, vier **Hundszähne** u. zwölf **Schneidezähne**. Die Stuten haben entweder gar keine, oder nur sehr kurze Hundszähne. Die Bakzähne können zur Kenntniß des Alters gar nichts beytragen; es wird erst bloß nach den Vordern und in der Folge nach den Hundeszähnen geschätzet. Die vordern zwölf Zähne pflegen gleich vierzehn Tage nach der Geburth hervorzutreten, rund, kurz und nicht sonderlich dichte zu seyn, auch einigemal auszufallen

*) Man kann hierüber das IIte Kapitel in Herrn von Garsaults Unterricht ꝛc. Berl. 1770 p. 19 von der Kenntniß des Alters eines Pferdes, oder den Anhang zur Geschichte des Pferdes, oder die Erklärung der 3ten Kupferpl. nachlesen. M.

len und durch andere wieder ersezt zu werden. Von den vier mittelsten Vorderzähnen verliert ein junges Pferd in einem Alter von dritthalb Jahren, zuerst zweene oben und zweene unten; ein Jahr nachher vier andere, nämlich einen auf jeder Seite der erstern, die nun wieder gewachsen sind. Ohngefähr nach einem Alter von vier und einem halben Jahr fallen wiedes vier andere, beständig an der Seite derjenigen aus, die schon einmal ausgefallen und wieder gewachsen sind. An der Stelle dieser vier Milchzähne kommen wieder vier andere zum Vorschein, die lange nicht ein so schnelles Wachsthum haben, als diejenigen, welche die Stelle der acht ersten ersetzen mußten. Diese vier lezten so genannten Eckzähne, die statt der vier lezten Milchzähne hervorwachsen, sind eigentlich die wahren Merkmale, woraus man das Alter der Pferde beurtheilet. Man erkennet sie ohne Mühe, weil sie oben so wohl, als unten, von der Mitte des äußersten Endes vom Kinnbacken gerechnet, allemal die dritten sind. Außer der Höhlung, welche man in diesen Zähnen bemerket, haben sie auch in derselben einen schwarzen Fleck. In einem Alter von vier und einem halben oder fünf Jahren ragen sie kaum sichtbar über das Zahnfleisch hervor, die Vertiefung aber ist ungemein deutlich zu sehen. Nach dem sechsten und einem halben Jahr fängt sie an, sich auszufüllen; das Maal beginnet von Zeit zu Zeit immer kleiner zu werden, bis nach sieben und einem halben oder nach acht Jahren, wo die Höhlung ganz ausgefüllet und das schwarze Maal verloschen ist. Weil man indeßen, nach dem achten Jahr, aus diesen Zähnen das Alter gar nicht mehr beurtheilen kann; so bemüht man sich alsdann es nach den Hundszähnen oder Haken zu schätzen. Diese vier Zähne

stehen an der Seite der vier angezeigten Milchzähne, und pflegen so wenig, als die Backzähne, Vorgänger zu haben, die erst wieder ausfallen müßten. Die zween untern Backzähne treiben gemeiniglich in einem Alter von 3 u. einem halben Jahr, die beyden obern aber nach dem 4. Jahr. Bis ins 6. Jahr behalten sie oben ihre Spitzen, nach dem 10. Jahr aber pflegen die obersten schon stumpf, abgenutzt u. lang zu erscheinen, weil sich, mit dem zunehmenden Alter, das Zahnfleisch immer weiter von ihnen ablöset und zurüke weicht. Ein Pferd ist also desto älter, in je größern Grade die angezeigten Merkmale an den Backzähnen sichtbar werden. Zwischen dem zehnten bis zum dreyzehenten oder vierzehnten Jahr ist es schwer, ein Kennzeichen des Alters anzugeben; nach diesem Zeitpunkt aber sieht man gemeiniglich einige Haare der Augenbraunen sich weiß färben. Dieses Merkmal ist aber nicht minder zweifelhaft, als die eingefallnen Augengruben; weil man aus Erfahrungen weis, daß Pferde, die von alten Hengsten gezeuget und von alten Stuten gefallen sind, schon im neunten oder zehnten Jahr ihres Alters graue Haare auf ihren Augenbraunen gezeiget haben. Einige Pferde haben Zähne, die sich wegen ihrer vorzüglichen Härte, gar nicht abnutzen können und ihr schwarzes Maal nie verlieren. Allein dergleichen Pferde welche bey den Franzosen mit einem Wort *Beguts* oder *Baigus* heißen, kann man an der gänzlich verwachsnen und ausgefüllten Höhlung und an der Länge der Hundszähne gar leicht erkennen. *) Uebrigens hat man beobachtet, daß viel mehr Stuten, als Hengste, mit so harten, verwachsenen Zähnen vorkommen. Die Furchen des Gaumes gehören auch unter die Merkmale, woraus man

*) S. l'Ecole de Cavalerie *de Mr. de la Gueriniére* p. 25. &c.

man das Alter eines Pferdes, weil sie mit dem zunehmenden Alter eines Pferdes immer mehr vergehen, zwar beurtheilen, aber nicht sicher bestimmen kann.

Die Fähigkeit, seines Gleichen hervorzubringen, äußert sich bey den Pferden in einem Alter von zwey oder zwey und einem halben Jahre; doch bey den Stuten, wie bey allen andern weiblichen Thieren, früher, als bey den Hengsten. Allein von so jungen Pferden hat man nichts, als Füllen zu erwarten, die schlecht gebaut und von sehr mittelmäßiger Leibesbeschaffenheit sind. Wenigstens muß ein Hengst vier bis fünftehalb Jahr alt seyn, ehe man ihn zu einer Stute läßt; und doch gilt eigentlich dieses nur von Zugpferden oder andern großen Arten, die gemeiniglich ihr völliges Wachsthum etwas früher, als andere Pferde von feinerer Art, zu erreichen pflegen. Den leztern muß man bis ins sechste, und den schönen spanischen Hengsten wohl bis zum siebenten Jahre Zeit laßen. Die Stuten können wohl ein Jahr früher zu ihrer Bestimmung gebraucht werden. Im Frühling empfinden sie gemeiniglich vom Ende des Märzes bis zu Ausgang des Junius einen starken Trieb zur Paarung. Das stärkste Gefühl desselben pflegt aber kaum über vierzehn Tage bis drey Wochen zu dauern, und man muß diese Zeit genau zu beobachten suchen, wenn man ihr den Hengst zulaßen will. In der Wahl des leztern, hat man darauf zu sehen, daß er auserlesen schön, wohlgebaut, vorne hoch, rasch, überall gesund, besonders aber aus einem Lande sey, welches durch vorzügliche Pferde berühmt ist. Wer schöne, feine, wohlgebaute Reitpferde ziehen will, muß zu ihrer Zeugung ausländische Hengste wählen. Die arabischen, tür-

kischen, barbarischen, und andalusischen sind in dieser Absicht allen andern vorzuziehen. Im Nothfall ersetzen englische, wohl ausgesuchte Pferde die Stelle der vorigen, weil sie Abkömmlinge von diesen und wegen der vortreflichen Futterung und beständigen Sorgfalt der Engländer, die Gattungen zu erneuern, gar nicht sonderlich ausgeartet sind. Von den italiänischen, besonders neapolitanischen Hengsten, welche zu eben der Absicht gebraucht werden können, hat man sich den doppelten Vortheil zu versprechen, daß sie mit feinen Stuten feine Reitpferde, mit gut ausgewachsenen und wohlgestallteten Stuten aber schöne Kutschpferde zeugen.

Man will bemerkt haben, daß in Frankreich, England und andern Orten die arabischen und barbarischen gemeiniglich größere, die spanischen aber lauter kleinere Pferde, als sie selbst sind, erzeugen. Wer seine Absicht auf gute Kutschenpferde gerichtet hat, muß zu Hervorbringung derselben sich der neapolitanischen, der dänischen oder solcher Hengste bedienen, welche aus gewißen Gegenden Deutschlandes, oder Hollandes, zum Beyspiel aus dem Hollsteinschen oder Frisländischen, genommen sind. Solche Hengste müßen von gutem Gewächse seyn, oder, als Reitpferde, vier Fuß und 8. 9. bis 10 Zoll, als Kutschpferde hingegen wenigstens fünf Fuß, haben. Von einem guten Hengst wird auch ein gutes Haar gefordert, es mag nun entweder pechschwarz, schön grau, schwarzbraun, fuchsroth, oder hochisabellfarbig, mit Eselsstreifen und so wohl an den Mähnen, als an den Enden der Glieder, schwarz seyn. Alle Pferde, die ein verbleichtes mattfarbiges Haar tragen, oder an den Enden der Glieder weiß gefarbet

sind, müßen aus guten Stutereyen verbannet werden. Das vortreflichste äußere Ansehen muß an einem vollkommenen Hengst gleichsam die Ankündigung aller innern guten Eigenschaften, des feurigen Muthes, der Gelehrigkeit und schnellen Munterkeit seyn. Man fordert außerdem auch von ihm noch ein empfindliches Maul, freye Schultern, Sicherheit auf den Schenkeln, gelenke Hüften, am ganzen Körper stark gespannte Sehnen, besonders an den Kniekehlen, und wo möglich einigen Unterricht und Uebung auf einer guten Reitbahn. Mit den Pferden hat man, unter allen übrigen Thieren, die meisten und genauesten Beobachtungen angestellet und gefunden, daß es fast alle gute und schlimme, natürliche oder durch Kunst erhaltne Eigenschaften auf seine Nachkommen erblich machet. Ein von Natur tückisches, scheues u. s. w. Pferd wird allemal Füllen von gleicher Gemüthsart hervorbringen. Und weil bekanntermaßen die Fehler der Bildung und der Säfte viel gewißer, als die Eigenschaften des Naturels fortgepflanzet werden, so hat man desto sorgfältiger dahin zusehen, alle mißgebildete, rotzige, Haarschlechtige, mondsüchtige und dergleichen Pferde gänzlich von den Stütereyen zu entfernen.

Zur Schönheit eines Füllen pflegt in unsern Himmelsstrichen die Stute so viel nicht, als der Hengst, beyzutragen; vielleicht hat es aber der Mutter desto mehr von seinem Temperament und Wuchs zu danken. Daher müßen die Stuten vollständig, recht güt bey Leibe und mit hinlänglicher Nahrung für ein Füllen versehen seyn. Zu feinen Pferden wählet man spanische und italiänische, zu Kutschpferden aber vor allen andern die Stuten aus Engel-

land und aus der Normandie. Indeßen mögen die Stuten her seyn, aus welchem Lande sie wollen, so hat man sich, mit guten Hengsten, von ihnen allemal schöne Pferde zu versprechen, wenn sie selbst wohl gebauet und von guter Art sind. Denn wenn sie von einem schlechten Hengst beleget werden, so fallen von ihnen auch wieder eben so schlechte Pferde. Die Nachkommenschaft dieses Thiergeschlechtes gleichet oft, wie bey den Menschen, ihren Vorfahren väterlicher und mütterlicher Linie; ob es gleich das Ansehen hat, als ob das Weibchen bey den Pferden wohl nicht völlig so viel, als bey den Menschen, zur Zeugung beytrage. Der Sohn hat viel öfter eine Aehnlichkeit mit seiner Mutter, als ein Hengstfüllen mit der Seinigen. Wenn ja zuweilen ein Füllen der Stute, von welcher es fiel, ähnlich siehet, so findet sich diese Aehnlichkeit mehrentheils an den vordern Theilen des Körpers, ingleichen am Kopf und am Halse.

Wenn man inzwischen ein richtiges Urtheil von der Aehnlichkeit einiger Kinder mit ihren Aeltern fällen wollte, so müßte billig die Vergleichung nicht in den ersten Jahren geschehen, sondern das Alter abgewartet werden, in welchem sich, nach vollkommner Ausbildung aller Theile, zuverläßiger eine sichtbarere Vergleichung anstellen läßet. Ohne die Entwickelung beym Wachsthum in Rechnung zu bringen, wodurch bey den Pferden die Form, das Verhältniß der Theile unter einander und die Farbe der Haare merkliche Veränderungen leiden, gehet auch zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit, eine so plötzliche, so schleunige Entwickelung vor sich, welche mehrentheils andere Züge, einen andern Wuchs und eine veränderte Haltung der Schenkel u. s. w. hervorbringet. Das

Gesicht wird länger, die Nase dick und groß, die Kinnbacken werden hervortretend und schwer, der Wuchs oder die Taille hoch und gebogen, die Knie biegen sich einwärts, die Schenkel verlängern sich, und werden so dünne, wie die Stäbe. Bey Menschen können diese Veränderungen der Gesichtsbildung und Leibesgestallt so beträchtlich seyn, daß es gar wohl möglich wäre, eine Person, die man vor der Mannbarkeit sehr gut gekennet, aber erst nach dieser Zeit wieder zu Gesichte bekäme, wenigstens beym ersten Anblik, gänzlich zu verkennen. Folglich muß man dieses Alter erst vorüber gehen laßen, ehe man eine Vergleichung zwischen einem Kind und seinen Aeltern waget, weil man ehe gar kein richtiges Urtheil über die Aehnlichkeit zwischen beyden fällen kann. Alsdann erst entdecket man bey den Menschen oft eine Aehnlichkeit zwischen dem Sohn und seinem Vater, zwischen der Tochter und ihrer Mutter. Noch öfter pflegen sie allen beyden auf einmal zu gleichen und etwas Aehnliches von dem einen so wohl, als von der andern, an sich zu haben. Dies geht so weit, daß man gar zuweilen Aehnlichkeiten zwischen Enkeln und Großältern, zwischen ihnen und Vater oder Mutter-Brüder und Schwestern oder Onkeln und Tanten, wahrnimmt. Kinder von einerley Vater und Mutter ähneln sich unter einander selbst weit stärker, als ihren Aeltern und Vorfahren. Sie pflegen insgesammt ein gewißes Familienansehen unter einander gemein zu haben.

Da nun aber bey den Pferden der Hengst allezeit mehr, als die Stute zur Zeugung beyträgt, so werfen die leztern sehr oft Füllen, welche dem Hengst fast ganz allein, wenigstens allemahl stärker, als der Mut-

ter gleichen. Zuweilen geschieht es, daß einige Füllen so gar eine größre Aehnlichkeit mit ihrem Großvater, als mit ihrer Mutter, zeigen. Hat etwa die Mutter selbst ihr Daseyn einem schlechten Hengst zu danken, so kann es sich zutragen, daß, wenn sie gleich von einem schönen Hengste belegt worden, und selbst ein gutes Ansehen hat, sie dennoch ein Füllen wirft, welches in seiner ersten Jugend vielleicht beym ersten Anblick schön und wohl gebauet aussiehet, bey zunehmendem Wachsthum aber sehr aus der Art schläget. Von einer Stute aus einer guten Art läßt sich das Gegentheil sagen. Sie wirfft Füllen, die anfänglich ein schlechtes Ansehen haben, deren Schönheit aber mit den Jahren in beständiger Zunahme bleibt.

Ob indeßen gleich alle mit den Stuten, in Ansehung der Zeugung, angestellte Beobachtungen offenbar zu beweisen scheinen, daß bey den Pferden der Hengst einen weit größern Einfluß auf die Jungen haben müße, als die Stute selbst oder das Mutterpferd; so getraue ich mir doch zu behaupten, daß eben diese Beobachtungen erst noch viel weiter müßten getrieben werden, wofern man in einer so wichtigen Sache alle Zweifel aus dem Grunde heben wollte. Vielleicht würde sich es ausweisen, daß zwar diese Beobachtungen an sich ganz richtig wären, den Stuten aber dennoch, überhaupt betrachtet, ein eben so starker Einfluß auf die Leibesfrucht, als den Hengsten, eingeräumet werden müßte. Mir kömmt es gar nicht befremdend vor, wenn Hengste, die allezeit unter einer großen Menge von Pferden ausgesuchet, gemeiniglich aus warmen Ländern herbey geholet, mit überflüßiger Nahrung besorget, mit gröster Aufmerk-

samkeit

samkeit gewartet und gepfleget worden, mehr zur Bildung eines jungen Füllen, beytragen, als gemeine Stuten, die aus einem kalten Himmelsstrich abstammen und überdies noch stark zur Arbeit angehalten werden. Da nun die erwähnten Vorzüge der Hengste, bey der Zeugung, in Stutereyen immer bald in stärkerem, bald in geringerem Grade bemerket werden; so läßt sich gar wohl begreifen, daß ein Hengst bloß aus angeführten Gründen, fast immer einen stärkern Einfluß, als die Stute, bey dem Werk ihrer Zeugungen habe. Ist es denn aber nicht eben so glaublich, daß schöne vorzügliche Stuten aus warmen Ländern, von gemeinen, schlechten Hengsten beleget, vielleicht noch einen weit größern Einfluß auf die Eigenschaften ihrer Füllen, als diese, haben und folglich, überhaupt genommen, eine Gleichheit, in Ansehung des Einflußes beyderley Geschlechtes, auf ihre Nachkommenschaft statt finden könnte? Mir wenigstens scheint dieses gar natürlich und um so viel wahrscheinlicher zu seyn, je öfter man, besonders in Stutereyen, die Beobachtung gemacht, daß fast eine gleiche Zahl von Hengst- und Mutterfüllen gefallen sind. Ein sicherer Beweiß, daß der Einfluß der Stute, wenigstens in Absicht auf das Geschlecht, eben so beträchtlich, als der Einfluß des Hengstes, sey.

Doch wir wollen hier von den Betrachtungen abbrechen, die uns von unserm Hauptgegenstand allzuweit abführen würden. Wenn die Wahl eines tauglichen Hengstes getroffen und die Anzahl von Stuten, die von ihm belegt werden sollen, versammlet ist; so muß man, zu Ausspürung der hitzigen Stuten, auch noch einen andern Hengst bey der Hand haben, welcher sie durch seine Anfälle zugleich noch stärker in

Hitze bringet. Nun läßt man eine Stute nach der andern vor dem brünstigen und oft wiehernden Hengste vorbey führen. Er wird seinen Angriff bey allen wagen, von den unerhitzten aber abgewiesen und nur bey den hitzigen willkommen seyn. Indeßen läßt man diesen Spürhengst nicht zur Büßung seiner Begierden gelangen, sondern man bringet ihn wieder bey Seite, um an seiner Stelle den eigentlichen Zuchthengst herbey zu hohlen. Man darf nicht glauben, daß diese Probe bloß zum Zeitvertreibe erfunden worden. Sie hat ihren ungemeinen Nutzen, den rechten Zeitpunkt einer hitzigen, besonders einer solchen Stute aus zu forschen, welche zum erstenmal beleget werden soll. Denn die schon gefohlet haben, pflegen gemeiniglich neun Tage nachher wieder in Hitze zu gerathen. Man kann sie also, gleich von diesem Zeitpunkt an, wieder von einem zugeführten Hengste belegen laßen. Neun Tage darauf pflegt man durch einen Spürhengst, auf eben beschriebene Weise, noch einmal zu versuchen, ob nun ihre Hitze gekühlet sey? Findet man das Gegentheil, so wird sie noch einmal, und zwar alle neun Tage so lange besprungen, bis man keine Spur der Erhitzung mehr an ihr wahrnimmt. So bald sie völlig beleget sind, pflegt ihre Hitze sich allmählig zu verlieren und in wenigen Tagen gänzlich zu verschwinden.

Indeßen werden allerdings viel Kosten, Aufmerksamkeit und Vorsicht erfodert, wenn alle diese Anstallten leicht, bequem und mit nützlichem Erfolge von statten gehen sollen. Die Stutereyen müßen in einer ausgesuchten Gegend und an einem schiklichen Orte angeleget werden, welcher aufs genaueste der Menge von Zuchtstuten und Hengsten, die man daselbst halten

ten will, angemeßen ist. Ein solcher Strich Landes muß vielfältig abgetheilt, jede Abtheilung aber mit Pfälen, Graben und Zäunen wohl verwahret werden. Den belegten und säugenden Stuten werden die fettesten Theile der Weide angewiesen, die unbelegten aber abgesondert und mit den jungen Füllen auf einen magern Weideplatz gebracht, damit sie nicht allzu fett und zur Zeugung untüchtig werden. Den magersten und unebensten Theil des Platzes überläßt man den Hengstfüllen und Wallachen, um ihnen, durch die Nothwendigkeit an Hügeln oft auf- und abzusteigen, zu einer nöthigen Beweglichkeit ihrer Schenkel und Buchen oder Schultern behülflich zu seyn. Der für die Hengstfüllen bestimmte Raum muß ungemein sorgfältig von dem Behältniß der Stuten abgesondert seyn, damit jene nicht etwa durchbrechen und sich mit jungen Stuten entkräften können. Wenn es die Größe des Raums erlaubet, aus jeder einzelnen Abtheilung eine doppelte zu machen, und sie wechselsweise, ein Jahr um das andere, bald für die Pferde, bald für die Ochsen zu bestimmen, so befördert man dadurch einen viel dauerhaftern Grund zur Weide, als wenn er beständig von Pferden kahl gefreßen wird; denn ein Ochse verbeßert allemal die Weide, die ein Pferd ganz auszehret. In jeder Abtheilung sind auch gewiße Lachen oder Pfützen unentbehrlich, weil die stehende Waßer den Pferden viel beßer, als die fliessenden, bekommen, von welchen leztern sie öfteres Bauchkrümmen empfinden. Die Bäume, welche man auf einem zur Stuterey bestimmten Strich Landes findet, muß man ja nicht ausrotten. Die Pferde pflegen sich, bey größerer Hitze, unter dem wohlthätigen Schatten solcher Bäume vortreflich wohl zubefinden. Große Stubben oder hohe

Wurzeln von abgehauenen Bäumen, oder Gruben und Löcher sind auf einem solchen Platze gar nicht zu dulden. Die erstern müßen ausgerottet und die leztern angefüllet und eben gemacht werden, um alle widrige Fälle zu verhüten. Den Sommer hindurch können diese Weiden der Stuterey zur Fütterung dienen. Im Winter müßen die Stuten auf den Stall gebracht und mit Heu, wie die jungen Füllen, gefüttert werden. Doch ist es bey den leztern gar wohl erlaubt, sie bey recht heitern Wintertagen zuweilen auf die Weide zu führen. Die Zuchthengste müssen beständig im Stalle, mehr mit Stroh, als mit Heu gefüttert, und bis zur Belegezeit, welche mehrentheils vom Anfang des Aprills bis zu Ende des Junius dauret, in einer mäßigen Uebung erhalten werden. Während dieser Zeit aber verschonet man sie mit allen Arten von Uebungen und giebet ihnen reichlich, doch nur von ihrem gewöhnlichen Futter, zu freßen.

Wenn man den Zuchthengst einer Stute zuführen will, ist es nöthig, ihn, durch vorhergehendes Striegeln und Putzen, gewißermaßen zur Hitze zu reitzen. Auch die Stute muß bey dieser Gelegenheit reinlich und ihrer hintern Hufeisen entledigt seyn; denn es giebt unter den Stuten sehr kützliche Thiere, die bey Annäherung des Hengstes gewaltsam hinten ausschlagen. Die Stute wird von einem dazu bestellten Menschen an der Halfter gehalten, der Hengst aber durch zween andere, an zwo Leinen, derselben zugeführet. Wenn er sich in seiner gehörigen Stellung befindet, so sucht man sein Geschäfte ihm auf alle Weise zuerleichtern. Man bringt ihn selbst in die gehörige Richtung, und räumet den Schweif der

Stute aus dem Wege; weil ein einzig dazwischen kommendes Haar vermögend seyn würde, den Hengst gefährlich zu verwunden. Zuweilen trägt es sich zu, daß der Hengst, vor vollendeter Sache, von der Stute wieder abläßt. Man muß daher genau Acht haben, ob der Hengst mit dem obern Theil des Schwanzes, nahe am Kreutz, in den lezten Augenblicken der Paarung eine schwankende Bewegung machet, welche beständig mit der Ausgiessung der Saamenfeuchtigkeit verbunden zu seyn pfleget. Hat er diese wirklich von sich gelaßen, so darf er nicht noch einmal springen. Er muß vielmehr gleich wieder in den Stall gebracht und bis über den morgenden Tag daselbst eingehalten werden. Denn ob es gleich für einen guten Zuchthengst nicht eben zu viel ist, binnen den drey Monathen der Belegezeit, einmal alle Tage zu springen; so pflegt man ihn doch, zu seiner Schonung, lieber nur alle zween Tage zu einer Stute zu bringen. Bey dieser eingeschränkten Verschwendung, hat man sich mehr Füllen, als im entgegen gesetzten Fall, von ihm zu versprechen. In den ersten sieben Tagen läßt man ihm also nach und nach vier unterschiedene Stuten zu; den neunten Tag wird er wieder zu der ersten und hernach, in voriger Ordnung, zu den drey übrigen gebracht, so lange noch eine von ihnen hitzig ist. So bald er aber die Hitze derselbigen befriediget hat, wählt man eine andere an der Stelle der lezten, und läßt auch zu dieser, wenn die Reihe an sie kömmt, alle neun Tage den Hengst bringen. Da nun viele Stuten beym ersten, zweyten oder dritten Besuche des Hengstes befruchtet worden, so rechnet man, daß ein Hengst, welcher auf solche Art geleitet und angeführet wird, in den drey Monathen der Belegezeit, funfzehn bis

achtzehn Stuten belegen und zehn bis zwölf junge Füllen zeugen kann. Diese Thiere haben und ergießen bey dieser Gelegenheit eine große Menge vorräthiger Saamenfeuchtigkeit. Bey den Stuten wird man ebenfalls, während ihrer ganzen Brunstzeit, ein beständiges Abtröpfeln der Saamenfeuchtigkeit gewahr; denn sie verlieren beständig etwas von einer weißlichen, klebrigen Feuchtigkeit, welcher man den allgemeinen Namen der Hitze beygeleget hat. So bald sie völlig beleget sind, versiegen alsbald alle diese tröpfelnde Quellen, aus welchen sich eigentlich diejenige Feuchtigkeit ergießet, welche die Griechen Ἱππομανες der Stute nannten und vorgaben, es ließen sich Tränke daraus verfertigen, wodurch man, besonders ein Pferd für Brunst ganz rasend machen könnte. Dieser Hippomanes ist ganz etwas anders, als die Feuchtigkeit, welche sich in den Häutchen des Füllens befindet. Die lezte hat Hr. Daubenton zuerst erkannt und so wohl ihre Natur und Ursprung als ihre Lage sehr deutlich beschrieben. *) Das gewisseste Merkmal einer hitzigen Stute nimmt man aus dieser von ihr abgehenden Feuchtigkeit. Indeßen kann man eben dieses auch an der Anschwellung unten am Geburthsglied oder an dem so genannten Wurf und an dem öftern Wiehern, als an einem Beweiß erkennen, daß die Stute zu solcher Zeit ein Verlangen träget, sich dem Hengste zu nähern.

So bald eine Stute beleget worden, so darf sie nur, ohne weitere Maaßregeln der Vorsichtigkeit, auf die

*) S. die Mem. de l'Academie Royale des sciences Année 1751.

die Weide gebracht werden. Das erste Füllen einer Stute pflegt nie so gut und vollstutzig, als die folgenden zu seyn. Man muß also dafür Sorge tragen, ihr das erstemal einen größern Hengst zu geben, um hierdurch den Mangel des Wachsthums durch die Größe der Taille zu ersetzen. Eine vorzügliche Sorge muß auch auf den Unterschied und auf die gegenseitige Verhältniße der Gestallten, so wohl des Hengstes, als der Stute, gerichtet seyn, damit den Mängeln des einen durch die Vollkommenheiten des andern abgeholfen werde. Paarungen von unschiklichem Verhältniße, z. B. eines kleinen Hengstes mit einer großen Stute, oder eines großen mit einer kleinen, dürfen gar nicht vorfallen. Die Frucht einer solchen Begattung würde jedesmal ein kleines unproportionirtes Füllen seyn. Wenn man sich Mühe geben will, der schönen Natur etwas näher zu kommen, so muß man durch Vermischungen einen Versuch machen. Man könnte z. B. eine zu dicke Stute mit einem zwar völligen, aber doch feinen Hengste, eine kleine, mit einem etwas höhern, eine vorn Fehlerhafte, mit einem Hengste zusammen bringen, welcher mit einem prächtigen Kopf und edlem Hals u. s. w. gezieret wäre.

Man hat beobachtet, daß in Stutereyen, die auf troknem und leichten Boden angelegt werden, lauter genügsame, flüchtige, muntre Pferde mit sennichten Schenkeln und hartem Horne; in feuchten Gegenden aber und auf den fettesten Weiden, fast lauter Füllen mit schweren dicken Köpfen, dicken Leibern, schweren Schenkeln, schlechtem Horn und platten Hufen fallen. Ein Unterschied, der, wie man leicht begreifet, bloß von der Unterschiedlichkeit des Himmelsstriches und der Nahrung abhänget! Die

Noth=

Nothwendigkeit, beständig mit den Arten (Races) abwechseln zu müßen, wenn man dem Ausarten der Pferde vorbauen will, ist am schwerešten zu begreifen, zugleich aber wichtiger und nothwendiger, als alles, was wir vorher gesaget haben.

Bey jedweder Art von Geschöpfen giebt es in der Natur ein gewißes allgemeines Urbild, wornach jedwedes einzelne Thier geformet wird, welches aber, wenn es zur Wirklichkeit gekommen, nach Beschaffenheit der Umstände, sich zu verschlimmern oder vollkommner zu werden scheint. In Absicht auf gewiße Eigenschaften herrschet also, dem Ansehen nach, in der Folge der nach und nach entstehenden einzelnen Wesen, außer einer seltsamen Mannigfaltigkeit, auch etwas Unveränderliches, welches uns bey der ganzen Art, die wahreste Bewunderung ablocket. So war z. B. das erste Pferd allerdings das erste äußere Muster, und die erste innere Form, wornach alle Pferde, die jemals vorhanden gewesen, die gegenwärtig leben und künftig entstehen werden, gebildet und geformet werden müßen. Indeßen war dieses Muster, wovon uns bloß die Abbildungen bekannt sind, indem es seine Forme mittheilete u. sich vervielfältigte, so wohl einer Verschlimmerung als einer Verbeßerung fähig. Ob aber gleich Millionen davon vorhanden sind, so ist doch kein einziges in allen Stücken einem andern einzelnen Geschöpfe dieser Art, folglich kein einziges dem Muster, deßen Abdruk es an sich trägt, vollkommen ähnlich. Dieser Unterschied ist ein starker Beweiß, daß die Natur weit davon entfernet sey, etwas Unveränderliches hervorzu bringen, und daß in allen ihren Werken unbeschreiblich viel Schattirung und Abänderungen zu herrschen pflegen. Man sieht es ja

deutlich

deutlich an dem Geschlechte der Menschen, an allen Geschlechtern der Thiere, der Pflanzen und aller Wesen, die vermögend sind, ihres Gleichen hervorzubringen.

Das allersonderbarste hierbey ist ohnstreitig, daß das eigentliche Muster des Schönen und Guten auf dem ganzen Erdboden ausgebreitet zu seyn, und daß in jedem Himmelsstriche sich nur ein Stück davon aufzuhalten scheinet, welches allemal ausartet, wofern es nicht mit einem andern Stück aus einer entlegenen Gegend vereiniget wird. Dies geht so weit, daß man, wenn uns an gutem Getreide, schönen Blumen u. d. gl. gelegen ist, vorher mit dem Saamen umwechseln und ihn ja niemals wieder in seinem ursprünglichen Lande aussäen muß. Eben diese Regel gilt auch in dem Fall, wenn unsre Absicht auf schöne Pferde, gute Hunde u. d. gl. gerichtet ist. Man muß, um diese zu erreichen, allemal die innländischen Stuten und Hündinnen mit ausländischen Thieren, und so umgekehrt, mit einander zu vereinigen suchen. Vernachläßiget man diese Vorsicht, so werden zuverläßig, nebst dem Getreide, die Blumen und Thiere ausarten oder vielmehr sich nach dem Himmelsstrich dermaßen verändern, daß die Materie über die Form die Oberhand gewinnet und alles zu verschlimmern scheinet, nur den Abdruk nicht, welcher allemal bleibet und bloß nach seinen unwesentlichen Zügen verändert wird. Wenn man aber die Arten mit einander vermischet, oder beständig durch ausländische Arten erneuert, so hat es das Ansehen, als ob dadurch die Forme vollkommner und die Natur selbst wieder in den Stand gesezt würde, das beste von dem, was in ihren Kräften stehet, hervorzubringen.

Allge-

Allgemeine Gründe dieser Wirkungen würden hier am unrechten Orte angebracht seyn. Wir wollen hier bloß der beym ersten Anblick in die Augen fallenden Muthmaßungen gedenken. Es ist längst aus Erfahrungen bekannt, daß Thiere so wohl, als Pflanzen, wenn sie aus einem entfernten Himmelsstrich in einen andern gesetzt werden, oftmals in kurzer Zeit, das ist, in einer geringen Zahl von Fortpflanzungen, entweder ausarten oder zuweilen zu größerer Vollkommenheit gelangen. Ist es aber nicht ungemein begreiflich, daß die Ursache dieser Wirkung in nichts anders, als in der Unterschiedlichkeit des Himmelsstriches und der Nahrung bestehen kann? Nothwendig muß der Einfluß dieser beyden Ursachen die Pferde mit der Zeit von gewißen Zufällen oder Krankheiten, entweder ganz frey, oder auch wohl sie darzu fähig machen, und in ihrem Temperament allmählig eine Veränderung hervorbringen. Eben so muß auch die Entwickelung der Form, bey welcher sehr vieles auf die Beschaffenheit der Nahrung und der Säfte ankömmt, bey ieder Fortpflanzung eine Veränderung dulden, die zwar freylich bey der ersten Fortpflanzung kaum zu merken seyn kann, weil beyde Thiere, das Männchen und Weibchen, die wir als den Stamm dieser Art annehmen, ihre Form und Bestandwesen schon in gehöriger Vollkommenheit besaßen, ehe sie aus ihrem Vaterland geführet wurden, und weil der veränderte Himmelsstrich und die neue Nahrung zwar in der That ihr eigen Temperament verändern, aber doch nicht einen so starken Einfluß auf ihre vesten und organischen Theile haben kann, wodurch in ihrer Forme selbst eine Veränderung möglich wäre, besonders wenn ihr Körper schon sein vollkommnes Wachsthum erreichet hat. Folg-

lich

lich wird in der Zeugung keine Veränderung und bey der ersten Nachkommenschaft solcher Thiere noch keine Ausartung zu spüren, der Abdruk der Forme wird völlig rein, und im Augenblicke der Geburth gar noch kein Stammfehler sichtbar seyn. Allein das junge Thier ist schon im zartesten und schwächesten Alter den Einflüßen des Himmelsstriches bloßgestellet, welche schon weit stärker auf seinen Körper als auf den Körper des Vaters und der Mutter wirken müßen. Auch die Nahrung wird, besonders zur Zeit des Wachstums, einen stärkern Einfluß auf die organischen Theile zeigen, in ihrer ursprünglichen Bildung eine Veränderung machen u. in ihnen die Keime des Mangelhaften bringen zuerst hervor wovon in der zwoten Zeugung schon sichtbarere Spuren erscheinen werden. Denn bey dieser hat ja der Nachkömmling nicht allein schon seine ihm eigenthümliche Fehler, die von seinem Wachsthum herkommen, sondern auch schon die Fehler des zwoten Stammes an sich, deren Entwickelung hier schon weit ungehinderter von statten gehet. Bey der dritten Zeugung fallen die vom Einfluß des Himmelsstriches und der Nahrung abhängende Fehler des zweeten und dritten Stammes, vereiniget mit den Fehlern des gegenwärtigen wirklichen Einflußes, auf das Wachsthum des dritten Abkömmlings, schon so deutlich in die Augen, daß die Merkmale des ersten Stammes durch die Fehler des dritten gänzlich verlöschen werden. Dergleichen Thiere von ausländischen Stamme verliehren auf solche Art alles fremde Ansehen und werden in allen Stücken unsern Landthieren ähnlich. So verwandeln sich z. E. Spanische oder Barbarische, auf solche Art fortgepflanzte Pferde, oftmals bey der zwoten, am gewissesten aber bey der dritten Zeugung, in innländische Pferde.

Aus diesem Grunde muß man die Arten vielmehr zu vermengen, als beyzubehalten suchen. Man erneuert aber die Art bey jeder Zeugung, wenn man barbarische oder spanische Pferde herbeyschaffet und mit innländischen Stuten zusammen bringet. Da indeßen eine dergleichen Erneuerung der Art gleichsam nur zur Hälfte geschiehet, so ist es höchst merckwürdig, daß sie gleichwohl beßere Wirkungen, als eine vollkommene Erneurung hervorbringet. Von einem spanischen Hengst und einer spanischen Stute hat man sich in Frankreich lange nicht so schöne Pferde, als von einem solchen Hengst und einer einheimischen Stute zu versprechen. Man begreifet es gar leicht, wenn man erwäget, daß, durch die Vereinigung eines männlichen und weiblichen Thieres, die Mängel des einen und des andern die nöthige Vergütigung erhalten. Jeder Himmelsstrich ertheilet, so wohl durch den Einfluß der Nahrung, als durch seinen eignen, dem Thiere eine gewiße Bildung, woran sich immer ein Fehler, entweder des Ueberflußes oder des Mangels, entdecken läßt. In einem warmen Himmelsstrich aber würde das vielleicht im Ueberfluße seyn, woran es in einem kältern fehlte; und so muß es auch umgekehrt sich verhalten. Ist es also nicht nothwendig, durch die Vereinigung gewißer Thiere aus entgegengesezten Himmelsstrichen, das Ueberflüßige und Mangelhafte des einen und des andern in ein beßeres Verhältniß und Gleichgewicht zu setzen? Da nun dasjenige nothwendig in der Natur das Vollkommenste seyn muß, was die wenigsten Fehler hat; da man ferner diejenige Formen für die vollkommensten halten muß, woran sich die wenigste Unförmlichkeit entdecken läßt, so ist wohl nichts natürlicher, als daß die Frucht zweyer Thiere, deren eines die Män-

gel

gel des andern genau ersetzte, das vollkommenste Geschöpfe dieser Art seyn würde. Diese Aufhebung der gegenseitigen Mängel gehet aber desto beßer von statten, je weiter die Länder von einander entfernet, oder je mehr die Himmelsstriche einander entgegen gesetzet sind, aus welchen man die beyden Geschlechter solcher Thiere zusammen bringet. Das Zusammengesezte, was daraus entspringet, ist alsdann desto vollkommner, je gerader das Ueberflüßige oder das Mangelhafte an der Leibesbeschaffenheit des Vaters den Fehlern oder dem Ueberfluß an der Leibesbeschaffenheit der Mutter entgegen stehet.

In Frankreichs gemäßigten Himmelsstriche müßte man demnach, um schöne Pferde zu erhalten, entweder aus den heißesten, oder aus den kältesten Himmelsstrichen die Hengste herbey schaffen. *) Am besten schicken sich hierzu die arabischen und barbarischen, wenn man sie haben kann; wo nicht, so müßten es wenigstens Spanische oder Neapolitanische seyn. In kältern Himmelsstrichen werden entweder die Dänische oder nebst ihnen, die hollsteinische und frießländische Pferde den übrigen billig vorgezogen. Alle diese Arten würden in Frankreich mit inländischen Stuten sehr gute, und zwar desto beßere Pferde zeugen, ja weiter die Beschaffenheit ihres vaterländischen Himmelsstriches von der Beschaffenheit des französischen abweichet. Nach dieser Voraussetzung werden allemal die arabischen den bari-

*) Von den Eigenschaften der Hengste und einer guten Wahl derselben zu Verschönerung der Arten, lieset man in *Essai sur les Haras &c.* die unvergleichlichsten Vorschriften. M.

barischen, diese den spanischen Hengsten vorzuziehen und von dänischen viel beßere Zucht, als von frießländischen zu erwarten seyn. Den unüberwindlichen Mangel an Pferden aus viel kältern oder heißen Himmelsstrichen würden im Nothfall Hengste aus Engelland oder Deutschland oder auch wohl aus den mittäglichen Provinzen Frankreichs, in den mitternächtlichen Provinzen deßelben, ersetzen können. Mit einem Worte, der Vortheil ist allemal sehr beträchtlich, wenn innländische Stuten von ausländischen Hengsten beleget werden; der Nachtheil aber nicht minder einleuchtend, wenn man auf einer Stuterey Pferde von einerley Art beysammen läßt. Man kann sicher glauben, daß sie allemal, und zwar in sehr kurzer Zeit, ausarten.

Die Ursache, warum der Himmelsstrich und die Nahrung auf die Menschen lange nicht einen so merklichen Einfluß, als auf die Thiere haben, ist gar nicht schwer zu errathen. Der Mensch pflegt sich viel mehr, als die Thiere, vor allen Ungemächlichkeiten der Witterung in Acht zu nehmen, seine Wohnungen und Kleidungen genau nach Beschaffenheit der Jahreszeiten, seine Kost aber so mannigfaltig, als möglich, einzurichten. Können also Himmelsstrich und Nahrung wohl einerley Einfluß auf unterschiedene Menschen haben? Und muß das von diesen Ursachen entstehende Fehlerhafte oder Ueberflüßige, das bey den Thieren so gewiß u. sichtbar erfolget, bey den Menschen wohl nicht in weit geringerm Grade sich äußern? Da indeßen ganze Völkerschaften schon oft aus einem Land ins andere gezogen sind, da ganze Völkerschaften sich mit einander vermischet, da viele Menschen große Reisen gethan, und sich, bis auf den heutigen Tag, in allerley

lerley Weltgegenden ausgebreitet haben; wie könnte man sich noch verwundern, wenn die Menschen vom Einfluß des Himmelsstriches nur wenig oder gar keine Veränderung zu dulden haben und in allen Ländern starke, gesunde und geistvolle Menschen anzutreffen sind? Doch kann man sicher glauben, daß ehemals die Menschen, aus längst vergeßenen Erfahrungen, das Uebel gar wohl gekannt haben mögen, das bey Vereinigungen der nächsten Blutsverwandten unvermeidlich ist; weil so gar unter den ungesittetsten Völkern, die Verheyrathung eines Bruders mit seiner Schwester beynahe durchgängig verboten gewesen. Ob wir gleich eine solche Heyrath als ein göttliches Verbot betrachten, so kann sie doch bey ungesitteten Völkern bloß zu den politischen Absichten gerechnet werden, und ihren Grund hauptsächlich in der angeführten alten Erfahrung haben. Ohne die nöthige Beyhülfe der Naturlehre läßt sich keine recht allgemeine und unumschränkte Staatslehre gedenken. So bald aber die Menschen einmal durch die Erfahrungen überführet worden, daß die Ausartung allemal unvermeidlich war, wenn sie bloß durch ihre Familie, ohne weitere Vermischung, sich vervielfältigen wollten, mögen sie wohl die Verheyrathungen mit fremden Familien als ein unverletzliches Gesetz der Natur angesehen und sich endlich darüber vereiniget haben, daß unter ihren Kindern keine Verheyrathung mehr statt finden sollte. Die Aehnlichkeit rechtfertiget auch wirklich die Vermuthung, daß in den meisten Himmelsstrichen, die Menschen so gut, als die Thiere, nach einer gewißen Anzal von Fortpflanzungen, ausarten würden.

Eine zwote Folge vom Einfluß des Himmelsstriches und der Nahrung, ist ohnstreitig in den mannigfaltigen Veränderungen der Farben auf den Häuten der Thiere zu suchen. Die wilden Thiere pflegen sich immer in einerley Himmelsstrich aufzuhalten; daher bleibt ihre Farbe sich immer ähnlich, wenn man die Kleinigkeit ausnimmt, daß der Unterschied in den Jahreszeiten sie bald etwas heller, bald etwas dunkler machet. An allen Thieren aber, die unter mancherley Himmelsstrichen sich aufhalten, bemerkt man auch eine große Verschiedenheit ihrer Farben. Bey zahmen oder Hausthieren pflegen die Veränderungen der Farben bis zum Erstaunen abzuwechseln. Daher giebt es Pferde, Hunde u. d. gl. die mit allen Arten von Farben prangen. An Hirschen Hasen u. a. d. Thieren wird man immer einerley Farben gewahr. *) Die beständige Gleichförmigkeit also in der Ungemächlichkeit des Himmelsstriches und in der Nahrung, ist natürlicher Weise der Grund einer beständigen Einförmigkeit unter den wilden Thieren. Bey zahmen Thieren kann die Veränderung der Farben gar leicht aus der Sorgfalt der Menschen für dieselben, aus ihrem bequemen Aufenthalt, aus der Unterschiedlichkeit ihrer Nahrung und zugleich aus der Vermischung fremder Arten erkläret werden; es müßte dann seyn, daß man durch besondere Wahl der Farben eines Männchens und Weibchens eine bestimmte Mischung von Farben zu erzielen suchte, wo=

*) Allgemein läßt sich dieses wohl nicht behaupten. Denn es ist bekannt genug, daß es, ob wohl sparsam, auch weiße Bären, Hirsche, Hasen ꝛc. giebt und daß die Natur fast in keinem Stücke nach einer unveränderlichen Regel handele. M.

wodurch man allerley sonderbare Veränderungen hervorbringen kann. Ein Beyspiel hiervon sind unter den Pferden die so genannten Schäcken, an welchen man die seltsame Vermischung des Weißen mit dem Schwarzen bewundern muß, weil es gegen einander so künstlich u. angenehm absticht, daß man es nicht so wohl für ein Werk der Natur, als vielmehr für das willkührlichste Kunststük eines geschickten Malers halten sollte.

Bey der Wahl der Pferde, die sich durch einander vermehren sollen, muß man also das Haar so wohl, als den Wuchs des Leibes in Betrachtung ziehen, die Figuren mit guter Beurtheilung gegen einander halten, beständig Pferde aus einander entgegen gesezten Himmelsstrichen zusammen bringen, und niemals eine Paarung zweyer Pferde aus einerley Stuterey gestatten. Das sind lauter wesentliche Bedingungen. *) Es giebt aber auch noch einige Neben-

*) Von den vortheilhaften Einrichtungen der Stutereyen, von ihrem Nutzen und allem, was dabey zu wißen unumgänglich nöthig ist, können folgende Schriften mit Vortheil nachgelesen werden.

1). Herrn J. E. Zehentners Unterricht von der Pferde-Zucht. Berl. 1754. 8vo.

2). Des Herrn von Oebschelwitz Abh. von der Stuterey, Füllen und Pferdezucht — in seinem Holländ. Stallmeister rc. Leipz. 1766. gr. 8vo.

3). In des Freyh. v. Sind vollst. Unterricht eines Stallmeisters rc. Gött. 1770. Fol. 1 Th. V. u. VI. Abschnitt. p. 24. rc.

4).

Nebenumstände, welche man eben so wenig vernachlässigen sollte. Wenigstens hat man sie als Regeln der Vorsicht anzusehen. So ist es z. B. ein Fehler in einer Stuterey, Stuten mit abgestutzten Schweifen zu halten. Sie haben kein Mittel in ihrer Gewalt, sich der Fliegen zu erwehren, sie werden also mehr, als die langgeschweiften Pferde, von diesen hungrigen Gästen geplaget. Das unaufhörliche Schmeißen nach den Fliegen, deren Stich ih-

4). **Wilh. Herzogs von Neukastel** neueröfnete Reitbahn. ꝛc. Nürnb. 1764. Fol. I Th. IV. Kap. §. 16 – 18. Tab. X. XI.

5). Beschreibung des so genannten Senner Gestütes in der Grafschaft Lippe von **J. G. Prizelius.** Lemgo. 1770. 96 S. 8vo.

6). Balance zwischen den Nutzungen eines Vorwerks und einer daraus zumachenden Stuterey, am Beyspiel der Chursächsischen Stuterey zu Gradiz und Döchten bey Torgau. S. D. **Schrebers** Samml. verschied. Schriften II. Th. p. 374. ꝛc. Eines der schönsten und schätzbarsten Werke dieser Art ist ohnstreitig:

7). *L' Essai sur les Haras* ou examen methodique des moyens propres pour établir, diriger & faire prosperer les Haras &c. à Turin 1769. Diesem ist an die Seite zu setzen:

8) *Mémoire sur les Haras* par M. L. B. D. C. à Utrecht. 1770. Lisez *Journ. Encycl.* 1770. Tom. I. p. 189 und 1771 Tom. VI. p. 61. ꝛc. Wer mit Bedacht alle hier angezeigte, besonders die 2 letzte Schriften gelesen hat, dem wird nicht leicht etwas zu wünschen übrig bleiben, was er in diesem Fache wissen mögte. **M.**

ihnen sehr empfindlich ist, pflegt eine Verminderung der Milch zu veranlaßen. Ein Umstand, welcher auf das Temperament und auf den Wuchs des Füllens einen sichtbaren Einfluß hat! denn es mögen übrigens die Umstände so gut seyn, als sie wollen, so wird ein Füllen doch allemal desto munterer und stärker seyn, je mehrere und beßere Nahrung es von seiner Mutter zu erwarten hat. Ferner hat man in einer Stuterey auf lauter zur Weide von Jugend auf gewöhnte Stuten zu sehen, die nie mit Arbeit überladen worden. Stuten, welche im Stall, bey troknem Futter gehalten worden und hernach auf die Weide kommen, pflegen ehe nicht fruchtbar zu seyn, bis man ihnen Zeit gelaßen, sich an dieses neue Futter zu gewöhnen.

Die Stuten pflegen zwar gemeinglich vom Anfange des Aprils bis zu Ende des Junius hitzig zu seyn. Indeßen finden sich unter der Menge doch öfters einige, welche schon vor dieser Zeit in Hitze gerathen. In diesem Fall thut man am besten, wenn man, ohne sie bey den Hengst zu bringen, diese Zeit verstreichen läßt; denn ein solches Füllen würde gerade im Winter fallen, der rauhesten Jahreszeit bloß gestellet seyn und sich nur einer schlechten Milch zu erfreuen haben. Eben dieses Verfahren sollte man auch bey solchen Stuten beobachten, die erst nach dem Junius ihre Hitze fühlen; denn weil sie alsdann mitten im Sommer werfen müßten, so würde das Füllen in der kurzen Zeit nicht Kräfte genug samnlen können, den Beschwerlichkeiten des bevorstehenden Winters zu trotzen.

Viele haben die Gewohnheit, den Henst nicht zur Stute, welche belegt werden soll, zu führen, sondern ihn in die Horte, worinn die Stuten eingeschlossen sind, hineinlaufen und ihm die freye Wahl unter den Stuten zu laßen, die seiner Gegenwart benöthiget sind, ohne seinen Eifer, in Befriedigung derselben, einzuschränken. Mit diesem Verfahren sind zwar die Stuten sehr wohl zufrieden und scheinen so gar sicherer, als bey der andern Manier, zu fohlen. Allein der Hengst entkräftet und verdirbet sich auf diese Art binnen sechs Wochen viel mehr, als er, bey mäßigem Verhalten, wenn er auf oben beschriebne Weise zur Stute geführet wird, in vielen Jahren verderben könnte. *)

Sobald der Leib einer belegten Stute schwer zu werden anfängt, muß man sie von den andern entfernen, die nicht trächtig sind, und ihr leicht Schaden

*) Der Verf. des Essai sur les Haras ist hier ebenfalls anderer Meynung. Man muß, wie er sagt, eine glükliche Mittelstraße zwischen dem Vorschlage des Herzogs von Neukastle, welcher den Hengst in Freyheit mitten unter den Stuten wißen will, bis man Spuren der Sätigung an ihm wahrnimmt, und zwischen dem Rathe derjenigen treffen, welche verlangen, daß man die Stute, bey der Paarung knebeln und den Hengst feßeln müße. Das lezte kann der Natur unmöglich erlauben, etwas Vollkommnes zu Stande zu bringen. Etwas weniger Freyheit auf der einen und etwas weniger Zwang auf der andern Seite würde das rechte Mittel seyn, wodurch man die Natur in ihrem Geschäfte weislich unterstützte, die Kräfte des Hengstes schonte, wenig unfruchtbare Stuten und lauter schöne Füllen zählen würde. M.

den zufügen könnten. Sie pflegen gewöhnlich eilf Monathe und etliche Tage zu tragen, hernach aber ihr Füllen im Stehen zu werfen; da hingegen andere vierfüßige Thiere sich allemal niederlegen, wenn sie Junge zur Welt bringen sollen. Wenn es einer Stute sauer wird, ihr Füllen zu bekommen, leistet man ihr dabey die nöthige Hülfe, giebt dem Füllen mit Hülfe der Hand eine gehörige Lage, und ziehet es auch wohl, wenn es todt ist, mit Strikken heraus. Das Füllen zeiget sich, wie andre Thiere, gemeiniglich zuerst mit dem Kopfe; indem es aus der Mutter herausdringet, zerreißt es seine Hüllen und sprenget die häufig darinn enthaltenen Waßer. Zu gleicher Zeit fällt eines oder es fallen mehrere von den Stücken heraus, welche sich aus der verdikten Feuchtigkeit des Harnhäutchens (Allantois) zusammengesetzet hatten. Ein solches Stück, welches bey den Alten der *Hippomanes* oder Pferdegift des Füllens hieß, ist nicht, wie sie vorgaben, ein am Kopf des Füllens angewachsenes Stück Fleisch; es ist vielmehr durch die Schafhaut von demselben abgesondert. Sobald das Füllen da ist, bedekt es die Mutter mit vieler Sorgfalt, ohne das Pferdegift zu berühren; ob gleich die Alten die irrige Meynung hegten, es würde von der Stute so gleich aufgefreßen.

Der gemeine Gebrauch ist, eine Stute neun Tage nachher, wenn sie ein Füllen bekommen, wieder belegen zu laßen. Dies geschieht bloß, damit man keine Zeit verlieren und seine Stuterey so gut, als möglich, nutzen möge. Indeßen ist nichts begreiflicher, als daß eine Stute, welche zu gleicher Zeit ein schon gebohrnes und noch ein in ihr verborgnes Füllen zu nähren hat, ihre Kräfte sehr vertheilen

müße,

müße, u. folglich beyden zugleich unmöglich so viel Nahrung abgeben kann, als ein einziges von ihr erhalten würde. Wenn man also recht vorzügliche Pferde haben wollte, so wär es freylich weit beßer, jede Stute nur ein Jahr ums andere belegen zu laßen. Sie würden alsdann länger aushalten und gewißer trächtig werden. Denn auf gemeinen Stutereyen werden alle Jahre gar viel Stuten belegt, welche deswegen keine Füllen bringen. Wenn in einem Jahre die Hälfte oder zwey Drittel von belegten Stuten wirklich fohlen, so hat man Ursach, schon sehr zufrieden zuseyn.

Zuweilen laßen sich auch schon trächtige Stuten noch einmal belegen; es erfolgt aber niemals eine neue Befruchtung (Superfoetatio). Ihre Fruchtbarkeit pfleget gemeiniglich bis zum vierzehnten oder funfzehnten Jahre, selbst bey den muntersten und kräftigsten doch nicht über achtzehn Jahre, zu dauren. Wenn hingegen die Hengste nur einigermaßen geschonet worden, so bleiben sie bis ins zwanzigste Jahr. u. wohl noch länger tüchtig, muntere Stuten zu belegen. Es verhält sich also in diesem Fall bey den Thieren wie bey den Menschen. Ein früher Gebrauch der Vermehrungsfähigkeiten pfleget bey allen beyden ein frühes Unvermögen anzukündigen. Die großen Pferde, welche früher, als die feinen, zu einem völligen Wachsthum gelangen, und welche schon vom vierten Jahr an die Stelle der Zuchthengste bekleiden müßen, werden gar bald unfähig zu diesem Gebrauch und sind gemeiniglich schon vor dem funfzehnten Jahr unfähig, ihre Rolle weiter fortzuspielen. *)

Die

*) S. des Herrn von Garsault Nouveau parfait Marechal. p. 68. u. s. w.

Die Lebensdauer der Pferde stehet, wie bey allen andern Thieren, mit der Dauer der Zeit ihres Wachsthums in einem richtigen Verhältniß. Der Mensch, deßen Wachsthum vierzehn Jahre lang dauret *), kann sein Leben sechs bis sieben mal so weit, folglich auf sechs und achzig bis hundert Jahre ausdehnen. Das Wachsthum eines Pferdes ist in die Grenzen von vier Jahren eingeschloßen; es kann also, wenn es ohngefähr sechs oder siebenmal so lange lebet, fünf und zwanzig bis dreyßig Jahre alt werden. Alle von dieser allgemeinen Regel abweichende Beyspiele kommen viel zu selten vor, als daß man sie für Ausnahmen von beträchtlichen Folgen halten könnte. In so fern also die großen Pferde in kürzerer Zeit, als die Feinen, ihr völliges Wachsthum erreichen, müßen sie freylich auch ein kürzeres Lebensziel haben und vom funfzehnten Jahr an wie alte Pferde zu betrachten seyn.

Beym ersten Anblik sollte man glauben, der Wuchs der hintern Theile wäre bey Pferden u. bey den meisten andern vierfüßigen Thieren, anfänglich stärker, als an den vordern; da man hingegen bey den Menschen an den untern Theilen anfänglich ein geringeres Wachsthum, als an den obern wahrnähme. Denn bey einem Kinde findet man die Dickbeine und Schienbeine

*) Herr von Büffon scheint hier nicht so wohl das Wachsthum des Körpers, seiner Höhe nach, welches allerdings bey vielen weit länger dauret, als vielmehr die vollkommne Ausbildung aller Theile des Leibes und folglich die Jahre zu verstehen, in welchen sich die Fähigkeiten zur Fortpflanzung des Geschlechts zu äußern pflegen. M.

beine, im Verhältniß mit dem ganzen Körper, lange nicht so groß, als bey erwachsenen Menschen. Dagegen sind bey jungen Füllen die Hinterschenkel schon so lang, daß es ihnen leicht wird, mit dem Hinterfuß den Kopf zu erreichen, welches ein erwachsenes Pferd nicht mehr thun kann. Allein dieser Unterschied ist nicht so wohl vom ungleichen Wachsthum der vordern und hintern Theile überhaupt, als vielmehr von der Ungleichheit der vordern und hintern Füße herzuleiten, welche in der ganzen Natur allgemein, und bey vierfüßigen Thieren am allersichtbarsten ist. Die Füße sind an den Menschen grösser, als ihre Hände. Sie gelangen auch ehe zu einer vollkommenen Bildung. Bey den Pferden bestehet ein großer Theil des Hinterschenkels aus lauter Fuß, weil er bloß aus den Knochen zusammengesetzet ist, welche zur Fußwurzel, zum Mittelfuß (Tarsus, Metatarsus) u. s. w. gehören. Ist es also wohl zu bewundern, daß dieser Fuß eher größer wird und sich früher entwickelt, als der Vorderschenkel, deßen ganzer untere Theil die Hand vorstellet, weil er bloß aus den Knochen der Handwurzel, der Mittelhand (Carpus, Metacarpus) u. s. w. bestehet? Wenn ein Füllen erst auf die Welt gekommen ist, entdeckt man diesen Unterschied ohne Mühe. Die Vorderschenkel scheinen und sind, in Vergleichung mit den hintern, zu der Zeit in der That viel kürzer, als in der Folge. Darzu kömmt noch, daß die zunehmende Dicke des Leibes, ob sie gleich nicht von den Verhältnißen des Wuchses in die Länge herrühret, wenigstens die Entfernung der Hinterfüße vom Kopfe vergrößert und folglich dem Pferde, wenn es völlig erwachsen ist, hinderlich wird, seinen Kopf mit dem Hinterfuße zu erreichen.

Die

Die Verschiedenheit der Himmelsstriche bringet unter allen Arten von Thieren etwas Unterschiedenes hervor, deßen allgemeine Wirkungen die Mannigfaltigkeit der Arten ausmachen, welche wir nur an den stärksten Abweichungen oder an denjenigen Thieren gewahr werden, die sich am sichtbarsten von einander unterscheiden, ohne auf die darzwischen vorkommende kleine Abänderungen zu merken, welche hier, wie bey allen Sachen, sich bis ins Unendliche zu erstrecken pflegen. Wir selbst haben zu noch häufigern Verwirrungen dadurch Anlaß gegeben, daß wir die Vermischung dieser Arten beförderten, und gleichsam der Natur Troß geboten, indem wir unsre Himmelsstriche mit afrikanischen und asiatischen Pferden bereicherten. Die französischen Stammarten sind unter der Menge beygeschafter ausländischer Pferde aus allen Theilen der Welt, ganz verschwunden oder unkennbar geworden. In der That ist zum Unterschied der Pferde nichts übrig geblieben, als einige leichte Merkmale, welche der Einfluß des Himmelsstriches nothwendig hervorbrachte. Diese Merkmale würden viel deutlicher und jeder Unterschied viel stärker in die Augen fallen, wenn die Arten jedes Himmelsstriches, sich ohne Vermischung daselbst erhalten hätten. Die kleinen Veränderungen würden weder so häufig, noch so unmerklich, die größern aber in einer bestimmten Anzahl desto deutlicher und jedem desto kennbarer seyn. Jezo gehört aber Uebung und ziemlich viel Erfahrung darzu, die Pferde von unterschiedenen Ländern sicher zu erkennen. Wir müßen uns hierinn ganz allein auf die Nachrichten verlaßen, die wir in Reisebeschreibungen, in den Werken geschikter Stallmeister, als der Herrn **von Neukastle, von Garsault, de la Gueri**niere

niere und anderer, ingleichen in einigen Anmerkungen finden, die uns Herr von Pigneroles, Königlicher Stallmeister und Oberhaupt der Akademie zu Angers, mitgetheilet.

Die schönsten Pferde, die man in Europa sehen kann, sind die arabischen. Sie sind grösser und völliger, aber doch eben so wohl gebauet, als die barbarischen. Da sie aber in Frankreich unter die höchst seltnen Erscheinungen gehören, so haben die Bereiter über ihre Vollkommenheiten und Fehler keine vollständige Beobachtungen anstellen können. *)

Die barbarischen Pferde **) sind nicht so selten. Ihr Vorzug besteht in einem dünnen Hals und einer dünnen, aus dem Vorrderroße zierlich hervorgewachsnen Mähne, in einem schönen, kleinen, gemeiniglich etwas krausen Kopfe, schönen, wohlgestallten Ohren, leichten und platten Schultern, dünnen und recht erhabenen Vorderroß, in kurzen und

*) S. Herr von Neukastels Reitbahn rc. p. 9. §. 9. von Reitzensteins vollk. Pferdekenner rc p. 10. Ein wahrhaftes arab. Pferd wird über 2 ja bis 3000 Piasters geschätzet und läuft in einem Tag wohl 80. ital. Meilen. Man hält sie auch für sehr gute Schwimmer und Jagdpferde. Herr von Reitzenstein hat ein solches auf der VIIten Tafel abgebildet. M.

**) Diese werden im Neukastle p. 7. §. 2 sehr gut beschrieben und auf der VIIten Platte, unter dem Namen der ausbündigen oder das Muster, ein Barber, Paragon, un Barbe, deutlich abgebildet. M.


Tab. I.
Das Barbarische Pferd.
Pag. 80.
Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T.
C.B. Glaſsbach ſc. Berol.



und geraden Nieren in Flanken und Ribben, die zwar eine zierliche Rundung, aber doch keinen Bauch bilden; in wohl verstekten Hüften, einem gemeiniglich gedehnten Kreutz und etwas hoch angebrachten Schwanze; in wohlgebildeten, selten platten Oberschenkeln, schönen, wohlgebauten unbehaarten Unterschenkeln; in gehörig entblößten Nerven, wohlgemachten Füßen, aber öfters etwas langen Feßel. Man hat sie zwar von allen Farben, die gewöhnlichsten aber sind die grauen. Ihr Gang ist ziemlich nachläßig. Es fehlt ihnen aber, wenn sie gut bearbeitet werden, weder an Geschwindigkeit, noch an Kräften. Ihrer Leichtigkeit wegen sind sie zu flüchtigen Läufern ungemein vortheilhaft zu gebrauchen. Sie scheinen vor andern geschikt zu seyn, gute Arten von ihnen zu erziehen, und man würde noch größere Hoffnungen auf sie zu setzen haben, wenn sie von größerer Taille wären. Die grösten haben etwa vier Fuß, acht Zoll; selten daß man eines von vier Fuß und neun Zoll antrifft. Indeßen weis man aus vielfältigen Erfahrungen, daß sie in Frankreich, Engelland und andern Ländern Füllen zeugen, die weit größer werden, als sie selbst sind. Unter den barbarischen Pferden hält man diejenigen für die besten, die aus dem Königreiche Marokko, nach ihnen aber diejenigen, die aus dem Gebirge kommen. Man setzet sie weit über die türkischen, persischen, armenischen und über diejenigen Pferde, welche im übrigen Theile von Mauritanien zu Hause gehören. Alle diese Pferde aus den warmen Ländern sind mit einem kürzeren Haar, als andere, bedecket.

Die türkischen Pferde *) zeigen lange nicht ein so vollkommnes Verhältniß aller Theile ihres Leibes, als die barbarischen. Ihr Hals pflegt mehrentheils allzu mager und schmal, ihr Körper zu lang und ihre Schenkel gar zu dünne zu seyn. Dem ohnerachtet haben sie, außer dem Vortheil eines langen Athems, viel Geschicke zu beschwerlichen Arbeiten. Man wird hierinn nichts befremdendes finden, wenn man bedenket, daß in den warmen Ländern die Knochen der Thiere weit härter, als in kalten Himmelsstrichen, zu seyn pflegen, und daß, aus diesem Grunde, die erstern immer kräftigere Schenkel, ob gleich dünnere Röhren, als die letztern haben.

Den spanischen Pferden **) hat man billig den zweeten Rang unmittelbar nach den barbarischen, eingeräumet. Sie prangen mit einem langen, dicken Halse, mit starken Mähnen, einem grossen, zuweilen krausen Kopfe, mit langen, aber wohl gestallten Ohren, feurigen Augen, einer edlen, stolzen Miene, dicken Schultern und breiter Brust. Die Nieren sind mehrentheils etwas niedrig, die Seiten rund, oft etwas zu bauchicht. Bey den meisten erblikt man ein rundes, breites, bey einigen etwas verlängertes Kreutz. Dabey haben sie schöne, fast unbehaarte Füße, sauber entblößte Nerven,
zu-

*) S. Neukastel ꝛc. l. cit. p. 9. §. 8. und die Abbild. ibid. Tab. IX. ingl. Herr von Reitzenstein l. cit. Tab. VI. M.

**) S. Neukastel l. cit. p. 6. und 7. §. 1. und Tab. VI. das Stolze oder das spanische Pferd, Le *Superbe* Cheval d' Espagne. von Reitzenstein l. cit. p. 9. und Tab. V. M.


Tab. II.
Das Spanische Pferd.
Pag. 82.
Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.
G. sc.

zuweilen, wie bey den barbarischen Pferden, etwas zu lange Feßeln, einen zu stark gestrekten Fuß, wie bey den Mauleseln, und öfters einen zu hohen Stral.

Die spanischen Pferde von guter Art sind dick und wohl bey Leibe und nicht sehr hoch. Sie unterscheiden sich durch die starke Bewegungen in ihrem Gange, durch eine vorzügliche Geschmeidigkeit, durch ein rasches Feuer und einen edlen Stolz. Ihr Haar ist gemeiniglich schwarz oder dunkelbraun; doch findet man es auch von allerley Farbe. Nur höchst selten wird man an ihnen weiße Schenkel, oder Nase, gewahr. Die Spanier haßen diese Art von Zeichnung und ziehen keine Art von solchen Pferden. Sie dulden höchstens nur einen Stern an der Stirne und pflegen die Pferde, welche gar nichts Weisses an sich haben, (Zains) eben so hoch zu schätzen, als wir sie verachten. Beyde Vorurtheile, ob sie gleich einander völlig entgegen laufen, sind vielleicht eines so wenig, als das andere, gegründet. Denn es giebt eben so wohl vortrefliche Pferde von allen Arten der Zeichnung, als prächtige Pferde, die gar keine Zeichnung haben. Kann wohl ein so kleiner Unterschied auf der Haut eines Pferdes, auf irgend eine Weise das Werk seines Naturels oder seiner innern Leibesbeschaffenheit seyn, da er wirklich von äusserlichen und noch darzu von so geringen Umständen abhänget, daß es nichts, als eine leichte Verlezung der Haut erfordert, um einen weissen Fleck hervor zu bringen. Die spanischen Pferde tragen übrigens alle, sie mögen einfarbig oder geflekt seyn, das eingebrennte Merkmal der Stuterey, woraus sie gekommen, am rechten Vorderschenkel. Die gewöhnlichen haben

keinen sonderlich grossen Wuchs; doch pflegt man einige von 4 Fuß und neun bis zehn Zoll anzutreffen. Oberandalusien liefert, wie man glaubt, die besten, ob gleich nicht selten etwas zu langköpfige Pferde. Ihre übrigen seltnen Eigenschafen sind aber gar wohl fähig, diesen Fehler gänzlich zu verdunkeln. Man rühmt an ihnen vorzüglich den Muth, den Gehorsam, die Annehmlichkeit, den Stolz und eine geschmeidige Biegsamkeit aller Glieder, worinn sie auch den barbarischen den Vorzug streitig machen. Durch diese schätzbaren Eigenschafen haben sie zum Kriege, zum Pracht und zur Reitbahn, sich einen gegründeten Vorzug vor allen andern Pferden auf der Welt erworben.

Die schönsten englischen Pferde *) haben, in Ansehung der Bildung viel Aehnlichkeit mit den arabischen und barbarischen, von welchen sie auch wirklich abstammen. Sie haben zwar einen größern, aber wohl gemachten krausen Kopf, långere, doch wohl gestellte Ohren. Diese könnten schon allein ein zureichendes Merkmal abgeben, die englischen vor den barbarischen Pferden zu erkennen. Im Wuchs zeigt sich aber der Unterschied am stärksten. Die erstern sind vollstützig und viel größer, als die leztern. Denn gemeiniglich pflegen die englischen Pferde die Höhe von 4 Fuß 10 Zoll, zuweilen wohl gar von 5 Fuß zu haben. Sie kommen von allen Arten von Farben und Zeichnungen vor, und sind alle stark, muthig, kühn und fähig, die gröſten Beschwerden zu dulden. Auf der Jagd und im Rennen machen sie

*) S. Neukastel l. cit p. 7. 8. §. 3. Ingl. Hr. von Reitzenstein l. cit. S. 8. Tab. III.

Tab. III. Das Englische Pferd. Pag. 84.



Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T. G. sc.

sie den meisten andern den Vorzug streitig. Doch fehlt ihnen der Vorzug der Annehmlichkeit und Geschmeidigkeit. Ueberdies gehörte zu ihrer Vollkommenheit etwas weniger Härte und mehr Freyheit in den Schultern. *)

Das englische Pferderennen macht oft den Innhalt belustigender Gespräche in Gesellschaften aus. Es giebt wirklich in Engelland ausnehmend geschickte Leute in dieser Art von Ritterübungen. **) Es wird am besten gethan seyn, wenn ich, um hiervon einen Begriff zu geben, hier die schriftliche Erzählung eines vornehmen Mannes, deßen ich schon im ersten Bande dieses Werkes zu gedenken Gelegenheit hatte, nämlich des **Mylords, Grafen von Morton**, vom 18ten Februar 1748 wiederhole. „Herr **Thornhill**, Postmeister zu **Stilton**, that eine Wette, den Weg von Stillton bis nach Londen in funfzehn Stunden dreymal hintereinander, oder in dieser kurzen Zeit zweyhundert und funfzehn englische (oder zwey und siebenzig französische oder ohngefähr

*) Allen englischen Pferden, sagt Herr Kalm in seiner Reise nach dem nördlichen Amerika, sind die Schwänze ohngefehr eine vierte Elle von der Wurzel des Schwanzes abgehauen. Als ich nach der Ursach fragte, gab man mir zur Antwort: es wäre die Gewohnheit des Landes. Allein sollte man dieses nicht als eine gelegentliche Ursache ansehen können, daß, da sie alle nach der Reihe und nahe an einander angespannet werden, das vorhergehende Pferd, das nachfolgende nicht mit seinem kothigen Schwanze in die Augen schlagen oder solches stark besudeln möge? M.

**) S. des Herrn von Oebschelwitz Holländ. Stallmeister rc. Leipz. 1766.

gefähr vier und funfzig deutsche Meilen) auf unterschiedenen Pferden zurük zu legen. Am 29ten Aprill 1745 nach dem alten Styl, ritt er von Stillton ab, vollendete den ersten Ritt bis nach London in drey Stunden, ein und funfzig Minuten, auf acht unterschiednen Pferden. Er nahm so gleich den Rückweg und endigte den Weg von London bis Stillton in drey Stunden und zwey und funfzig Minuten auf nicht mehr, als sechs Pferden. Zur dritten Reise nahm er schon einmal gebrauchte Pferde bestieg deren sieben und endigte diesen lezten Ritt in drey Stunden, neun und vierzig Minuten. Er hatte folglich nicht nur die Wette gewonnen, weil ihm funfzehn Stunden zu diesem dreyfachen Weg eingestanden waren, sondern ihn so gar viel früher, nämlich in eilf Stunden, zwey und dreyßig Minuten, vollendet. Ich glaube kaum, daß in den olympischen Spielen jemals ein so schnelles Wettrennen, als Herr **Thornwill** gewonnen, vorgefallen seyn mag. *)

Ehe-

*) Der Verf. der **Brittischen Zoology**, Hr. **Pennant**, gestehet zwar selbst, Hr. von **Büffon** habe nichts wichtiges von diesem edlen und stolzen Thiere zu sagen übrig gelaßen, indeßen haben wir in Ansehung der engl. Pferde, noch unterschiedenes gefunden, was uns einer weitern Bekantmachung würdig schien. Die Arten der Pferde, sagt Herr **Pennant**, welche in den unterschiedenen Theilen von Großbrittannien angetroffen werden, sind so vermischt, als die unterschiedenen Familien der Einwohner. Die häufige Einführung ausländischer Pferde hat eine größere Anzal unterschiedener Arten derselben hervorgebracht, als man irgend in einem andern Lande finden möchte. Jede dieser Arten ist daselbst, durch die gute Wartung und

Ehemahls hatten die italiänischen Pferde in Ansehung der Schönheit, einen großen Vorzug vor

F 4 den

und häufige Vermischungen, zu einer gewißen Vollkommenheit gebracht worden. Von der Geschwindigkeit jener Pferde, welche die Engelländer zum Wettrennen brauchen, versichert Herr Pennant, die newmarketschen Tagebücher führten Beyspiele von Pferden an, welche fast im buchstablichen Verstande geschwinder waren, als der Wind. Er redet von einem damals noch wirklich vorhandenen Pferde, welches mehr als einmal einen Raum von 82 ½ Fuß in einer Sekunde und beynahe tausend Fuß in einer Minute durch laufen hat. Eben dieses Pferd hat in sechs Minuten und 40 Sekunden das geleistet, was man zu Newmarket eigentlich den Kreißlauf nennet; oder es hat in der bestimmten Zeit 4 Meilen weniger 400 Ruthen (die Meile 1760 Ruthen und die Ruthe 3 engl. Fuß gerechnet,) durchrennet. Diese Geschwindigkeit verhält sich also, zur Geschwindigkeit des flüchtigsten barbarischen Pferdes, wie 4 zu 3. S. Hambl. Mag XXI. B. p. 442. 443. Es entspringt aber diese Gattung von Pferden aus Arabien, dem Vaterlande der ächtesten und edelsten Arten.

Die englischen Jagdpferde sind eine Vermischung dieser ersten Gattung mit einer andern, die mehr Stärke, aber weniger Geschwindigkeit besitzet. Diese Vermischung ist nothwendig, weil die Strapazen der Jagd eben so viel Kräfte, als Hurtigkeit erfordern.

Die Engelländer haben Zugpferde von bewundernswürdiger Stärke. Man sieht zu London Pferde, die auf einem ebenen und kurzen Platze allein 6000 Pfund fortzuschleppen vermögend sind und welche

den iezigen; weil man, seit gewißen Jahren, die Stutereyen sehr vernachläßiget hat. Indeßen hat man doch neapolitanische Pferde von vorzüglicher Schönheit, besonders zum Gespanne. *) Überhaupt betrachtet, bestehet ihr Fehlerhaftes in einem großen Kopf, dicken Halse und in einer Ungelehrigkeit, welche die Abrichtung derselben ungemein beschwerlich macht. Zur Entschädigung für diese Fehler haben sie uns einen vollkommnen Wuchs, einen Stolz und einen Anstand in ihren Bewegungen anzubieten, der wenig seines Gleichen hat. Sie sind also, wegen ihres natürlichen Hanges zum Stolziren, ungemein geschikt, Paradepferde vor den Kutschen abzugeben.

Der

welche die Hälfte dieses Gewichtes, ohne sich anzugreiffen, eine beträchtliche Weite hinweg bringen würden. Die Stärke der Last- oder Müllerpferde ist noch viel außerordentlicher. Einige tragen wohl drey Maaß, jedes wenigstens 70 engl. Pfund schwer. Eine noch größere Last, als die kleine Gattungen von Kameelen tragen können!

Die innländischen Arten englicher Pferde taugen gar nicht zum Kriege. Die von den Engelländern hierzu bestimmte Pferde werden aus einer Vermischung der flandrischen mit den deutschen Arten erzeuget, welche durch Erdreich und gute Wartung verbeßert worden. Durch den großen Ruf der englischen Pferde, ist die Ausführung derselben aus dem Lande zu einem großen Zweige der Handlung gediehen. S. Berl. Mag. I. B. S. 552. ꝛc. M.

*) Von dem Neapolitanischen Läufer lese und sehe man im Herzog von Neukastel l. cit. p. 9. §. 7. Tab. VIII. und Herrn von Reizenstein. l. cit. Tab. III, p. 8. M.

Tab. IV. Das Neapolitanische Pferd.



Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T. G. sc.

Der schöne vollstützige Wuchs der dänischen Pferde *) hat ihnen zu Gespannen vor allen andern einen Vorzug verschaffet. Vollkommen wohl gebildete Pferde trift man in Dännemark in sehr geringer Anzahl. Den meisten fehlt es an einer völlig regelmäßigen Bildung. Die Fehler eines dicken Halses, großer Schultern, langer und niedriger Nieren und eines, in Vergleichung mit der Breite des Vordertheils, allzu schmalen Kreutzes, ist fast allen dänischen Pferden eigen. Weil sie aber alle durch schöne Bewegungen sich hervorthun, sind sie doch überhaupt im Kriege und zu Gespannen sehr vortheilhaft zu gebrauchen. Man findet sie von allen möglichen Farben. Die besondere Farben, als Schäcken und Tigerpferde, sind fast nirgends, als unter dänischen Pferden anzutreffen. **)

*) S. Neukastel l. c. p. 9. §. 5. In Dännemark sagt er, giebt es mehr Springer, als irgend an einem andern Theile der Welt. Cf. Herr von Reitzenstein l. cit. p. 7. Die häufigsten kommen aus Jütland und die besten aus der Landschaft Tye. M.

**) Herr Halle in seiner Nat. Gesch. vierf. Thiere S. 230. sagt von den Dänischen Pferden: Sie haben eine schöne völlige Taille, um deren Willen man sie zum Gespanne fast allen andern vorziehet. Außerdem sind sie von dickem Halse, starken Schultern, zum Kriege und vor die Kutschen sehr tauglich: in Ansehung des Naturels gelaßen, gelehrig und unerschrocken. Sie werden aber leicht wieder verzagt. Sie wollen aufgemuntert seyn und geben auch geschickte Schulpferde. „Herr Savary beschreibet sie im *Dict.* „*de Commerce* Tit. *Chevaux* beynahe mit eben den Worten

Deutschland *) ist mit sehr schönen Pferden versehen. Die ungewöhnliche Schwere und der Mangel eines starken oder langen Athems pflegen ihre Hauptfehler

Worten als Herr von Büffon. Die ausführlichste Nachricht von ihnen findet man in **Pontoppidans Nachr. von Dännemark.** Kopenh. 1765 4to p. 152. „Die dänischen Pferde haben von uhralten „Zeiten her den Vorzug vor vielen andern gehabt. In der Geschichte des wendischen Krieges reden die Scriptores medii aevi von den dänischen Soldaten, als von einem Volke, das seine gröste Ehre in der Seefahrt und der Reiterey suchte, wozu auch die Lage des Landes und gute Grasung Anleitung genug gaben. Auch Herr *Vernon* sagt in seiner *Voyage* p. 542 Il n'y point de Cavallerie mieux montée et meilleure que celle de Dannemarc."

Von den Stutereyen sagt der Prokanzler, sie wären vor Zeiten häufiger, als iezo gewesen, da man eingesehen, daß der Ochsenhandel und die sogenannten Holländereyen einträglicher wären. Der Verf. verdient über diesen Punkt selbst nachgelesen zu werden. — In Ansehung des Haares pflegen sie größtentheils Kastanienbraun oder schwarz, zum Theil auch Apfelschimmel, nur wenige aber gelb, fahl oder weiß zu seyn. Eines von den Dingen, welche die dänischen Pferde besonders ansehnlich machen, ist ihr langer und vollständiger Schweif, welcher auch in guten Ställen nicht gekämmet, sondern bloß mit einem wollenen Lappen, des Schweißes wegen, abgetroknet wird, und zwar eine Locke nach der andern. Vorzüglich hütet man sich, ohne Noth ja nie ein Haar auszureißen. leg. Pontopp. M.

*) Man lese von den deutschen Pferden den Neukastel l. c. p. 9. §. 6. u. Herr von Reizenst. l. c. p. 7. Tab. II. M.

fehler auszumachen, ob sie gleich meistentheils von türkischen oder arabischen, auch wohl spanischen und italiänischen Pferden abstammen, womit man daselbst die Stutereyen unterhält. Man kann sie daher zur Jagd und zum geschwinden Laufen so gut lange nicht, als andere, gebrauchen. Die ungarischen *) hingegen und siebenbürgischen rc. Pferde sind bey weiten nicht so schwer und als gute Läufer bekannt. Die Husaren und Ungarn schlitzen ihnen die Nasenlöcher auf, und zwar, wie man glaubt, in der Absicht, um ihnen mehr Athem zu geben und ihnen dadurch das Wiehern im Kriege zu verbieten. Denn man giebt vor, daß es Pferden mit aufgeschlitzten Nasenlöchern unmöglich sey, zu wiehern. Ich habe zur nähern Untersuchung der Wahrheit dieses Vorgebens keine Gelegenheit gehabt: allein meines Erachtens könnte dieses bloß den Nachdruk im Wiehern schwächen. Man hat an den ungarischen, kroatischen u. polnischen Pferden die Bemerkung gemacht, daß sie nicht leicht ihre Zähne abnutzen und also von Natur darzu geneigt sind, Beguts, oder Pferde von unkennbarem Alter vorzustellen. **)

Die Holländischen Pferde schicken sich besonders gut vor die Kutschen und sind in Frankreich die ge-

*) Von den Pferden in Ungarn, Pohlen, der Ukräne, in der Moldau, der Wallachey, der Tartern und Kalmuken, S. Hr. von Reitzenstein rc. l. c. p. 9. **M.**

) Man pflegt im Französischen, ein Pferd *Begu* oder *Baigu* zu nennen, welches die Zeichen seines Alters immerfort zu weilen an allen Zähnen behält, deßen Alter folglich an den Zähnen gar nicht zu erkennen ist. S. v. Garsaults Unterricht rc. p. 22 und *Dict. Encyclop.* Tom. II. p. 585 Art. *Bégu.* **M.

gewöhnlichsten Kutschenpferde. Die vorzüglichsten kommen aus der Provinz Frießland; *) doch pflegen auch die Lande Jülich und Bergen gute Arten zu liefern. Die flanderische Pferde stehen weit unter den holländischen. Die meisten von jenen sind durch einen großen Kopf und platten Huf entstellet. Sie bekommen leicht den wäßrigen Geschwulst an den Schenkeln. **) Zween wesentliche Mängel der Kutschenpferde!

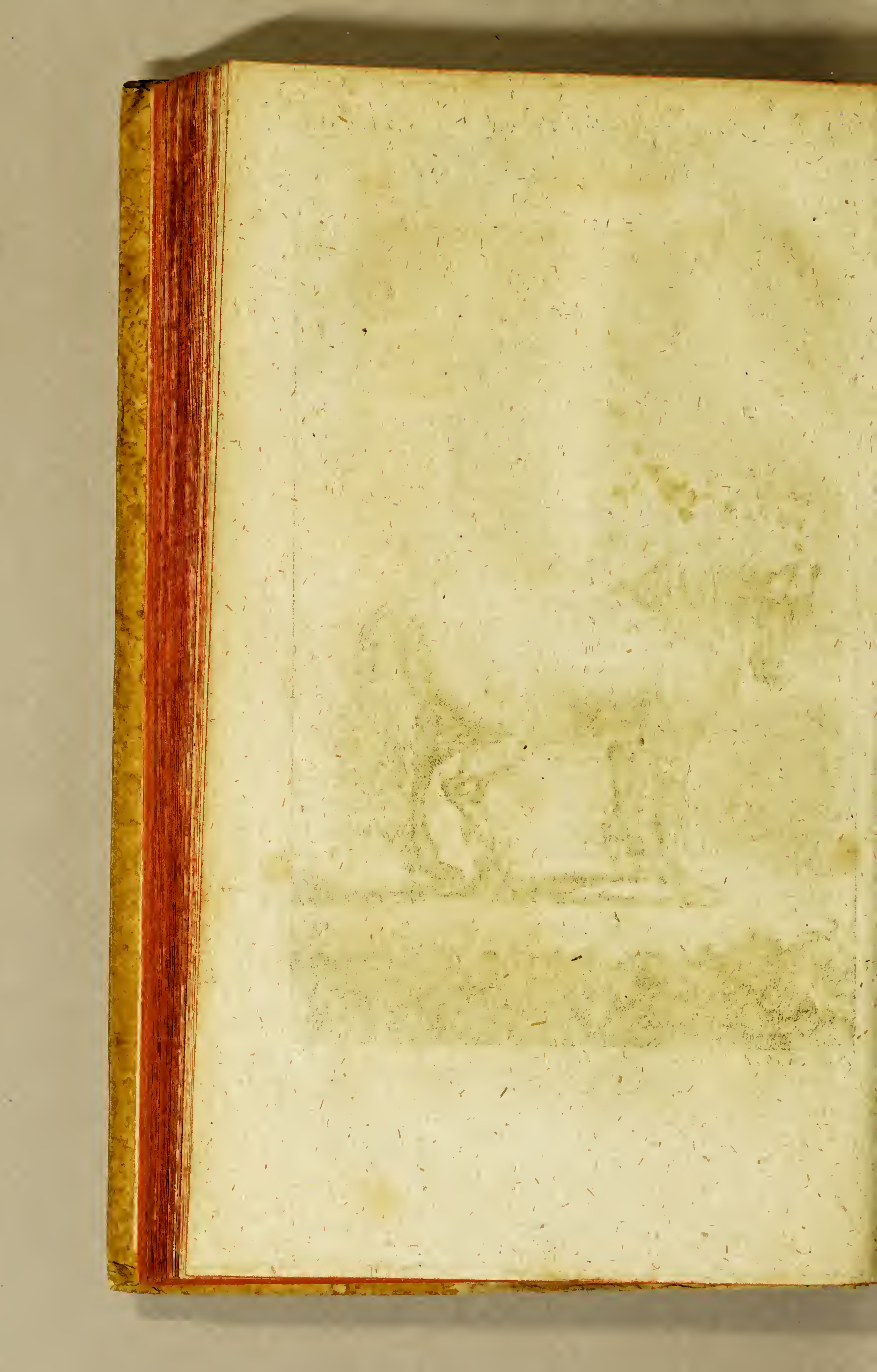
ent-

*) Da wir von den meisten ausländischen Pferden in den hin und wieder angeführten Schriftstellern gute Abbildungen angetroffen und angezeigt, von dem frisischen Pferd aber nirgend, als im Johnston eine Zeichnung gesehen, so haben wir auf der 2ten Tafel die Abbildung deßelben beyfügen und unsern Leser etwas näher mit dieser Art bekannt machen wollen. Das frisische Pferd sieht nicht so klug aus, als das englische; allein es ist in allen Fällen ungemein brauchbar. Der Herzog von Neukastle sagt im angeführten Buche S. 8. es könne nicht leicht ein ander Pferd auf der Reitschule, im Zweykampf und im Kriege nützlichere Dienste leisten, als ein frisisches. Es ist kühn, nähret sich von allerhand Sachen, erträget eben so leicht Frost, als Hitze. Es trägt seinen Reiter mit vielem Anstand, ist beherzt und seines Ganges gewiß. Bey aller Geschiklichkeit in Uebungen, bey aller seiner Stärke und Geschwindigkeit im Laufen, fehlt es ihm doch an der Dauer; denn es hat so viel Athem nicht, als ein barbarisches Pferd. Herr von Reitzenstein l. cit. p. 8. beschreibt sie als die stärksten, gröſten und besten Kutschenpferde, warauf man am päbstlichen Hof jederzeit viel Kosten verwendet. Uebrigens pflegen sie ungemein haarig, besonders an den Füßen zu seyn. S. Tab. II. M.

**) *Les eaux aux jambes.* Dieser Zufall äußert sich durch

eine


Tab. V. Das Friesische Pferd. Pag. 92.
Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.
G. sc.



In Frankreich hat man allerley Arten von Pferden, die schönen machen aber nur die kleinste Zahl derselben aus. Die schönsten Reitpferde bekömmt man daselbst aus Limosin. Diese haben mit den barbarischen ziemlich viel Aehnlichkeit, und sind auf der Jagd, wie diese, vortreflich zu gebrauchen; allein ihr Wachsthum geht sehr langsam von statten. Sie verlangen in ihrer Jugend außerordentlich viel Schonung und können vor dem achten Jahre nicht füglich zur Arbeit gebrauchet werden. Auch in Auvergne, in Poitou, in Morvant und Burgund fehlt es nicht an guten Kleppern. Nach Limosin aber liefert ohnstreitig die Normandie die schönsten Pferde, die zwar nicht so vorzüglich zur Jagd, aber sehr wohl im Kriege zu brauchen sind; besonders da sie völliger werden und ihr volles Wachthum früher erreichen. In der Niedernormandie und in Contentin ziehet man schöne Kutschenpferde, die weit leichter und dauerhafter sind, als die holländische Pferde. Aus Franche Comté, und Boulonis bekömmt man sehr gute Zugpferde. Allzugroße Schultern sind eigentlich der allgemeine Fehler der französischen Pferde; an den barbarischen tadelt man die allzu nahe zusammenliegende Schultern.

Dies

eine stinkende Feuchtigkeit oder durch ein scharfes Eiter, welches, ohne die Theile anzufreßen, durch die Oefnungen der Haut schwitzet und sehr leicht in den Gliedschwamm übergehet. *Dict. Encyclop.* T. VI. p. 430. Besonders Herrn von Reizensteins vollkommner Pferdekenner ꝛc. Uffenheim 1764 4to 2ter Th. p. 168 von dem Waßer. M.

Dies wäre demnach die Liste der bekanntesten Arten von Pferden. Jezt wollen wir nur noch erzählen, was die Reisenden von ganz fremden und weniger bekannten Pferden aufgezeichnet hinterlaßen. Auf allen Inseln des Archipelagus giebt es vortrefliche Pferde. Die Kretischen Pferde *) hatten sich bey den Alten durch ihre Behendigkeit und Geschwindigkeit, einen großen Ruhm erworben. Indeßen pflegt man sich derselben iezt in diesem Lande selbst nur wenig zubedienen, weil es einen gar zu rauhen Boden u. allenthalben zuviel Unebenheiten u. Berge hat. Die schönsten Pferde dieser Inseln, so gar die barbarischen, sind eigentlich von arabischer Herkunft. Die einheimischen Pferde des Königreiches Marokko sind viel kleiner, als die arabischen, dabey aber ungemein leicht und munter. **) Herr Shaw ***) beschreibet die Vorzüge der egyptischen und tingitanischen Pferde sehr deutlich. „Das Pferd, sagt er, der „Stolz und das unterschiedende Kennzeichen Numidiens ist in den neuern Zeiten sehr ausgeartet; oder „die Araber haben vielmehr den Muth verlohren, viele „Sorgfalt auf eine schöne Zucht zu wenden, weil sie „alle Augenblicke in Gefahr stehen, von den türkischen „Officieren beraubet zu werden. Heut zu Tage „stehen

*) Man sehe Dappers Beschr. der Inseln des Archipelagus (Franz. Ausg.) p. 462.

**) S. L' Afrique de *Marmol*. à Par. 1667. Tom. II. p. 124.

***) S. Les voyages de M. *Shaw*, traduits en franc. à la Haye 1748. Tom. I. p. 308. Wir haben seine eigne Worte, aus der deutschen Uebersezung seiner Reise. 1 Th. S. 147 hergesezt, weil sie etwas ausführlicher, als Hrn. von Büffons Auszug war. M.

„stehen daher die Egyptier und Tingitaner mit „Recht allein in dem Rufe, daß sie die besten Pferde „ziehen, den sie vor ohngefähr hundert Jahren, bloß „mit ihren Nachbaren theilen durften. Jezo ist ein „tüchtiges und wohl abgerichtetes barbarisches Pferd „nicht zu Grunde zu richten. Es steht still und ist „ruhig, wenn der Reiter absteigt und den Zügel „nachläßt; es geht einen langsamen Schritt, und in „völligem Rennen ist es ganz kurz und mit leichter „Mühe aufzuhalten. Die erste von diesen Tugen- „den beweiset die Güte und Vortreflichkeit des Pferdes; „die lezte hingegen die Geschiklichkeit und Kunst des „Reiters. Andere Bewegungen werden in diesen „Ländern weder geübet, noch geschäzet. Die Ein- „wohner halten es für unanständig, zu traben oder „einen Paß zu reiten. Doch haben die egyptischen „Pferde mit Recht einen Vorzug vor allen andern, „sowohl um ihrer Größe als um ihrer Schönheit „willen. Das kleinste ist meistens an sechzehn Fuß „hoch, und, nach ihrer Art zu reden, wie ein Anti- „lop oder Gazelle gestaltet. Der gewöhnliche „Preiß des besten barbarischen Pferdes ist zwischen „drey bis 400 Thalern." *)

*) D. Richard Pokock in seiner Beschreibung des Morgenlandes, 2te Aufl. Erl. 1771. 4to p. 309 bestätiget mit wenig Veränderungen, was Shaw von den egyptischen Pferden behauptet. „Die Pferde, „sagt er, sind hier (in Egypten) sehr gut, besonders „die oberegyptischen, welche aus Arabien und aus „Barbarien kommen. Sie haben aber dennoch einen „großen Fehler, daß nämlich ihre Hälse gemeiniglich „sehr kurz zu seyn pflegen. Die Egyptier schätzen ihre „Pferde, wie ihre Frauenzimmer, nach der Größe. Sie „laßen sich ungemein gut abrichten. Ihre vier Schenkel

„sind

Nach Herrn Marmol *) oder vielmehr nach Leo dem Afrikaner **), welchen Marmol hier beynahe wörtlich ausgeschrieben, sind alle arabische Pferde Abkömmlinge der wilden Pferde in dem wüsten Arabien. Denn von diesen waren in den ältesten Zeiten so viele Stutereyen angelegt, daß endlich ganz Asien und Afrika von Pferden wimmelte. Sie waren so leicht und flüchtig, daß einige von ihnen mit dem Strauß in die Wette liefen und ihnen im Lauf zuvorkamen. Die Einwohner in den Wüsten Arabiens, ingleichen die lybischen Völcker, ziehen eine große Menge solcher Pferde zur Jagd. Auf ihren Reisen aber und im Streite machen sie kei-

„sind allemal im Stall und auf dem Felde gebunden. „Es scheint, als ob sie gar nicht wüßten, daß sie hinten „ausschlagen könnten. Sie haben einen guten Schritt, „traben niemals und galopiren sehr geschwinde. „Sie wenden sich schleunig und bleiben in einem Au„genblik stehen. Doch sind sie nur zu Spazierreisen „bequem. Sie können keine sonderlich weite Reisen „thun und bleiben gemeiniglich alle Stunden oder al„le zwo Stunden stehen, um sich tränken zu laßen. „Man futtert sie selten und nicht mehr, als einmal des „Tages.“ Eben dieses bekräftiget auch *Thomson* in seinen Travels through Turkey in Asia the Holy Land, Arabia, Egypt ond other parts of the World. Wovon die Mannigfaltigkeiten. II. Jahr. Berl. 1771 p. 619 nach zu lesen. Die Ursache, warum die Vermehrung der Pferde den Jsraeliten Vorbothen worden, findet man im Hamb. Mag. XXI. B. p. 295 bis 298. M.

*) Man sehe l'Afrique de *Marmol* Tom. I. p. 50.

**) S. *Leonis Africani* de Africa descript. Tom. II. p. 750. 751.

keinen Gebrauch davon. Haben sie Gras vorräthig, so schicken sie selbige auf die Weide, im widrigen Fall machen Datteln und Kamelmilch ihre Nahrung aus. Bey diesem Futter werden sie kräftig und bleiben immer leicht, flüchtig und mager. Den wilden Pferden legen sie Schlingen und eßen ihr Fleisch, weil nach ihrer Aussage, junges Pferdefleisch ein leckerhaftes Eßen ist. Diese wilde Pferde sind viel kleiner, als die andern. Gemeiniglich haben sie ein aschgraues, oft auch ein weißes Haar, auch kurzen, struppichten Schwanz und Mähnen. Andere Reisende *) haben uns mit sonderbaren Erzählungen von den arabischen Pferden unterhalten, wovon wir nur das Merkwürdigste hier in einem Auszug beyfügen wollen.

Der armseligste unter den Arabern hält seine Pferde. Gemeiniglich nehmen sie zu ihren Reitpferden lauter Stuten, weil sie durch Erfahrungen belehret worden, daß diese weit fähiger, als die Hengste sind, Hunger, Durst und Strapazen auszuhalten. Sie haben überhaupt weniger Fehlerhaftes, mehr Sanftmüthiges und nicht so viel Neigung zum Wiehern, als die Hengste. Sie gewöhnen diese Thiere zu einer solchen Eintracht, daß ganze Heerden, zuweilen Tage lang, ihrem eignen Willkühr überlassen, zusammen seyn können, ohne nach einander zu schlagen, oder sich irgend etwas zuwider zuthun. Da nun die Türken sich mehr um Hengste bemühen, so verkaufen ihnen die Araber alle diejenigen, welche sie nicht als Zuchthengste nöthig haben. Sie wenden von langen Zeiten her unglaubliche Sorgfalt an, die

*) S. Le Voyage de Mr. *de la Rocque* fait par ordre de Louis XIV. à Par. 1714 p. 194 &c. *Hist. generale des Voyages*. Par. 1746 Tom. II. p. 626.

die Arten ihrer Pferde zu erhalten. Sie kennen ihre Abkömlinge, ihre Verwandschaften und ganzes Geschlechtsregister. Sie bezeichnen jede Art mit einem besondern Namen und machen drey Klaßen aus denselben. Zur ersten gehören die edlen Pferde, die sich von beyden Seiten in einer unvermischten, reinen Art erhalten und sich eines alten Herkommens zu rühmen haben. In die zwote bringen sie diejenigen, welche zwar alte gute Vorahnen zählen, aber ihr altes Geschlechte durch eine Vermischung mit Stuten von unedlerer Art entehreten. Zur dritten rechnen sie alles, was man den Pöbel von Pferden zu nennen pfleget oder alle Pferde, die nicht von Familie sind. Die leztern verschleudern sie für einen geringen Preiß; allein auf die edlen Pferde der ersten Klaße, auch auf die von der zwoten, welche den erstern nicht viel nachgeben, werden von den Arabern unerhörte Preise gesetzet. Niemals laßen sie die Stuten des erstern edeln Geschlechtes von einem andern Hengst belegen, als der mit ihnen gleichen Rang und Eigenschaften hat. Durch Hülfe langweiliger Erfahrungen haben sie von allen Arten der Pferde, welche ihnen und ihren Nachbarn angehören, die genaueste Kenntniß. Name, *) Beyname, Haar und Zeichnung, alles ist ihnen aufs pünktlichste bekannt. Wenn es ihnen an Zuchthengsten von altem Herkommen fehlet, so erkaufen sie einen von ihren Nachbarn zur Belegung ihrer Stuten. Die Reinigkeit ihrer Pferdegeschlechter ist bey ihnen ein so wichtiger Artikel, daß eine Stute vom ersten Range nicht ohne die Gegenwart glaubwürdiger Zeugen beleget werden darf. Diese müßen hernach, in Gegenwart des Sekretärs vom Emir oder anderer in öffentlichen

Aemtern

*) S. allgem. Reisen II. Th. S. 488.

Aemtern stehender Personen, ein unterschriebenes und besiegeltes Zeugniß ausstellen, worinn der Name des Hengstes, der Stute und beyderseitiges Ahnenregister aufgezeichnet wird. So bald nun das edle Füllen zur Welt kömmt, werden von neuem Zeugen beygerufen und ein anderes Zeugniß ausgefertiget, worinn eine genaue Beschreibung des neugebohrnen Füllens und eine richtige Anzeige des Tages seiner Geburth enthalten ist. Diese Briefe bezeugen den hohen Werth solcher Pferde und müßen den Käufern allemal überantwortet werden. Das schlechteste der ersten Klaße wird nicht unter fünfhundert Thalern, einige so gar um vier, fünf bis sechstausend Livres verkauft.

In so fern die Araber, statt eines Hauses, bloß ein Zelt haben, so muß ihnen dieses zu gleicher Zeit statt einer Wohnung und eines Stalles dienen. Stuten, Füllen, Mann, Weib, Kinder, alles liegt hier vermischt unter und neben einander. Oft sieht man hier die kleine Kinder über den Leib, oft über den Hals der Stute oder ihres Füllens ausgestrekt liegen, ohne daß ihnen diese Thiere den mindesten Schaden oder Beschwerde zufügen sollten. Sie scheinen, aus Besorgniß, ihnen ein Leid anzuthun, sich kaum die kleinste Bewegung zu erlauben, und sind an diese Vertraulichkeit mit der ganzen Familie des Zeltes dermaßen gewöhnet, daß die Kinder ungestört mit ihnen tändeln können, wie sie wollen. Die Araber schlagen ihre Pferde niemals. Vielmehr gehen sie ungemein liebreich mit ihnen um; Sie reden und unterhalten sich mit ihnen, sie pflegen und warten dieselbe aufs angelegenste, *) laßen sie fast immer im Schritte gehen und verursachen ihnen, ohne Noth niemals eine Strapaze. So bald sie

*) S. allgemeine Reisen. l. c.

aber merken, daß man sie mit der Ecke des Steigbiegels in der Seite küzelt, ziehen sie plözlich aus, und rennen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit fort. Ueber Hecken oder Zäune und Graben sezen sie mit der Leichtigkeit eines Hirsches, und sind so wohl abgerichtet, daß, wenn ihr Reiter ohngefähr herunter fällt, sie auch im flüchtigsten Galop, gleich anhalten.

Die arabischen Pferde sind insgesammt von mittlerem Wuchse, ungezwungener Leibesgestallt und ehe mager, als fett. Die Eigenthümer puzen sie Morgens und Abends so regelmäßig und mit so vieler Sorgfalt, daß auf ihrer Haut auch nicht das Mindeste von Unreinigkeit übrig bleibet. Sie waschen ihnen fleißig die Schenkel, Mähnen und Schweife; leztere verschneiden sie niemals und kämmen sie auch nur selten aus, um die Haare zu schonen und keines davon auszureißen. Den ganzen Tag über bekommen sie nichts zu freßen, sondern bloß zwey oder dreymal zusaufen. Bey Sonnen Untergange hängen sie ihnen einen Sack an den Kopf, worinn ohngefähr ein halber Scheffel reiner Gerste befindlich ist. Die Nacht ist also die eigentliche Futterungszeit für diese Pferde; daher man ihnen auch den Sack nicht eher, als des Morgens früh, wenn er ganz ausgeleeret ist, wieder abnimmt. Im März, wenn das Gras hochgeschoßen ist, werden sie auf die Weide gebracht und die Stuten zu eben der Jahreszeit beleget. Man ist sehr aufmerksam darauf, ihnen, so bald sie beleget sind, gleich kalt Waßer auf das Kreuz zu gießen. Wenn die Frühlingszeit vorbey ist, holt man die Pferde von der Weide zurük und giebt ihnen das ganze Jahr hindurch weder Gras, noch Heu, auch nur höchst selten Stroh,

zu

zu freßen. Aus Gerste bestehet eigentlich ihre ganze Nahrung. Wenn die Füllen ein Jahr oder achtzehn Monathe alt sind, ist man darauf bedacht, ihnen durch Verschneidung der Haare, zu längern und dickern Mähnen behülflich zu seyn. So bald sie zwey oder höchstens dritthalb Jahre haben, werden sie schon zu Reitpferden gebraucht. Sattel und Zügel werden ihnen ehe nicht, als in diesem Alter, angeleget. Und so müßen alle arabische Pferde, von früh bis auf den Abend, gesattelt und gezäumet, täglich vor dem Eingang des Zeltes stehen. *)

*) Von den Pferden der moskowitischen Lande giebt uns ganz neuerlich der Herr Prof Pallas im 1. Theil seiner Reisen durch versch. Provinzen des rußischen Reiches, Petersbl. 1771 4to, viel merkwürdige Nachrichten. Die Jaikischen Kosaken, sagt er S. 282, halten sich besonders nur Hornvieh, und Pferde. Beyde gedeyhen in diesem warmen Landstrich vortreflich und gelangen zu einer schönen Größe. Die Pferde pflegen an Muth, Stärke und Schönheit keinem rußischen Pferd etwas nachzugeben. Man hat sie gewöhnt, sich im Nothfall Sommer und Winter hindurch auf der Trift selbst zu nähren. Fast nur alsdann bekommen sie Heu und beßeres Futter, wenn man sie zu schweren Arbeiten bey der Fischerey nach Hause nimmt. Man pflegt hier kein Pferd zu beschlagen, wodurch sie auf dem troknen Boden einen schönen und harten Huf bekommen. – Die Kalmuken, heißt es S. 314, halten durchgängig mehr Pferde, als Hornvieh, und die Stutenmilch ist ihnen die angenehmste, weil sie, bloß gesäuret, schon so geistig wird, daß zwo bis drey große Schalen wohl hinlänglich sind, einen kleinen Rausch zu wege zu bringen. Daher bedient man sich im Sommer fast allein dieser Milch zum gemeinen Ge-

Die Art oder die Raße dieser Pferde hat sich in der Barbarey, bey den **Mauren** und so gar bey den Negern des Flußes Gambia und im Senegal, ausgebreitet. Die Herrschaften dortigen Landes halten sich einige Pferde von außerordentlicher Schönheit. *) Man füttert sie statt der Gerste oder des Ha-

Getränk und Brandwein machen. — Die Pferde der Kirgisen sind wenig von den kalmuckischen unterschieden. S. p. 397, doch pflegen sie etwas höher von Wuchse zuseyn. An Wildheit und Flüchtigkeit sind sie jenen gleich und ebenfalls gewöhnt, den ganzen Winter ihr Futter unter dem Schnee hervor zu scharren, wodurch dem übrigen Vieh zugleich das Weiden erleichtert wird. Sie vertheilen ihre Pferde in Tabunen, bey deren jeder sie nur einen Hengst laßen; die übrigen Hengstfüllen aber geschnitten werden. Der Tabunenhengst steht seinen Stuten so gut vor, als ein Hirsch und hält sie ordentlich beysammen. Wenn aber eine Stute sich entfernt und einen fremden Hengst zugelaßen hat, soll er dieselbe nicht mehr in seinem Trupp leiden. Sie werden gemeiniglich alle so belegt, daß die Füllen vom Februar bis in den May fallen. **M.**

*) Herr Adanson, in seiner *Voyage au Senégal*, à Par. 1757. p. 160 erzählt bey Gelegenheit eines Balls, dem er daselbst beygewohnet, ein merkwürdiges Beyspiel von der Geschiklichkeit und großen Fähigkeiten dortiger wohl abgerichteter Pferde. „Nachdem die versammleten Menschen, sagt er, sich durch unanständiges Tanzen und Springen ermüdet hatten, veränderte sich der Auftritt. Alles gieng auf die Seite, den Vornehmen und Herrschaften der Gegend Platz zu machen. Es wurde gleich ein ansehnlicher Kreis eröfnet, in welchen diese, auf prächtig ausgeschmük-

ten

Hafers, mit gestoßenem oder in Mehl verwandeltem türkischen Korn und pfleget es, wenn man sie gern fett sehen will, mit etwas Milch zu vermischen. Sonderbar ist es, daß man sie in einem so warmen Himmelsstrich nur so selten saufen läßt. *) Auf einer an-

ten Pferden eindrangen. Man kann in der That nichts lustigers sehen, als wie diese stolze Springer in diesem Augenblick ihre natürliche Hitze zu verleugnen wußten, um sich nach der Absicht des Festes zu bequemen. Künstlich hoben sie die biegsamen Schenkel und setzten die Füße mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, gleichsam taktmäßig auf die Erde nieder. Alle Bewegungen ihres Körpers richteten sich mit einer unglaublichen Genauigkeit nach dem Klange der Instrumente. Kurz, man konnte sich unter ihrem ganzen Betragen nichts natürlichers denken, als einen geschikten und richtig abgemeßenen Tanz. Es schien, als ob das Fest bloß um ihrentwillen angestellet wäre, so starken Antheil nahmen sie daran und so gerührt waren sie bey dem Zuruf und lauten Beyfall der gegenwärtigen Zuschauer. Unmöglich könnte man ein herrlicheres Schauspiel erdenken, als mir diese zu einem so stoltzen Tanz abgerichtete Pferde gaben; besonders da nicht leicht ein anderes den barbarischen Pferden in Senegal an Schönheit und Feinheit gleich kömmt. Die Reiter selbst trugen in der That nicht wenig zur Annehmlichkeit aller dieser Spiele bey. Sie führten ihre Pferde vortreflich an und ließen sie, auf die geschikteste Weise, alles nachmachen, was sie vorzustellen Lust hatten. Bald schienen sie durch ihre geübte Bewegungen einen feindlichen Anfall, bald ein Ringelrennen, bald eine Jagd, bald einen Tanz nachzuahmen. Alle Arten geschikter Uebungen waren vollkommen in ihrer Gewalt und man muß gestehen, daß hier die Pferde nicht weniger gelehrig und künstlich, als schön und wohl gebauet sind. M.

*) S. *l'Histoire générale des Voyages* Tom. III. p. 297.

dern Seite haben die arabischen Pferde sich auch in Egypten, in der Türkey und vielleicht auch in Persien vermehret, wo man ehemals beträchtliche Stutereyen angeleget hatte. Markus Paul *) gedenket einer Stuterey von zehn tausend weißen Stuten, uud versichert zugleich, daß in der Provinz Balascien sich eine Menge großer und leichter Pferde befinden, deren Hufe man, wegen der vorzüglichen Härte des Horns, gar nicht nöthig hätte zu beschlagen.

Die morgenländischen Pferde sind insgesammt, wie die persischen und arabischen, mit einem vesten Horn versehen. Man beschlägt sie aber dennoch mit ganz dünnen, leichten Eisen, die man überall annageln kann. In der Türkey, in Persien und Arabien, hat man auch einerley Art und Weise sie zu warten, zu füttern und ihren eignen Mist unter zustreuen. Wenn dieser vorhero, um ihm den Geruch zu benehmen, in der Sonne getroknet, und zu Staube gemacht worden, so pfleget man ihn ohngefähr vier bis fünf Zoll dick in den Stall oder in das Zelt zu streuen. Eine solche Streue kann sehr lange dauren; dann wann sie von neuem unrein geworden, nimmt man sie weg, um ihr, durch ein wiederhohltes Trocknen an der Sonne, den üblen Geruch völlig zu benehmen.

Man hat in der Türkey arabische,**) tartarische ungarische und einheimische Pferde. Die letztern

*) S. La Description géographique de l'Inde par *Marc Paul*, Venetien, à Par. 1566. Tom. I. p. 41 et Liv. I. p. 21.

**) S. *Tournefort Voy. du Levant* à Amst. 1718 Vol. II.

tern sind sehr schön und fein *); sie zeigen ein lebhaftes Feuer, viel Geschwindigkeit und keine geringe Annehmlichkeit; allein wegen ihrer natürlichen Weichlichkeit sind sie gar keiner anhaltenden Strapazen fähig. Sie freßen wenig, erhitzen sich leicht und haben auf der Haut eine Art von Empfindlichkeit, welche ihnen so gar das Reiben mit einer Striegel unerträglich machet. Sie werden dahero bloß mit einer Kartetsche gebürstet und gewaschen. Ob man also gleich diesen Pferden die Schönheit nicht absprechen kann, so müßen sie doch, wie man leicht einsiehet, den arabischen, ja so gar den persischen, weit nachstehen, weil die leztern unmittelbar auf jene folgen, und nach ihnen, **) in ganz Orient für die schönsten und besten Pferde gehalten werden. Die Weiden der Ebenen von **Medien**, **Persepolis**, **Ardebil**

II. p. 28. Es ist nicht leicht ein Land, wo die Pferde beßer gewartet und gereinigt werden, als in der Türkey. Man füttert sie daselbst mit wenig Gerste und Hexel, wovon ihnen allemal Abends und Morgens etwas gegeben wird. Den Tag über bekommen sie nichts und werden dadurch zu großen Reisen geschickt gemacht. Denn man sagt von den Pferden besonders, die aus Arabien und aus den Gegenden Babylons abstammen, daß man mit ihnen in einem Futter, ohne sie einmal abzuzäumen, dreyßig franz. Meilen zurück legen könne. Ihre Schenkel sind unvergleichlich, übrigens aber haben sie weder ein schönes Kreutz, noch einen vorzüglichen Hals. M.

*) S. Voyages de Mr. Dumont à la Haye 1699 Tom. III. p. 253.

**) S. Voyages de Thevenot. à Par 1664 Tom. II. p. 220, ingleichen Voy. de *Chardin* Amst. 1711 Tom. II. p. 25 rc. Adam Olearius Reisebeschreibung. Schleßw. 1671. p. 573.

bil und Derbent sind unvergleichlich. Auf Befehl der Regierung ziehet man daselbst eine ungeheure Menge von Pferden. Die meisten sind sehr schön, und sie können fast alle vortreflich heißen.

Pietro della Valle *) ziehet so gar die gemeinen persischen Pferde nicht allein den italiänischen überhaupt, sondern so gar den vortreflichsten neapolitanischen Pferden vor. Gemeiniglich sind sie von einem sehr mittelmäßigen Wuchs. **) Es gibt so gar einige sehr kleine ***), denen man aber deßwegen nicht weniger Vorzüge, nicht weniger Stärke zutrauen darf. Indeßen finden sich auch Pferde genug von einem größern Wuchs, als die englische Reitpferde. †) Sie haben insgesammt einen leichten Kopf, einen feinen Hals, eine schmale Brust, wohlgemachte und gut gestellte Ohren, dünne Schenkel, ein schönes Kreutz und hartes Horn. Dabey sind sie gelehrig, lebhaft, leicht, kühn, muthig und zu Duldung der grösten Strapatzen geschikt. Sie laufen mit einer außerordentlichen Hurtigkeit, ohne jemals müde zu werden oder zu fallen. Sie sind immer wohl bey Kräften und mit wenig Futter zu erhalten; Denn sie begnügen sich mit einem Gemische von Hexel und Gerste, welches man ihnen, in einem Sack, an den Kopf hänget. Nur im Frühjahr werden sie etwa sechs Wochen lang auf die Wei-

de

*) S. Voy. de *Pietro dellaValle.* à Rouen 1745 in 12 Tom. V. p. 284. ꝛc.

**) S. Les Voyages de *Tauernier*, à Rouen 1713. T. II. p. 19. 20.

***) S. Les Voy. de *Thevenot*, Tom. II. p. 220.

†) S. Les Voyages de *Chardin*. Tom. II. p. 25.

de gebracht. Man pflegt ihnen den Schweif nie abzukürzen, und was das heiße: ein Pferd werfen und zum Wallach machen, ist ihnen gänzlich unbekannt. Zur nöthigen Beschützung wider die Ungemächlichkeiten der Luft, pflegt man ihnen Decken aufzulegen und sie mit vorzüglicher Aufmerksamkeit zu warten. Man regieret sie, ohne Sporn, bloß durch einen Zaum, u. bereichert so wohl die Türkey, als vornämlich Indien, mit einer Menge solcher schönen Pferde. Alle Reisende, welche die persischen Pferde noch so angelegentlich rühmen, kommen dennoch genau darinn überein, daß die arabische Pferde dieselben so wohl an Hurtigkeit und Muth, als an Schönheit übertreffen und in Persien selbst weit mehr, als die schönsten einheimischen Pferde gesuchet werden.

Die Pferde die aus Indien stammen, sind von keiner sonderlichen Güte. *) Die Großen des Landes bedienen sich lauter ausländischer, die aus Persien und Arabien dahin gebracht werden **). Des Tages

*) S. Le Voyage de la *Boullage Le – Gouz.* à Par. 1657 p. 256 und Recueil de Voy. qui ont servi à l'Etablissement de la Compagnie des Indes. Amst. 1702 T. IV. p. 424.

**) Die Vornehmen auf der Insel Kandia, sagt Herr *Tournefort* in seiner *Voyage du Levant* Tom. I. p. 36. halten sich lauter vollkommen schöne Pferde aus der Barbarey auf, welche in diesem Lande viel älter werden, als in Frankreich, wo sie durch die Rauhigkeit der Luft und durchs Heu gar leicht haarschlächtig und krank werden. Die einheimischen Pferde dieser Insel sind kleine feurige Klepper, mit einem ziemlich

ges übergiebt man ihnen ein wenig Heu und Abends werden für sie, statt des Hafers oder Gerste, Erbsen mit Zucker und Butter abgekochet. Hierdurch werden sie gut genähret und bey guten Kräften erhalten. Ohne dieselbe würden sie sehr bald ausgehen, weil ihnen der Himmelsstrich ganz zuwider ist. Die einheimischen Pferde sind sehr klein. *) Tavernier erzählet sogar, daß ein junger sieben = oder acht = jähriger Prinz des Mogol gemeiniglich ein kleines wohlgegebautes Pferd reite, welches nicht viel größer, als ein

lich wohl gemachten Hals und langen Schweifen. Die meisten haben einen so schlanken, leeren Bauch, daß man kaum einen Sattel auf ihrem Rücken bevestigen kann. Sie wißen in felsichten Gegenden so gut und sicher fortzukommen, daß sie mit unglaublicher Geschwindigkeit auf die steilesten Felsen klettern. Man darf nur in einer Hand den Zügel, und sich mit der andern an den Mähnen anhalten. Von den allerfurchtbaresten Klippen, welche auf dieser Insel sehr gemein sind, steigen sie mit sehr vestem und sicherm Schritt herunter. Man muß ihnen nur den Willen laßen und sich ihnen ganz anvertrauen. Wenn man sich auf sie verläßt, so darf man gar nicht fürchten, in Gefahr zu kommen. Sie fallen fast niemals, wenn sie auch mit der schweresten Last beladen sind. Nur wenn ihnen der Zügel nicht frey gelaßen wird, stürzen sie leicht, weil sie dann ihren Kopf zu hoch tragen müßen, und ihre Augen nicht auf den Weg, nach ihrer Gewohnheit, richten können. M.

*) Doch versichern *Johnston* de Quadr. p. 20 und Linnee in Faunâ Suecicâ p. 16, daß die Oeländischen, aus einer Insel des gothischen Meeres auf dem ganzen Erdboden die kleinsten wären. M.

ein guter Windhund wäre. *) Die allzu heißen Himmelsstriche scheinen den Pferden überhaupt sehr ungünstig zu seyn. Auf der Goldküste, auf der Küste von Juda, Guinea u. s. w. fallen sie ungemein schlecht aus. Kopf und Hals tragen sie daselbst ganz tief, wie die indianischen, und haben einen so schwankenden Gang, daß man fürchten muß, sie alle Augenblicke über den Haufen fallen zusehen. Sie würden sich nicht von der Stelle bewegen, wenn man sie nicht unaufhörlich mit Schlägen ermunterte. Außerdem sind auch die meisten so niedrig, daß die Füße ihrer Reiter fast immer an der Erde wegstreifen. **) Ferner sind sie ungelehrig, und fast weiter zu nichts nutze, als zu einer Speise der Neger, welchen ihr Fleisch so angenehm, als das Hundefleisch, zu schmeken pfleget. ***) Das Pferdefleisch ist also den Negern eben so schmakhaft, als den Arabern, Tartarn und Chinesern. †)

*) S. Voyages de *Tauernier*. Tom. III. p. 334.

**) S. Histoire generale des Voyages. Tom. IV. p. 228.

***) S. Eben daselbst p. 353.

†) S. Le Voyage de *Mr. Gentil* à Par. 1725 T. II. p. 24. Als eine besondere und ganz neue Merkwürdigkeit haben wir die Nachricht betrachtet, welche wir kürzlich in der *Gaz. litt de Berl.* 1771. p. 333. lasen. In Engelland, heißt es daselbst, ist in diesem Jahr, auf dem Schiffe Northingthon, außer einem jungen Tiger, ein indianisches wildes Pferd mit angekommen, das ungemein begierig nach Fleisch und also wirklich unter die fleischfreßende Thiere zu rechnen ist. Während eines Sturmes hatten beyde Thiere sich loßgerißen und das Pferd wirklich einen

Die chinesischen Pferde haben vor den schlechten indianischen gar keinen Vorzug *). Sie sind eben so schwach, und träge, übel gebaut und klein. In Korna wachsen sie nicht höher, als drey Fuß. In China hat man lauter so schöne Wallache, daß man von ihnen im Kriege gar keinen Gebrauch machen kann. **) Den tartarischen Pferden muß man eigentlich nachrühmen, daß man ihnen die Eroberung von China zu dancken habe. Diese sind, ob sie gleich nur einen mittelmäßigen Wuchs haben, dennoch wirkliche Helden in ihrer Art. Ihre Vorzüge bestehen in einer besondern Stärke, Muth, Stolz, leb-

Menschen angefallen und aufgefreßen. Ehe man sich deßelben bemächtigen konnte, war es schon mit einem andern Menschen so weit gekommen, ihm die Kaldaunen aus dem Leibe zu reißen. Sollte dieses nicht vielmehr eine Krankheit, eine Wuth, oder eine Schadloßhaltung für die verlohrne Freyheit, als ein natürlicher Appetit gewesen seyn? M.

*) S. Les Anciennes Relations des Indes et de la Chine, trad. de l'Arabe. à Par. 1718 p. 204. *Hist. gener. des Voyages* Tom VI. p. 492 u. 535. l'Histoire de la Conquête de la Chine par *Palafox*. Par. 1670. p. 426.

**) Dapper und Neuhof, in ihren Gesandschaften in das Chinesische Reich, versichern doch jener S. 139, dieser S. 347; daß in den chinesischen Provinzen Junnan und Suchuen bey der Stadt Po sehr gute Pferde fallen. Sie sind zwar, sagen sie, nicht hoch, aber wohl bey Leibe, stark, breit im Kreutze, auch sehr tüchtig und willig zur Arbeit, ohne durch Schläge angetrieben zu werden. Wilde Pferde trifft man häufig in der Provinz Xensi auf dem Berge Holan. M.

lebhaften Feuer, in der Leichtigkeit und einem sehr flüchtigen Laufe. Das Horn an ihren Hufen ist ungemein hart, aber etwas zu schmal; dabey haben sie einen langen steifen Hals und ein wenig allzu hohe Schenkel. Dieser Fehler ohngeachtet gehört ihnen der billige Ruhm sehr guter brauchbarer Pferde; weil sie gar nicht müde zumachen und unbeschreiblich schnell auf den Füßen sind. Man muß von den Tartern sagen, daß sie mit ihren Pferden fast eben so, wie die Araber in Gesellschaft leben. Wenn sie kaum sieben oder acht Monathe alt sind, fangen sie schon an ihre Kinder darauf zusetzen, welche sie abwechselnd bald langsam spatziren reiten bald eine Weile stärker laufen laßen. Das ist ihre Art, sie nach und nach abzurichten. Sie bekommen dabey ungemein wenig zu freßen. Ehe sie aber solche zum Rennen besteigen, pflegen sie ihnen zum wenigsten sechs auch wohl sieben Jahre Zeit zu geben. Hernach aber müßen sie unglaubliche Strapazen ausstehen. *) Man läßt sie wohl zwey bis drey Tage ohne Unterlaß fortlaufen, vier oder fünf Tage leben, ohne sie mit etwas anders, als alle acht Stunden mit einer Handvoll Gras, zu füttern, oder ihnen unter vier und zwanzig Stunden etwas zu saufen anzubiethen. Eben diese Pferde, die in ihrem Vaterlande nicht bloß dem Scheine nach, sondern in der That sehr dauerhaft u. so gut bey Kräften sind, gehen gänzlich ein, so bald sie nach China oder nach Indien gebracht werden; desto beßer aber

*) S. *Palafox* l. c. p. 425. *Recueil* des Voyages du Nord. à Rouen 1716. Tom. III. p. 156. *Tavernier* l. c. T. I. p. 472. &c. Hist. générale des Voyages Tom. IV. p. 603. Tom. VII. p. 214.

aber pflegen sie in Persien und in der Türkey fortzukommen. Die kleinen Tartern haben auch eine Art kleiner Pferde, welche sie dermaßen in Ehren halten, daß es nie erlaubt wird, ein einziges an Fremde zu verkaufen. Ueberhaupt entdecket man an diesen alle die guten und schlechten Eigenschaften, die an den Pferden der großen Tartarey beobachtet werden, zum sichern Beweis, wie groß der Einfluß gleicher Sitten und ähnlicher Zucht auf die natürliche Beschaffenheit und auf das gewöhnliche Betragen dieser Thiere sey.

In Cirkaßien und Mingrelien hält man ebenfalls eine Menge Pferde, die an Schönheit noch die tartarischen übertreffen. Auch liefern die Ukräne, die Wallachey, Pohlen u. Schweden ganz artige Pferde, von deren Eigenschaften und Fehlern uns aber keine besondere Nachrichten u. Beobachtungen bekannt sind.

Will man die Alten über die Natur und Eigenschaften der Pferde zu Rathe ziehen; so wird man finden *), daß die Griechischen und besonders die Thessalischen Epirischen Pferde sehr berühmt und im Kriege sehr wohl zu brauchen; daß die Pferde von Achaja unter den bekannten die grösten, die schönsten aber, unter allen in Egypten anzutreffen wären. In diesem Reich herrschte der Ueberfluß an schönen Pferden. Hier ließ auch Salomo die Seinigen um einen hohen Preiß einkaufen. Ferner werden die Alten uns lehren, daß in Aethiopien die Pferde, wegen der allzustrengen Hitze des Himmelsstriches nicht gut fortkommen; daß Arabien und

*) S. *Aldrov.* Hist. Nat. de solipedibus. p. 48 – 63.

und Afrika das eigentliche Vaterland solcher Pferde war, welche in Ansehung ihres schönen Baues, besonders ihrer Tüchtigkeit zum Reiten und zum schnellen Lauf in vorzüglicher Achtung standen; daß es in Sicilien, Kappadocien *), Sirien, Armenien, Medien und Persien vertrefliche Pferde gab, die wegen ihrer Geschwindigkeit und Leichtigkeit sehr empfohlen zu werden verdienten; daß die Pferde aus Sardinien und Korsika zwar klein, aber lebhaft und muthig waren; daß die spanischen den parthischen gleich kamen und im Krieg erwünschte Dienste leisteten; daß es auch in Siebenbürgen und Wallachey Pferde mit leichten Kopf, großen, bis an die Erde herabhangenden Mähnen und einem dicken Schweife gab, die sich durch einen schnellen Lauf beliebt machten; daß man die dänischen für wohlgebaute Pferde u. gute Springer hielt; daß die Schwedischen **) und

*) Oppian hat angemerkt, daß die Kappadocischen Pferde in der Jugend ungemein schwach sind, daß aber diese, je älter sie werden, desto schneller laufen können. S. *Oppiani* Lib. I. Cynoget. V. 201. *Menagiana* Tom. III. Neue Anmerk. über alle Theile der Naturl. Tom. III. p. 542. M.

**) Hospitantur interdum sponte in Scania et Gothlandia; communiter cicur *Linn.* Fauna Suec. 1761. p. 16. Die gewöhnlichen Oelandischen Pferde sind zwar nur kleine Klepper, welche sehr geschwind und auf dem bloßen Felsen fortlaufen, ohne auszugleiten oder anzustoßen; doch sind sie viel größer, als die ganz kleine Art, welche man eigentlich oeländische Pferde nennet. S. Hrn. v. Linné Reisen nach Oeland und Gothland Halle. 1764. p. 136. In Gothland werden auch wilde Pferde eingefangen. S. Ebend. p. 248. M.

und norwegischen *) zwar klein, aber sehr wohl gebildet und flüchtig waren; daß die flanderischen den Ruf einer vorzüglichen Stärke hatten; daß die Gallier den Römern gute Reit- und Lastpferde lieferten; daß die deutschen Pferde, wegen ihres schlech-

*) Die Nordischen Pferde sind, wie der Bischoff Erich Pontoppidan in seinem Versuch einer Natürl. Hist. von Norwegen II. Th. Kopenh. 1754 8vo p. 4. versichert, auch in Dännemark nicht unbekannt, wohin sie zuweilen, als eine Seltenheit gebracht werden, vornämlich wegen ihrer zierlichen Gestallt und Stärke, ob sie gleich mehrentheils nur klein ausfallen. Sie sind wohlgestalltet, völlig und rund, am allerbesten und größten aber in Guldbrandsdal, Surendal und Lärdal. Sie werden alle von Bauern ernähret und auferzogen, und nirgend giebt es hier Stutereyen. Von Farbe sind die meisten entweder gelb, mit schwarzen Einfaßungen, nebst einem schwarzen Strich auf dem Rücken, oder auch braun, grau oder mausefahl. Von ganz schwarzen sieht man unter funfzig Stücken kaum eines. Mann kann sie mit sehr mäßiger Fütterung abspeisen, und sind eben so völlig und gut, als andere Pferde bey viel beßerem Futter. Hafer bekömmt ein Bauernpferd fast gar nicht zu kosten, und doch ist es, bey bloßem Heu, ganz leicht auf den Füßen. — Auch sind sie nicht so vielen Krankheiten, als in andern Ländern unterworfen. Weil es hier nicht gewöhnlich, sie schneiden zu laßen, so haben sie Muth, Stärke und Munterkeit, vor allen Wallachen, die hier Greiker heißen, voraus. — Zum Reiten sind die nordischen Pferde beßer, als vor den Wagen. Ihr Gang ist leicht, munter und spielend; ihr Tritt sicher und gewiß. Eine nothwendige Eigenschaft derselben, in den beschwerlichen Wegen, worauf die besten dänischen Pferde nicht weit kommen wür-

schlechten Baues und untauglicher Eigenschaften, gar nicht gebraucht wurden; daß die Schweitzer viel gute, zum Kriege taugliche Pferde hatten; daß auch die ungarischen unter die guten Pferde gehöreten, und daß endlich die indianischen Pferde sehr klein und eben so schwächlich waren.

würden, ohne den Reiter und sich selbst in Lebensgefahr zusetzen! Man muß ihnen auf steilen Felsentreppen ganz allein ihren Willen laßen. Sie forschen die Sicherheit jeden Trittes mit größter Behutsamkeit und Vorsicht aus. An allzusteilen und glatten Orten glitschen sie behutsam herunter, wenn sie vorher die Hinterschenkel einwärts unter den Leib geschoben. Ihren Muth beweisen sie in Gefechten mit Wölfen und Bären. Wenn ein Pferd einen Bär wittert und es hat Stuten oder Füllen bey sich, so jagt es diese hinter sich zusammen und greift alsdann seinen Feind mit den Vorderfüßen an, die es, als ein Paar Trommelstöcke, brauchet, um damit zu schlagen. Es behält auch gemeiniglich die Oberhand; will es aber mit seinen Hinterbeinen ausschlagen, so ist es gemeiniglich verlohren. Der Bär springt alsdann aufs Pferd und hält sich auf seinem Rücken vest, welches dann mit diesem gefährlichen Reiter fortlaufen muß, biß es endlich, wenn es sich verblutet hat, zu Boden stürzt.

Herr Ant. Rohland Martin sagt im XXIV. Th. der Schwed. akademischen Abh. aufs Jahr 1765 p. 45 die nordischen Pferde wachsen zwar nicht groß, sie sind aber wegen ihrer Härte, Lebhaftigkeit und Stärke berühmt; vermuthlich weil der Herr der Natur auf die Alpen und andere Berge, um keine Stelle des Erdbodens ungenutzt zu laßen, solche Kräuter gepflanzet hat, welche sich am besten zum Futter und Fortkommen des Viehes schicken. M.

Aus allen angeführten Umständen ist begreiflich, daß die arabischen Pferde zu allen Zeiten, sowohl in Ansehung ihrer Schönheit, als ihrer Nutzbarkeit, den Vorzug vor allen Pferden in der Welt behauptet haben; daß folglich denenjenigen, welche man entweder unmittelbar oder mittelbar von den Barbaren erhält, in Europa, in Asien und Afrika der erste Rang gebühret; daß ferner der arabische vielleicht allein der wahre Himmelsstrich für die Pferde und der beste unter allen ist, weil man daselbst, an statt die einheimischen Arten mit fremden zu vermischen, jene vielmehr mit gröster Sorgfalt in ihrer ursprünglichen Reinigkeit zu erhalten suchet, und daß allerdings, wenn auch dieser Himmelsstrich nicht unter allen der beste für die Pferde wäre, die Araber ihm doch durch die von je her angewendete Bemühung, die Arten zu veredlen, indem sie allemal nur die wohlgebautesten Pferde vom ersten Range zusammen brachten, diesen Vorzug besonders eigen gemacht haben. Durch diesen sorgfältigen Fleiß, den sie unermüdet ganze Jahrhunderte fortsezten, konnten sie freylich die Arten zu einer größern Vollkommenheit bringen, als die Natur allein in den besten Himmelsstrichen würde gethan haben. Es läßt sich hieraus ferner schlüßen, daß die mehr warme, als kalte Himmelsstriche, besonders trokne Länder, allerdings der Natur dieser Thiere am angemeßensten sind; daß die kleinen Pferde überhaupt einen Vorzug vor den größern verdienen, daß eine sorgfältige Wartung allen Pferden eben so unentbehrlich, als die Nahrung ist und daß man bey ihnen mit Gelindigkeit und Liebkosungen vielmehr ausrichten kann, als mit Gewalt und Schlägen; daß die Pferde in warmen Ländern weit vestere Knochen, härteres Horn und stärkere Muskeln, als in unsern

Him-

Himmelsstrichen bekommen; daß ihnen zwar die Wärme zuträglicher, als die Kälte, daß aber dennoch eine übermäßige Hitze ihnen allemal nachtheilig sey; daß ihnen große Kälte größern Schaden zufüget und daß ihr Betragen und ganzes Naturel fast lediglich vom Himmelsstrich, von der Nahrung, von der auf sie verwendeten Sorgfalt und Erziehung abhänget.

In Persien, Arabien u. vielen andern morgenländischen Oertern, hält man gar nichts von der in Europa u. China durchgängig eingeführten Gewohnheit, Pferde zu wallachen. Man vermindert freylich dadurch ihre Kraft, ihren Muth u. ihren Stolz u.s.w. allein sie gewinnen auf der andern Seite fast eben so viel an Gelaßenheit, Sanftmuth und Gelehrigkeit. Wenn man die Operation vornehmen will, bindet man ihnen die Schenkel mit Stricken zusammen, wirft sie auf den Rücken, öfnet mit einem Bistouri die Behältniße der Hoden und nimmt diese heraus; alsdann schneidet man, mit den daran liegenden Gefäßen zugleich, die Bänder durch, womit sie bevestiget sind. Wenn man alles Nöthige herausgenommen hat, verschlüßet man die Wunde. Man träget hernach Sorge, das Pferd, einen halben Monath hindurch zweymal des Tages zu baden, oder selbiges mit frischem Waßer zu waschen und es dann, zur Erfrischung, eine Zeit lang mit Kleyen zu füttern, die man in vielem Waßer eingerühret hat. Die Operation selbst muß im Frühling oder im Herbste geschehen, weil große Wärme dabey eben so viel Schaden thut, als große Kälte. In Ansehung des Alters, worinn man sie vornehmen soll, herrscht noch hier und da einige Verschiedenheit. Es giebt Provinzen, wo man, sobald sich die Hoden von außen zeigen, die Pferde wallachet

chet, wenn sie kaum über ein Jahr oder achtzehn Monathe alt sind. Allein das Gewöhnlichste und Vernünftigste ist, sie nicht ehe zu wallachen, bis sie ein Alter von zwey oder drey Jahren erreichet haben. Wollte man es noch später thun, so würde ihnen hernach zu viel von den Eigenschaften der Männlichkeit übrig bleiben. Plinius *) versichert, daß ein Pferd, wenn es vor dem Ausfallen der Milchzähne gewallachet wird, nachhero diese Zähne nie verliehre. Ich hatte Gelegenheit, die Sache näher zu untersuchen und fand sie gänzlich erdichtet. Die Milchzähne pflegen bey jungen Wallachen eben so gut, als bey jungen Hengsten auszufallen. Die Alten haben diese Vermuthung ohnfehlbar nur aus der Aehnlichkeit geschöpfet, weil sie wußten, daß Hirsche, Rehböcke u. s. w. ihre Geweyhe wirklich nicht abwerfen, wenn sie geschnitten sind. Uebrigens kann zwar ein Wallach nicht mehr seines Gleichen hervorbringen, man weis aber doch Beyspiele, daß sie noch zuweilen Stuten besprungen haben.

Die Pferde, von welchem Haar sie auch seyn mögen, haben mit allen behaarten Thieren den Umstand gemein, daß ihnen alle Jahre gewiß einmal die Haare ausfallen. Sie hären sich mehrentheils im Frühling, zuweilen auch im Herbste. Man bemerket an ihnen, daß sie alsdann kraftloser sind, als zu andern Jahreszeiten. In diesen Umständen müßen sie nach Möglichkeit geschonet, beßer abgewartet und reichlicher gefüttert werden. Es giebt so gar Pferde, welche das Horn ablegen. Besonders trägt sich dieses bey solchen Pferden zu, welche in feuchten, morastigen Ländern, wie z. B. Holland ist, erzogen worden.

Das

*) Hist. Nat. in 8tav. Par. 1685 Tom. II. L. II. §. LXXIV. p. 558.

Das **Wiehern** höret man von Wallachen und Stuten viel seltner, als von Hengsten, die auch eine weit vollere und tiefere Stimme, als jene haben. Ueberhaupt laßen sich fünferley Arten des **Wieherns** unterscheiden, deren Abänderungen durch die unterschiedenen Leidenschaften bestimmt werden. *) Bey dem **freudigen Wiehern** ertönet die Stimme ziemlich lange; sie steigt und verliert sich in höhern Tönen, das Pferd pfleget zugleich auszuschlagen, aber nicht heftig und mehr aus Muthwillen, als in der Absicht, Schaden zu thun. Bey dem **Wiehern aus Verlangen**, entweder nach einer Stute oder sonst nach etwas, schlägt ein Pferd nicht aus, die Stimme läßt sich dabey lange hören und endiget sich in tiefern Tönen. Das **zornige Wiehern**, wobey das Pferd gefährlich ausschlägt und um sich hauet, wird in einem hohen Ton sehr kurz abgebrochen. Das **furchtsame Wiehern**, wobey das Pferd ebenfalls ausschlägt, währet nicht länger, als das zornige. Es geschieht mit einer tiefen, rauhen Stimme, welche fast gänzlich durch die Nase heraus zu gehen scheinet. Beynahe gleicht es dem Brüllen eines Löwen. Das **schmerzliche Wiehern** ist mehr ein Stöhnen oder Schnarchen, welches mit einer tiefen Stimme, nach den Abwechselungen des Aus- und Einathmens, absatzweise geschiehet. Ueberdies hat man die Pferde, welche, besonders aus Muth-

*) S. *Cardanus* de rerum varietate Lib VII. c. 32. Conf. Recherches sur les organes de la voix des Quadrupedes et de celle des oiseaux. (Besond. vom Wiehern der Pferde) in den *Mem: de l'Acad. Roy. des Sc.* de Par. 1758 *et Bibl. des Scienc.* T. X. p. 265. M.

Muthwillen oder Verlangen, oft wiehern, immer als die besten und edelmüthigsten gefunden. Die Stimme der Hengste tönt viel stärker, als der Wallachen und Stuten. Von der Geburt an übertrift ein Hengstfüllen das Muterfüllen an Stärke der Stimme. Nach zweyen oder nach dritthalb Jahren bekömmt die Stimme der Pferde, wenn sie mannbar sind, bey Hengst- und Mutterfüllen, wie bey den Menschen und bey den mehresten Thieren, eine vorzüglichere Stärke und Tiefe. Wenn Brunst, Verlangen und Begierden ein Pferd beleben, weiset es die Zähne, als ob es lachte. Das thut es auch, wenn es zornig ist und beißen will. Zuweilen streckt es die Zunge aus, um zu lecken; aber lange nicht so oft, als der Ochse. Ob gleich dieser bey allen Liebkosungen weit unempfindlicher ist, so lecket er doch weit öfter, als das Pferd, welches eine üble Begegnung weit länger merket und viel eher stutzig wird, als ein Ochse. Das hitzige und muthige Naturell eines Pferdes stränget gleich anfänglich alle Kräfte willig zur Arbeit an; wird es aber gewahr, daß man es übertreiben will, so wird es trotzig und halsstarrig. Der Ochse hingegen ist von Natur langsam und träge. Da er seine Kräfte nicht gleich zur Arbeit aufbietet, so läßt er sich es ehe gefallen, darzu angetrieben zu werden.

Der Schlaf ist bey Pferden ungleich kürzer, als bey den Menschen. Ein gesundes Pferd wird selten zwo biß drey Stunden hintereinander liegen bleiben. Es erhebt sich alsdann wiederum zu freßen, und es muß außerordentlich ermüdet seyn, wenn es alsdann sich noch einmal niederlegen soll. Im Ganzen aber pflegt es Tag und Nacht hindurch höchstens

nicht

nicht über drey oder vier Stunden zu ruhen. Es giebt unter ihnen so gar einige, die sich niemals legen, sondern beständig im Stehen schlafen. Das thun auch zuweilen diejenigen, die sich sonst wohl abwechselnd zu legen pflegen. Von den Wallachen hat man angemerkt, daß ihre Neigung zu einem öftern und anhaltenden Schlafe weit größer, als bey den Hengsten, sey.

Die Art, wie die vierfüßigen Thiere saufen, ist bey ihnen sehr unterschieden; doch können sie alle das ihnen zukommende Getränke nicht anders, als mit dem Kopfe aufsuchen. Die Affen, der **Maki** und wenig andere Thiere sind hier auszunehmen, weil sie mit Händen versehen und also fähig sind, eben so, wie die Menschen, zu trinken, wenn man ihnen ein Gefäß giebt, womit sie umzugehen wißen. Denn dieses bringen sie an ihr Maul, neigen es, gießen das Getränke aus und saufen es bloß durch eine Bewegung des Schlundes. Das ist gerade die Art, wie der Mensch gemeiniglich zu trinken pflege, weil es in der That für ihn die bequemste zu seyn scheinet. Indeßen kann er seinen Durst noch auf vielerley Art befriedigen, wenn er nämlich die Lippen ganz nahe zusammen bringet und das Getränke saugend einschlurft; oder wenn er Mund und Nase so tief ins Getränke steket, daß die Zunge ganz damit umgeben wird, und keine andere Bewegung machen darf, als die zum Schluken eigentlich gehört; oder wenn er gleichsam das Getränke mit den Lippen beißt, oder wenn er endlich, ob ihm dieses gleich saurer werden muß, erst die herrausgestrekte Zunge breit machet, und folglich gleichsam eine kleine Schaufel bildet, wodurch etwas von einem Getränke in den Mund gebracht werden kann. Auch den vierfüßigen Thieren wäre es

möglich, auf mancherley Art ihr Getränke zu sich zu nehmen; sie wählen aber, wie die Menschen, die bequemste, die sie auch beständig beybehalten. Der **Hund** ist mit einem sehr weit ofnen Maul u. einer langen dünnen Zunge versehen, womit er sein Getränke auflecket, indem er eine große Schaufel mit seiner Zunge bildet, die sich, bey jedesmaligen Ausstrecken, erfüllet, und ihm einen hinlänglichen Vorrath vom Getränke zuführet. Er stecket nicht gern die Nase in das Getränke, und ziehet die beschriebene allen übrigen Arten zu saufen vor. Das **Pferd** hingegen hat ein kleiner Maul und eine zu dicke und zu kurze Zunge, um daraus eine Schaufel machen zu können. Außerdem sauft es viel begieriger, als es frißt. Es hänget Maul und Nase hurtig und tief ins Waßer und nimmt so viel, durch eine bloße Bewegung des Schlukens, zu sich, als zur völligen Befriedigung seines Durstes erfordert wird. Allein dadurch ist es auch genöthiget, alles in einem Athem zu saufen, da hingegen der Hund, indem er lekend säuft, nach eignem Gutdünken darzwischen athmen kann. Daher muß man auch den Pferden die Freyheit laßen, zu verschiedenen malen im Trunk abzusetzen, besonders wenn es von einer vorhergegangenen starken Bewegung noch einen kurzen und beklemmten Athem hat. Allzu kaltes Waßer ist ihnen schädlich. Ohne die Leibschmerzen in Erwägung zu ziehen, die oft vom Genuße des kalten Waßers entstehen, kann es auch gar leicht geschehen, daß sie sich die Nase, welche sie allemal in ihren Trank mit eintauchen, stark erkälten, sich einen Schnupfen und wohl gar einen Ansatz der fürchterlichsten Krankheit dieser Thiere zuziehen, die schon längst unter dem Namen: der **Roz der Pferde**, bekannt ist; denn seit kurzen ist erwiesen worden,

daß

daß der Sitz des Rotzes in der Schleimhaut sey, *) daß er folglich bloß für eine Art des Schnupfens zu halten und in der Folge gar wohl fähig sey, diese Haut stark zu entzünden. Außerdem sagen die Reisenden, die mit großer Ausführlichkeit von den Pferdekrankheiten in den warmen Ländern, als in Arabien, Persien, in der Barbarey, gehandelt, gar nichts davon, ob der Rotz daselbst eben so häufig, als in kalten Himmelsstrichen, vorkomme. Ich glaube

*) Herr de la Foße, Königl. Stallmeister hat zuerst gezeiget, daß der eigentliche Sitz des Rotzes in der Schleimhaut sey, und hat einen Versuch gemacht, rotzige Pferde durchs Trepaniren zu heilen. A. d. Verf.

Man kann hierüber außer den Abhandlungen, die von dieser Krankheit in den bald anzuführenden Roßarzneybüchern, vorkommen, besonders nachlesen: *Dissertation sur la Morve*, en forme de Memoire presenté au mois d'Avril 1767. *par Mr. la Fosse*, le fils à Par. 12. ingleichen Herrn de la Foße, Roßarztes zu Paris, Abhandl. van dem wahren Sitz des Rozes bey den Pferden und den Mitteln, diese Krankheit zu heilen; aus dem Französ. übersezt, mit Anmerk. und einem doppelten Anhange, auch eines sichern Mittels wider das Verschlagen der Pferde von Dan. Gottf. Schreber. Frankf. u. Leipzig 1754. 8vo. Eine andere Abh. des Herrn de le Foße ist unter folgendem Titel bekannt: Observations et decouvertes faites sur des Chevaux auec une nouvelle pratique sur la Ferrure, par *le Sieur La Fosse*, Marech. des petites Ecuries du Roy. Avec Figg. à Paris 1754. 125 pag. 8vo. Der ganze Traktat ist in Hrn. D. Dan. G. Schrebers Samml. verschiedener Schriften, welche in die ökonom. Policey- u. Kameral- auch andere Wißenschaften einschlagen. Halle 1759 IV. Th. von S. 241 ꝛc. enthalten. S. 294 und

be daher mit Recht muthmaßen zu können, daß die Kälte des Waßers eine von den vorzüglichsten Ursachen dieser Krankheit sey, weil diese Thiere beym Saufen die Nase ins Waßer stecken und ihre Nasenlöcher lange darinne laßen müßen. Diesem Uebel würde man also vorbauen, wenn man ihnen niemals kalt Waßer zu saufen gäbe und ihnen, wenn sie gesoffen haben, die Nasenlöcher wohl abtroknete. Weil die Esel die Kälte weit mehr, als die Pferde scheuen, haben sie, ob sie gleich, in Ansehung des innern Baues ungemein sehr mit ihnen überein kommen, dennoch bey weitem nicht einen so großen Hang zum Rotze; vielleicht bloß darum, weil sie anders saufen, als die Pferde; denn sie pflegen weder das Maul, noch die Nase tief ins Waßer zu tauchen, sondern daßelbe fast bloß mit den Lefzen zu berühren.

und 351 – 375 wird ebenfalls vom Rotz der Pferde gehandelt. Außerdem könnte bey dieser Gelegenheit noch in den Gesellschaftlichen Erzählungen 2c. Hambl. 1753. IV. Theil p. 49 2c. von eben dieser Krankheit und im III. B. oder 23ten St. der physikal. Belustigungen p. 942 2c. die Methode nachgeschlagen werden, wie diese Krankheit mit versüßtem Quecksilber durch einen Speichelfluß zu heilen sey? S. Abhandl. vom Rotz der Pferde in Malouins Erfahr. von der Rotzkrankheit der Pferde, in der deutschen Uebers. des geschickten Viehhirten vom Herrn Boutrolle. Wittenb. 1771. 8vo S. 89 u. 103 – 131. Besonders des Herrn von Saunier vollst. Kenntniß der Pferde 2c. Anhang. I. Hauptst. vom Rotze p. 244 it. des Herrn v. Sinds neu erfundnes Mittel wider diese Krankheit ist in den Frankf. neuen Ausz. 3. Th. p. 161 – 172 ausführlich beschrieben. M.

Von den andern Krankheiten der Pferde will ich hier nicht ausdrüklich reden. Wenn ich der Geschichte jedes Thieres zugleich die Geschichte seiner Krankheiten beyfügen wollte, wie sehr müßte ich den ohnehin schon großen Umfang der Naturgeschichte dadurch erweitern! *) Indeßen kann ich die Geschichte des

Pfer-

*) Ob man gleich in der natürlichen Geschichte der Thiere so wenig die Kunst, sie zahm zu machen und abzurichten, als die mancherley Arten ihrer Zufälle und der besten Heilungsmethoden ausführlich anzeigen kann, ohne sich in unbeschreibliche Weitläuftigkeiten einzulaßen, so halten wir es doch nicht für unschiklich, den Lesern einige von den neuern Schriften anzudeuten, in welchen sie von den Pferdekrankheiten und ihren Kuren hinlänglichen Unterricht antreffen können. Die besten Werke dieser Art haben wir mit einem (*) bezeichnet, und im IV. Bande der Berl. Samml. ihren Werth oder Unwerth etwas näher zu bestimmen gesuchet.

1) Bewährtes und approbirtes Roßarzneybuch, von J. V. V. N. P. C. Wolfenb. 1716. 8vo.

2) Fuchsens aufrichtiger Roßarzt. Leipz. 1733. 8vo.

*) 3.) Dionys. Robertsons, Pferdearzeneykunst oder Unterricht, die Gebrechen der Pferde aus dem Grunde zu heulen. Nebst einer Abhandl. wie die Fohlen und Jagdpferde zu traktiren? mit K. Frf. 1753. und 1770. 8vo.

4) Nachrichters nützlich und aufrichtiges Pferd- und Roßarztneybuch 12. Tübingen 1760.

5) Anonymi wohl vorsichtiger Pferdearzt, oder bewährte Hülfsmittel wider die Krankheiten derselben. Schwabach 1766. 8vo.

*) 6) *Medicine des Chevaux* à l'usage des Laboureurs &c. à Par. 1763. in 12. 280. p. v. *Journ: des Sçav* 64. Fevr. p. 565.

*) 7)

Pferdes nicht wohl beschlüßen, ohne vorher ein ernstliches Mitleiden darüber zu bezeugen, daß die Gesundheit des nützlichsten und kostbarsten Thieres fast gänzlich

*) 7) D. Heinr. Brackens verbeßerte Roßarzneykunst rc. nebst versch. Anmerkungen, die Wahl und Wartung der Pferde betreffend. Nach der 7ten Aufl. a. d. Engl. übersezt. Altenb. 1758. 8vo.

*) 8) Wolf Ehrenfr. v. Reitzensteins vollkommner Pferdekenner I. II. Th. Uffenheim 1764. 4to. *NB.* der ganze 2te Theil handelt auf eine sehr unterrichtende Art, bloß von den Krankheiten der Pferde.

*) 9) *La parfaite connoissance des chevaux &c.* par *Jean de Saunier*, donnée au public par son fils *Gaspard de Saunier* à la Haye. 1734. Fol. avec Fig. Hiervon hat man eine deutsche Uebersetzung unter folgendem Titel. Vollständige Erkenntniß von Pferden, deren Zergliederung, guten u. bösen Eigenschaften, Krankheiten u. dawider dienlichen Mitteln. Von Jo. v. Saunier abgefaßet, von deßen Sohn Kaspar von Saunier herausgegeben, übersezt, mit Vorrede und Anhang begleitet von Chr. Heinr. Wilken. Leipz. u. Glogau 1767. Fol. mit vielen Kupfern.

Den grösten Theil des Werkes nehmen die Pferdekuren ein, das übrige sind anatom. Kupfer und Erklärungen.

*) 10) *Manuel du Cavalier*, qui renferme les connoissances necessaires: pour conserver le Cheval en Santé et pour les guerir en cas de maladie. 2de Edit. corrigée et augm. par *Mr. le Baron de Sind.* à Paris 1766.

*) 11) Des Freyherrn von Sind rc. vollständiger Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters. Gotha und Gött. 1770 Fol. Der 3te Theil dieses schätzbaren Werkes enthält eine Materia medica, der 4te aber eine vollständige praktische Pferdearzneykunst.

*) 12) *Guide du Marechal.* Ouvrage contenant une connoissan-

lich der Besorgung unverständiger, unwißender und ungelehrter Leute überlaßen worden. Die Arzeneykunst, welche bey den Alten medicina Veterinaria hieß, kennet man iezo kaum dem Na-

noissance exacte du cheval et la maniere de distinguer et de guerir ses maladies par *Mr. la Fosse &c.* avec *Fig.* à Par. 1766. 4to.

*) 13) *Il Marescalco istrutto nella medicina prattica.* Del Comte *Franc. Bonzi.* in Rimini. 1768. 69. Tom. I. II.

*) 14) *A guide to the perfect Knowledge &c.* (ou le Conducteur à la connoissance parfaite du Cheval &c.) par. *Mr. de Saunier* Lond. 1769.

*) 15) *Cours d'Hippiatrique.* Vol. in fol. Proposé par Souscript. à Par. 1769 par Mr. *la Fosse. v. Journ. des Scav.* 70. Mars p. 171.

16) Dissert. sur *le Farcin*, maladie qui attaque tres-souvent les chevaux. par *Mr. Hurel.* à Par. 1769. et à Amst. 1770 in 12. S. Abh. der Schwed. Akad. XXX. Th. S. 347. ꝛc.

17) Hurels Abh. über den Wurm der Pferde. Bresl. 1771 8vo.

18) D. Jo. Ernst Zeihers Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde und deren Heilung. Nebst einem Anhang von der Pferdezucht. Berl. 1771. 364 S. 8vo.

19) Nicht sowohl zu den Krankheiten, als zu den Fehlern der Pferde gehöret das so genannte Koppen, worüber man: Die beste und bewährteste Erfindung wider das Koppen der Pferde, Anspach 1764 8vo nachlesen kann.

20) Gesellschaftl. Erzählungen. Hamb. 1753. IV. Th. p. 49 – 63. Gedanken von einigen Krankheiten der Pferde.

21) Beschreibung einer 1751 in Westnordland gangbaren Pferdekrankheit, nebst den dawider gebrauchten Mitteln. S. D. Schrebers Sammlung. *l. c.* IV. Th. p. 287 ꝛc.

M.

Namen nach; *) und doch glaube ich zuverläßig, wenn irgend ein Arzt sich gänzlich dieser Wißenschaft widmen und sie zu seinem Hauptgeschäfte machen wollte, daß er seine Bemühungen gar bald durch wichtige Vortheile belohnet sehen würde. Nicht allein von Seiten des Glückes und der Belohnungen, sondern auch von Seiten des Ruhms würde er, statt sich zu erniedrigen, vorzüglich gewinnen. Außerdem

*) Zu der Zeit da Herr von Büffon dieses schrieb, war die Klage über den Mangel der Kenntniße in der Vieharzneykunst noch sehr gerecht und gegründet, nach der Zeit aber hat man erst in Frankreich die vortreflichsten Anstallten zu einer Schule der Vieharzneykunst (Ecole veterinaire) gemacht und ist an vielen großen Orten Deutschlandes auf eine glückliche Nachahmung dieser herrlichen Einrichtung bedacht gewesen. Die Schriften, welche mir hiervon zeithero bekannt geworden, sind folgende:

1) Jo. Bapt. Michaelis *Sagar* Libellus de Aphthis pecorinis Anni 1764 cum appendice de morbis pecorum &c. Viennae 1765 4. B. 8vo.

2) Le *parfait Bouvier*, ou instruction concernant la connaissance des boeufs ou Vaches, leur age, maladies et Symptomes avec les remedes les plus experimentés, propres à les guérir par *Mr. Boutrolle* à Rouen. 1766. 12to.

3) Franz Joseph Freyherrn von Tam bewährte Horn- Schaf- Pferde- und Federviehsarzneykunst. mit K. Wien und Prag. 1765. gr. 8vo.

4) *Histoire Veterinaire* ou Medicine des animaux. à Paris 1767. Broch. in 4to de 31 pag.

5) *LeLouvet*, Maladie du Betail, ses remedes et les moyens de les prevenir, par *Mr. J. E. Regnier* D. en Med. à Lausanne 1768. in 12.

6)

dem würde diese Art der Arzneykunst wenigern Muthmaßungen und nicht so vieler Schwierigkeit als die andere, unterworfen seyn. Die Nahrung, die Lebensart, der Einfluß der Empfindungen, kurz, alle Ursachen sind bey den Thieren einfacher, als bey den Menschen. Können also wohl ihre Krankheiten so verwickelt, und müßen sie nicht weit leichter zu übersehen, weit sicherer zu heilen seyn? Darzu kömmt noch der

6) *Elemens de l'Art veterinaire.* Precis anatom: du Corps du Cheval. &c. par *Mr. Bourgelat.* I. Vol. 8vo á Par. 1769.

7) *Elemens de l'Art veterinaire.* Essais sur les appareils et sur les bandages propres aux Quadrupedes à l'usage des Eleves des Ecoles veterinaires. avec Fig. *par le même* à Par. 1770.

8) M. **Erxlebens Betrachtungen über das Studium der Vieharzneykunst.** Gött. 1769. 1 B. 4to.

9) *Ejusd.* Oratio de arte veterinaria veteribus maximi aestimata, hodie vero latissime efflorescente erroresque suos expurgante. Goett 1770.

10) *Ejusd.* **Einleitung in die Vieharzneykunst.** Gött. 1769. 8vo.

11) *Ejusd* **Praktischer Unterricht in der Vieharzneykunst.** Ibid. 1771. 8vo.

12) La *Medicine des Bêtes à Laine &c.* I Vol. in 12. à Par. 1769.

13) Remede sûr pour guerir la *Maladie du Rot* à laquelle les moutons sont tres-sujets &c. par *Mr. Holker.* *v. Gaz. litt. de l'Eur.* 69. May. p. 235

14) *Medicine veterinaire &c.* par *Mr. Vitet.* 3 Voll. in 8vo. à Paris 1770.

15) Pensées sur la necessité d'une école veterinaire avec des Projets sur la maniere de l'etablir &c. par Mr. le Conseil. privé *Cothenius.* à Berl. 1771. Voy: *Gaz. litt. de Berl.* 70. p. 361.

16)

der Vortheil, daß er völlige Freyheit haben würde, sich durch Versuche mit neuen Arzneymitteln, gründliche Erfahrungen zu sammlen und ohne Furcht, ohne Vorwürfe zu einer ausgebreiteten Kenntniß in diesem Fache zu gelangen. Man würde so gar im Stande seyn, aus diesen Erfahrungen für die Heilungskunst menschlicher Krankheiten die nützlichsten Folgen ziehen zu können.

Schriften.

16) *Remarks upon the mortality of horned Cattle &c.* ou Remarques sur les maladies des Bêtes à cornes, trad. du Hollandois de Mr. *Salomon de Monchy* D. en Med. à Londr. 1770.

17) *Dictionaire veterinaire* et des animaux domestiques &c. *par Mr. Buchoz*. III Vol. in 8vo avec un grand nombre de Planches. à Par. 1771 8vo.

18) Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen rc. 1 Th. von P. C. Abilgaard. D. Med. Kopenh. 1771. 17. B. 8vo.

19) Der geschickte Viehhirte, oder Unterricht, die Kenntniß der Ochsen und Kühe, ihres Alters, ihrer Krankheiten und der damit verbundenen Zufälle betreffend. Wittemb. und Zerbst. 1771. 8½ B. 8vo.



Schriften
von der
Zergliederung der Pferde.

Wem an diesem Theil der Kenntniß der innern Beschaffenheit der Thiere gelegen ist, den müssen wir in Absicht der Thiere überhaupt auf des Hrn. Daubenton anatomischen Theil der Büffonischen Naturgeschichte und auf *Valentini* Theatrum anatomicum in fol. in Ansehung der Zergliederung des Pferdes aber ins besondere

1.) auf Herrn **Valent. Trichters**, Bereiters zu Nürnberg, 2 Theile v. der **Pferde-Anatomie** 1716. 8vo, auf die

2.) *Anatomie generale du Cheval*, trad de Angl. par Mr. Fred. *de Garsault*. Capitain du Haras du Roi à Par. 1734. 4to. Auf

3.) das prächtige Werk des berühmten Londner Malers und Kupferstechers, Herrn **Georg Stabbs**, *The anatomy of Horse &c.* Lond. 1767 gr. Fol. in welchem alle Theile des Pferdes, als Knochen, Knorpeln, Muskeln, Sehnen u. s. w. vorgestellet werden sollen. Ferner auf die

4) *Elemens de l'Art veterinaire.* S. oben No. 6. Jngleichen

5.) auf den Theil des oben angeführten **Unterrichts vom Herrn von Sind**; (No. *11.) auf Hrn. v. **Sauniers Erkenntniß der Pferde** 2c. (oben No. *9.) und in Ansehung der Knochenlehre

6.) *Mr. de la Gueriniere* Manuel de Cavalerie &c. à la Haye 1742. Fol. mit K. (S. unten No. 5.) verweisen.

Hier ist vielleicht die bequemste Gelegenheit, noch die neuesten Schriften, welche von den Pferden besonders handeln, zum Vortheil der Liebhaber dieser schönen und nutzbaren Geschöpfe anzuführen.

Von Wartung u. Abrichtung der Pferde, besonders von der Reitschule, handeln:

1.) Joh. Konrad Seybolds in des Weltberühmten Hefterichs Reitschule kunstgeübter Bereuter und durch Erfahrenheit gelehrter Roßarzt. Nebst einem Bericht vom Beschlagen der Pferde. Nürnb. 1701. Fol.

2.) Die Zaumkunst. Durch Hippophilum. Herborn. 1738. Fol.

3.) Der englische Stallmeister und bewährte Roßarzt. Aus dem Engl. übersezt. Leipz. 1732. 8vo.

4.) Wilhelm, Herzogs von Neukastel, Reitbahn oder vollkommner Stallmeister, mit des Herrn von Solleysel Anmerkungen und Zusätzen ins Deutsche übersezt von Joh. Phil. Ferdinand Freyherr von Pernauer. Nebst 82 Kupferpl. Neue verbeßerte Aufl. Nürnb. 1764. (das schönste Werk in dieser Art.)

5.) *Manuel de Cavallerie*, ou l'on enseigne la connoissance du Cheval, l'embouchure, la ferrure, la selle, la maniere de dresser les chevaux, l'osteologie du Cheval, ses maladies et leurs remedes

remedes *par M. de la Gueriniere*, Ecuyer du Roi. à la Haye 1742. 8vo und in Fol. mit vielen Kupfern.

6.) **Des Herrn Barons von Eisenberg** wohl eingerichtete Reitschule, nebst einem Wörterbuch aller auf Reitschulen vorkommenden Kunstwörter. Amst. u. Leipz. 1746. lang Fol. aus dem Franz. übersezt.

7.) Herrn **Wolfg. Ernst von Berga**, Tübing. Oberstallmeisters, neue Reitkunst. Tübing. 1755. 8vo.

8.) Herrn **J. C. Zehntners** rc. **Unterricht von der Pferdezucht.** Berl. 1754. 8vo.

9.) *Ejusd* Gründliche **Abhandlung der Kunst Pferde zu erkennen.** Berl. 1757. 8vo.

10.) **J. E. Ridingers**, Augsb. Malers und Kupferstechers, Vorstellung und Beschreibung der Schul- u. Kampagnepferde, nach ihren Lektionen, in was für Gelegenheiten solche können gebraucht werden. Augsb. 1760. Fol. Franz. und Deutsch.

11.) **Der Holländische Stallmeister** oder kurze, doch gründliche Unterweisung, was zum Kennen, Zäumen, Satteln, Beschlagen und Unterhalten der Pferde gehöret; wie auch zur Reitkunst, oder Art und Weise, wie die Pferde dreßiret und zu allerley Gebrauch abgerichtet werden müßen. Mit beygefügten Anmerkungen über das Pferdereiten der Frauenzimmer, **über das Wettrennen der Engelländer** u. starke Traben der Holländer; dergleichen auch, was für die Krankheiten und Gebrechen der

Pferde, erfordert wird und wie sie zu kuriren sind, und eine kurzgefaßte Abhandlung von der Stuterey, Füllen- und Pferdezucht. Alles mit nöthigen K. Taf. versehen und verf. durch L. W. F. von Oebschelwitz. 2c. Leipz. 1766. 334. S. gr. 8vo. Ein kleines, aber unentbehrliches Werk!

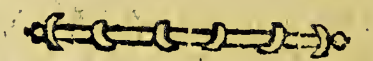
12.) *l'Utile à tout le monde.* Ou le parfait Ecuyer militaire et de campagne, divisé en IV. Livres 1) de la connoissance du Cheval. 2) de la Cure des Chevaux. 3) de la Ferrure. 4) des qualités et devoirs du parfait Ecuyer; par le Sgr. *A. de Weyrother &c.* à Bruxelles. Tom. I. & II. in 8vo.

13.) The *History and Art of Horsemans-hip. &c.* by. S. *Berenger.* Lond. 1771.

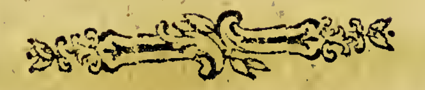
14.) Herrn von Garsault Unterricht für Liebhaber der Pferde und Reiter. Aus dem Franz. übersezt von D. J. G. Krünitz. Berl. 1770. 106 S. 7 K. Taf. in 8vo.

15.) Wirthschaftliche Regeln, die man bey Wartung der Pferde zu beobachten hat, stehen in den Gesellschaftl. Erzählungen 2c. Hamb. 1753. 8vo I. Band S. 129 — 144. Eben diese Regeln sind auch im Anhang zu des Hrn. von Saunier vollst. Kentniß von Pferden p. 561 mit Anm. enthalten.

Von den meisten dieser u. mehrerer hierher gehörigen Schrifen ist im IV. Bande der Berlin. Sammł. ausführlichere Nachricht ertheilet worden. M.



Er-



Erklärungen aller äußern Theile des Pferdes.

Da man sich auf so vielfältige Weise mit diesem edlen Thiere zu beschäftigen und von selbigem so mancherley Nutzen, Vergnügen u. Bequemlichkeiten einzuerndten pfleget; so hat man auch gleichsam eine besondere Sprache zu erfinden sich bemühet, deren Wörter den Künsten, die sich auf diese Thiere beziehen, gewidmet sind. Man ist also genöthigt, sich erst alle Kunstwörter, womit man alle Theile seines Körper zu benennen pfleget, und sodann die Vollkommenheiten und Mängel eines Pferdes bekannt zu machen, um über die Vorzüge oder Mängel eines Pferdes ein richtiges Urtheil fällen zu können.

Die beyden Theile des Pferdekopfes, welche mit den Schläfen am Kopf eines Menschen übereinkommen, werden die **Augenadern** (Larmiers) genennet. (S. VII. Tafel A.) Die **Augengruben** (Salieres) (Ibid. lit. B.) liegen an beyden Seiten zwischen dem Auge und dem Ohre über den Augenbraunen. Bey den **Augen** unterscheidet man eigentlich nur zween Theile, das **Glas** und den **Grund** des Auges. Durch das **Glas** verstehet man den äußern Theil oder die Hornhaut, unter dem **Grund** aber die innern Theile, welche man durch die Oefnung des **Sterns** oder der **Prunelle** wahrnimmt, wenn man durch das Glas oder durch die Hornhaut siehet. Die **Ohrendrüsen** (C.) zwischen dem Ohr und dem Winkel des Kinnbackens, heißen eigentlich die **Feifel**, (Avives.)

Der vordere Theil des Kopfes aber, von den Augen bis an die Nasenlöcher, das **Stirnblatt**, (Chanfrein) (S. lit. D.) den Knorpel, (E.) woraus der Umfang der Nasenlöcher gebildet wird und womit sie oben so wohl, als vorn eingefaßet sind, belegt man mit dem Namen der **Maus** (Souris). Das Ende der Nase ist eigentlich das **Schloß** (Cloison lit. F.) oder die Scheidewand, welche die **Nasenlöcher** (Naseaux) von einander trennet. Solleysel beleget *) aber den Theil der Lefze, der sich unter den Nasenlöchern befindet, mit dem Namen der **Nase**.

Der untere Kinnbacken der Pferde wird **Ganaße** (Ganasse, Ganache) genennet. Die Knochen der Ganaße gehen an beyden Seiten des Kopfes von dem Auge, bis an die Stelle (G.) bey der Kehle und von dieser bis an das Kinn. Der **Bart** (Barbe. Barboucher) ist eigentlich der Ort (I.), wo sich die beyden Knochen der Ganaße über dem Kinne und auswendig an dem untern Kinnbacken vereinigen. Die von beyden Knochen der Ganaße gebildete und von der Kehle bis an den Bart sich erstreckende rinnenförmige Höhlung, führet, wie die Höhlung, in welcher die Zunge lieget, den Namen des **Kanals** (Canal, Braie, Auget.)

Unter den sechs Schneidezähnen in jedem Kinnbacken des Pferdes werden die beyden vordersten, **Zangen** (Pinces), die darangrenzenden, **Mittelzähne** (Mitoyennes), die leztern aber an jeder Seite, **Eckzähne**; die beyden **Hundszähne**, die von den Schnei-

*) S. Le veritable et parfait Marechal. à Paris 1672 p. 3.

Schneidezähnen etwas entfernt stehen, **Hacken**, (Crocs, Crochets, ecaillons), die leeren Räume aber zwischen den Schneidezähnen und Backenzähnen, die **Laden** oder **Buhler** (Barres), und die Ungleichheiten oder die Runzeln, welche quer über den Gaum des Pferdes weggehen, **Furchen** oder **Kerben** (Sillons ou Crans) genennet.

Der **Hals** (Encolure) nimmt seinen Anfang oben bey der Mähne und endiget sich unten bey der Kehle. (K.) Der Theil der Mähne, der oben auf dem Kopf, zwischen beyden Ohren über die Stirn herabfällt, heißt eigentlich **der Schopf** (Toupet). Die **Kehle** läuft unten am Halse von einem Ende bis ans andere hin, oder sie erstrekt sich von der Ganaße (G.) bis an die Brust.

Der Ort M., wo die beyden Schultern oben zwischen dem Halse und dem Rücken zusammen gehen, wird eigentlich das **Vorderroß**, oder der **Wiederriß** (Gurrot) genennet, und hier endigen sich zugleich Hals und Mähnen. Die **Schultern** N. erstrecken sich vom Vorderroß bis an den **Kegel** (le Haut du Bras) O. oder bis an den obern Theil des Vorderschenkels. Manche türkische, barbarische Pferde haben am Hals oder an der Schulter, bald höher, bald niedriger, ein ziemlich tiefes Loch, welches man unter dem Namen des **Lanzenstoßes** kennet. (Coup de Lance.) *) Der Theil P. vorn unter der Kehle an dem Ort, wo sich die Schultern endigen, heißt eigentlich die **Brust** (Poitrail). Der **Rücken** Q. erhält

J 5

*) Die Ursache dieser Benennung findet man in Hrn. von B. Nat. Hist. 4to II. B. S. 124.

hält insgemein den Namen der **Nieren** (Reins). Er fängt beym Vorderroß an und gehet, längs dem Rücken hin, bis ans Kreuz, oder bis an die eigentlich so genannte Nieren, die sonst auch **Lenden** (Rognons) heißen. Wenn Pferde gut bey Leibe sind und ein breites Rückgrad haben, so lieget dieses tief darinnen und die an jeder Seite sich erhebende Muskeln bilden, längs dem Rücken hin, eine Art von einem **Kanale** bis an den Schwanz. Von solchen Pferden sagt man, sie haben **doppelte Nieren** (Reins doubles).

Die Stelle R. zwischen dem Rücken und Nieren heißt der **Nabel** (Nombril). Die wahren **Nieren** oder **Lenden** S. aber fangen an dem Ort an, wo sich die Ribben endigen und hören am Kreutze auf. Gewöhnlichermaßen hat bey den Pferden die ganze von den Wirbelbeinen gebildete Säule die Benennung der **Nieren** erhalten.

Die **Seiten** T. werden von den Ribben gebildet und befinden sich zur Rechten und Lincken unter dem Rücken. Die Höhlung, welche von den Ribben umschloßen ist, heißt ins besondere **der Bauch** oder **Wanst** (Coffre). Wenn man den untern Theil des Körpers an dem Orte des Brustbeins V. und an den untern Theilen der Ribben den Bauch nennet, so ist er in diesem Verstande am Pferde das, was bey den Menschen den vordern Theil der Brust ausmachet.

Die **Flanken** X. (Flancs) befinden sich am Ende des Bauches, wo die Ribben aufhören, unter den **Nieren** (Rognons), und gehen bis an die Hüftbeine.

Die

Die **Hüfte** oder Anke Y. wird vom Hüftknochen, wie bey den Menschen, gebildet. An diesem Knochen endigt sich, an der Seite des Kreutzes, der obere Theil der Flanke. Das **Kreutz** oder die **Gruppe** (Croupe) Z. ist rund; es erstrekt sich von den Lenden bis zum **Schwanze**. An diesem unterscheidet man die **Schwanzriebe** (Troncon) und den Schweif (Crins) oder die langen Haare die an der Schwanzriebe herunter hängen. Die **Backen des Pferdes** (Fesses) a. liegen unter dem Kreutz und dem Anfange des Schwanzes. Sie erstrecken sich bis an den Ort, wo die Hinterschenkel mit dem Körper vereiniget sind.

Die **Schulter** begreift bey den Pferden die **Schaufel** oder das **Blatt** (Omoplata) b. und das **Schulterbein** (Humerus) c., folglich die Theile in sich, welche bey den Menschen die Schulter und den Oberarm ausmachen. Der **wahre Arm der Pferde** scheint also mit der Schulter in einem fortzugehen, weil er mit dem Körper unter einer und eben derselben Haut vereinigt ist. Der **Ellenbogen** d. liegt also hinten, wie bey den Menschen. Allein beym Pferde liegt er zu oberst an dem Vorderschenkel, gegen die Ribben, an dem Orte, wo er vom Körper abgesondert zu werden anfängt. Der erste Theil des Vorderschenkels, welcher vom Körper abgesondert ist, wird der **Arm** (Bras) oder **Kegel** genennet, und stellet eigentlich den Vorderarm des Menschen vor. Der äußere oder **dicke Theil des Armes** heißt Gros du Bras e. an deßen innern Fläche lauft eine Ader weg, die man die **Bug- oder vordere Schrankenader** (Ars) zu nennen pflegt.

Das

Das Gelenk unter dem Kegel heißt das **Knie**. f. Die **Röhre** oder das **Schienbein** (Canon) ist der zweete Theil g. des Vorderschenkels. Er nimmt bey dem Knie seinen Anfang, und stellet bey den Menschen die so genannte Mittelhand (Metacarpus), wie das Pferdeknie das Gelenke der Hand, vor. Die Senne hinten an der Röhre h., welche sich von dem einen Ende bis zum andern erstrecket, wird insgemein sehr ungeschickt der **Nerve des Schenkels** genennet. Die **Kugel** oder **Köhde** i. (Boulet) ist das Gelenke unter der Röhre. Unter der **Zote** (Fanon) versteht man den Büschel Haare, k. der eine Art eines weichen, hinten an der Kugel sitzenden Horns bedecket, welches man den **Sporn** (Ergot) zu nennen pfleget. Der **Feßel** l. (Paturon) ist derjenige Theil des Schenkels, welcher sich von der Köhde bis zur Krone ausdehnet. Zuweilen wird von einigen der Feßel ein Gelenke genennt, es soll aber hier eigentlich ein Glied bedeuten. Durch das Wort **Krone** drückt man die Erhöhung m. aus, welche sich unten am Feßel befindet und mit langen Haaren bewachsen ist, die rund herum auf dem Huf herabhängen.

Der **Huf** (Sabot) ist gleichsam der Nagel des Pferdes und besteht aus dem Horne. Sein vorderer Theil wird der **Schuß** n., die Seiten aber o. die **Wände** (Quartérs) genannt. Jeder Fuß ist mit einer innern und einer äußern Wand versehen. Der hintere Theil des Hufes ist ein wenig erhaben und in zween Theile abgetheilet, welche der **Strahl** (Talon) heißen. Sie laufen unten am Fuße hin, bis in die Mitte, wo sie, durch ihre Vereinigung unter der Fußsohle, die **Gabel** bilden. Die Substanz der

Sohle

Sohle ist von Horne. Ihr Horn ist aber härter, als die Gabel und zarter, als der Huf.

Der Name **Backen** bedeutet eigentlich das Dickbein des Pferdes, welches mit dem Körper vereiniget ist. Er endiget sich unten und vorn mit der **Leiste** p. (Grasset), welches eigentlich das Gelenke des Knies ist, wo sich die Kniescheibe befindet. Der erste Theil des Hinterschenkels q. welcher vom Körper abgesondert ist, wird das **Dickbein** oder der **Oberschenkel** (Cuisse) genennet. Es erstreckt sich von der Leiste und dem Untertheil des Backen bis zur **Kniekehle** r. und stellt eigentlich das vor, was bey den Menschen das Schienbein ist. Am Dickbeine des Pferdes wird auch ein gewißer fleischichter Theil s wahrgenommen, welcher bey den Franzosen *le Gros de la Cuisse* oder auch *Grusset*, die **Leiste** heißt und mit der Wade an unsern Schienbeinen einige Aehnlichkeit hat; wiewohl der lezte Name bereits eine andere Bedeutung erhalten. Die **Kniekehle** (Jaret) ist das Gelenk t., unten am Oberschenkel und biegt sich vorwärts. Bey den Menschen macht es die Fußwurzel aus. (Tarsus). Die **Spitze der Kniekehle** ist eigentlich die Ferse. Die Senne, welche sich daran endiget, kömmt mit der an den Fersen der Menschen sich endigenden Senne des Achilles überein, und heißt insgemein die **große Senne** oder der **starke Nerve des Schenkels** (Gros Nerf du jarret).

An allen vier Schenkeln eines Pferdes, und zwar bey den Vordern an der innwendigen Seite der Köhde, ein wenig über und seitwärts dem Knie, bey den Hinterschenkeln ein wenig unter und seitwärts der

Knie-

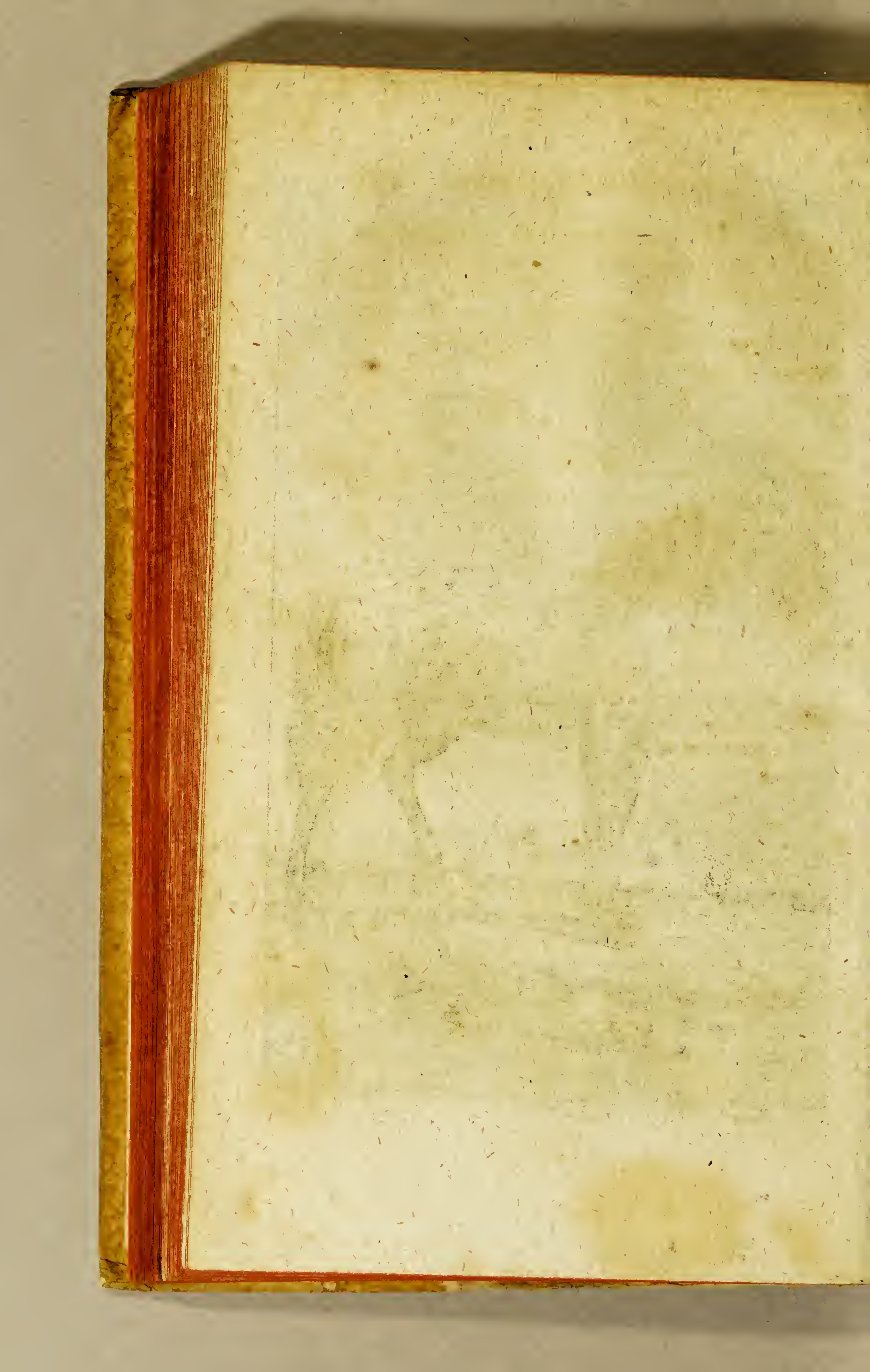
Kniekehle, wird eine kleine Geschwulst ohne Haare, so groß wie eine Kastanie und so dichte, als ein weiches Horn, bemerket. Man hat ihm den Namen **Kastanie, Schwamm,** oder **Sporn** (Chataigne, Lichene ou Ergot) auch wohl die Benennung des **Spat,** beygeleget. Allein der Gebrauch des Wortes **Sporn** ist hier am unrechten Ort angebracht, weil man bereits einen ganz andern Theil mit diesem Namen anzudeuten gewohnt ist. Bey gewißen Pferden pflegt dieser Spat einen auch anderthalb Zoll in die Länge zu wachsen, hernach abzufallen und wieder zu wachsen. Unter der so genannten Kniekehle der Hinterschenkel befinden sich die **Röhre** oder das **Schienbein** und die **Kugel** x. der **Feßel** y. und der **Fuß** z. wie bey den Vorderschenkeln.

Ueberhaupt pflegt man ein Pferd in drey Haupttheile, nämlich in die **Vorderhand** (Avant-Main), den **Leib** und **Hinterhand** (Arriere-Main) zu theilen. Kopf, Hals und Vorderroß, Schultern, Brust und Vorderschenkel machen die **Vorderhand,** Nieren, Lenden, Ribben, Bauch und Flanken, den **Leib,** Kreutz, Hüften, Schwanz, Backen, Leiste, Dickbeine, Kniekehle und übrige Theile der Hinterschenkel, die **Hinterhand** aus.

Vermöge noch einer andern allgemeinen Eintheilung des Pferdes in 4 Theile, nämlich in **Kopf, Leib, Vorder- und Hintergeschleppe** (Train de devant et de derriere) stellt der Kopf einen besondern Theil vor, der Leib ebenfalls, das Vordergeschleppe besteht aber aus dem Hals, den Schultern, der Brust und den Vorderschenkeln, das Hintergeschleppe hingegen aus dem Kreutze, Schwanze, Hüften und Hinterschenkeln.

Wann


Tab. VI.
Das Pferd.
Pag. 143.
Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T.
C.B.G sc.

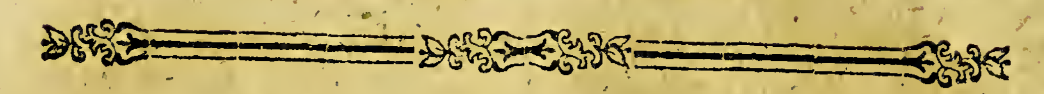


Wenn jemand fragen sollte, warum bey den Pferden die Schläfe Augenadern, die Ohrendrüsen Feifel, der untere Kinnbacken Ganaße, die Hornhaut des Auges Glas u. s. w. genennet würde; so läßt sich darauf weiter nichts antworten, als, daß diese Folter des Gedächtnißes ein Ueberbleibsel einer groben Barbarey oder vielleicht einer geheimnißvollen Pedanterey sey. Denn alle diese verschiedene Benennungen einer und eben derselben Sache scheinen sich bloß auf einen Mischmasch von Sprachen zu gründen. Quacksalber, die gern mit leeren Worten zu Markte ziehen, behalten den Gebrauch derselben bey und legen den Vernünftigen den unbeschreiblichen Zwang auf, sich ebenfalls damit bekannt zu machen. *)

Von

*) Von den Theilen der Pferde und ihren Benennungen kann man außerdem nachlesen: Herrn von Reitzensteins vollkommenen Pferdekenner. p. 3 – 5. Freyherrn von Sinds vollst. Unterricht eines Stallmeisters ꝛc. Gött. 1770 Fol. p. 3 – 10. P. C. Abilgaards Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen ꝛc. I. Th. Kopenh. 1771. 8vo. p. 4 – 11.





Von den unterschiedenen Benennungen der Farben der Pferde *)

Die große Mannigfaltigkeit von Farben und Schattirungen hat zu einer eben so großen Menge von Benennungen derselben Anlaß gegeben. Ein Pferdekenner muß diese Namen und Kunstwörter verstehen, und sich zugleich erinnern, daß man, um sich kunstmäßig auszudrucken, nicht sagen darf: das Pferd hat diese oder jene Farbe, sondern: **Das Pferd hat dieses oder jenes Haar, diese oder jene Haut.** Wir wollen hier so kurz, als möglich, von dem unterschiedenen Haar der Pferde reden.

Man theilt an den Pferden die Farben des Haares in einfache, zusammengesezte und seltsame oder **außerordentliche** (Bizarres). Die einfachen sind: Das **Weiße**, **Isabellenfarbige**, **Fuchsfarbe** (Alzan) **braun** (bai) und **schwarz**. Die zusammen gesezten Farben sind: **grau**, und **Wolfsgrau**; (louvet) (roaan rubican) die außerordentlichen bestehen in der **Tigerfarbe**, **Schäckenfarbe** (pie) **Porcellanfarbe** und **Pfirsichblüthfarbe** (aubert).

Das Bai ist die röthliche Kastanienfarbe und hat viel Schattierungen; **Lichtbraun**, (bai clair ou lavé)

*) S. v. Reizenstein l. c. p. 10. v. Sind. l. c. p. 10. M.

lavé) **schwarzbraun**, (bai charain, bai marron, bai brun) **goldbraun** (bai doré) **blutbraun**, (bai sanguin ou ecarlate) und **spiegelbraun** (bai à miroir). Die schwarz- oder dunkelbraunen Pferde haben eine fast schwarze Farbe, außer daß die meisten an den Flanken und am Ende der Nase roth sind, welches man durch den Ausdruck andeutet: **Sie haben Feuer.** Goldbraun heißt eigentlich ein gelbes Haar. Spiegelbraune Pferde sind eigentlich diejenigen, welche auf dem Kreutze mit Flecken von dunclerer oder hellerer Bräune, als der übrige Körper hat, bezeichnet sind. Ueberhaupt aber pflegen alle braune Pferde an den äußern Theilen, Mähnen und Schweife ganz schwarz zu seyn.

Von der **schwarzen Farbe** hat man dreyerley Arten: Das **Lichtschwarze** (noir mal teint) das **gemeine Schwarze**, und das **Agatschwarze** (noir gai ou jais). Das erste hat eine braune oder braunröthliche Schattirung. Die Flanken und äussern Theile zeigen sich mehrentheils bleicher, als der übrige Körper. Das Schwarze ist so gemein, als das Braune (bai); das Agatschwarze hingegen glänzend und sehr schwarz. Man pflegt auch dem sehr lebhaften Schwarz den Namen **mohrenschwarz** (Noir more ou moreau) beyzulegen und solche Pferde **Rappen** zu nennen.

Das **Isabellenhaar** ist gelblich. An manchen Pferden dieser Art sind Schweif u. Mähnen weiß, an anderen aber isabelfarbig u. schwarz. Auf dem Rückgrade der leztern wird man gemeiniglich, bis auf den Schwanz, einen Streif gewahr, den man den **Mauleselstreif** (Raie de Mulet) nennet. Unter den vielerley Schattirungen dieses Haares heißt diejenige,

welche das wenigste gelb hat, **Milchsuppenfarbe** (Soupe de lait). Sie besteht aus einem unreinen oder mit einer sehr leichten gelben Farbe vermischten Weiß, gleich der Farbe einer mit Eydotter vermischten Milchsuppe. Die helle **Isabelfarbe** hat ein wenig mehr Gelbes, die gemeine noch mehr, und die **Hochgelbe** (Isabelle doré) pralet mit einem noch lebhaftern Gelb. Am allermeisten ist die sogenannte **tiefe Isabellenfarbe** mit dem Gelb gesättigt.

Das **Wolfsgrau** (Louvet) oder **Wolfshaar** kömmt wirklich der Farbe des Wolfes besonders nahe. Man hat **licht- und dunkelwolfsgraue Pferde**, die alle durch eine Mischung von Isabellfarbe oft auch durch einen Mauleselstreif bezeichnet sind.

Die **Fuchsfarbe** (Alzan) stellt eine Art des Rothen oder Zimmtfarbenen (bai) vor, und hat vielerley Schattirungen, als **lichte Fuchsfarbe**, wie das Kuhhaar, **gemeine Fuchsfarbe**, **rothe Fuchsfarbe** (alzan bai), **dunkle und matte Fuchsfarbe**, die tiefe oder braune Farbe der **Schweißfüchse** (alzan brulé). Auch giebt es unter den Pferden **Füchse mit weißen**, imgleichen andere **mit schwarzen Mähnen und Schweifen**.

Wenn ein braunes, ein schwarzes Pferd oder ein Fuchs auf seinem Körper, besonders an den Flanken, mit weißen Haaren eingesprenget ist, so nennet man solches **stichelhärig** (rubican.).

Die Farbe der **Rothfüchse** oder **Rothschimmel** (Rouan) ist eine Vermischung vom Rothen und

Weißen,

Weißen, oder des weißen, des unreinen grauen und braunen (bai). Man unterscheidet eigentlich drey Arten dieser Vermischung oder des rouan; nämlich das gemeine, das **weinfarbige**, welches mehr ins Rothe fällt, und das **Maurische** (Rouan cap-de-maure). Die Pferde dieser Art haben einen weißen Kopf, weiße Enden der Glieder und sind übrigens **Rouanfarbig** oder unrein, schmutzicht grau.

Die **grauen Pferde** unterscheiden sich durch ein aus weiß und schwarz oder braun gemischtes Haar. Sie haben unterschiedene Benennungen, als: **Apfelschimmel**, (Gris pommelés) **Silbergraue**, **Schmutziggraue** u. s. w. Die erstern sind auf dem Leibe mit viel runden, ziemlich gleich vertheilten, theils schwärzern, theis weißern Flecken bemalet. Die **Silbergraue** Pferde haben auf einem weißlicht glänzenden Grunde nur wenig schwarze Haare. Das Haar der **Schmutzgrauen** Pferde ist mit vielem Braun, Schwarz und Weiß gemischt. Man hält sehr auf diejenigen, welche dabey weiße Mähnen haben. An den **Braungrauen** findet man viel Schwarzes und wenig Weißes, an den **rothgrauen** eine Mischung von Braun, Schwarz und Weiß. Das **Weißgraue** ist durchgängig aus Braun (bai) gemischet. Das **Forellengrau** (gris truité) hat einen weißen, mit kleinen länglichten rothen Flecken besprengten Grund, die allenthalben ziemlich gleich ausgetheilet sind. Das **Krammetsvogelgrau** (gris tourdille) ist, wie an diesen Vögeln, ein unrein Grau. Die Pferde dieser Art haben unter den weißen röthlichte und viel schwarze Haare. Das **Staargraue** (gris étourneau) hat ebenfalls von der Aehnlichkeit mit der Farbe dieser Vögel den Namen erhalten. Die grau-

en **Pferde mit Brandflecken** (gris tiſſonnés ou charbonnés) haben, auf einem weißen oder grauen Grunde, ſchwarze, faſt Handbreite Flecken, welche ſo unordentlich ausgetheilet ſind, als ob man ſie mit einem Stücke brennenden Holze oder mit einer glüenden Kohle von ohngefähr gemahlt hätte. Wenn dieſe Flecken breit ſind, nennt man dieſe Pferde auch **Tiger**. Die **mauſefahle Pferde** (gris de ſouris) pflegen an den Enden der Glieder gemeiniglich ſchwarz und mit einem Mauleſelſtreif bezeichnet zu ſeyn. Alle graue Pferde werden im Alter weiß, weil ihre braunen oder ſchwarzen Haare mit der Zeit verbleichen. Nur höchſt ſelten erblikt man ganz weiſſe Füllen. Ob aber ein alt Pferd graues Haar gehabt, läßt ſich aus den Ueberbleibſeln der grauen Farbe an den Knien und Kniekehlen beurtheilen.

Unter der ſogenannten **Porcellanfarbe** verſteht man ein mit blaulicht ſchieferfarbenen (bluâtre d'ardoiſe) Flecken vermiſchtes Grau, welches mit einem weiß und blauen Porcellan einige Gleichheit zu haben ſcheint.

Pfirſichblüth (aubert, millefleur) wird eine ziemlich verwirrte Miſchung aus Braun (bai), Weiß und Fuchsfarbe genennet, weil ſie der Pfirſichblüthe nahe kömmt.

Die **Schäcken** haben große unordentlich ausgetheilte Plätze von weißer und anderer Farbe. Nach dem Unterſchiede der Farben, welche ſie, auſſer der weißen haben, werden ſie in **Schwarz-Braun- und in Rothſchäcken** getheilet.

Unter

Unter allen Pferden hält man diejenigen für die schönsten, welche an dem Aeußersten der Glieder, an den Mähnen und am Schweife schwarz gezeichnet sind; wenn sie aber an den Flanken und am Aeußersten der Glieder keine so tiefe Farbe, als am übrigen Körper, sondern gleichsam eine verwaschne Farbe (lavée) haben, pflegt man sie nicht sonderlich zu achten.

Pferde, woran gar kein weißes Haar zu finden ist, werden *Zains* genennet.

Ein weißer Fleck an der Stirn eines Pferdes heißt eine Bläße oder Stern. Man sieht ihn von unterschiedener Größe. Geht aber dieses Merkmal, als ein weißer Band, von der Stirn am ganzen Kopf herunter, so nennen den Fleck die Franzosen *Chanfrein blanc* oder *belle face*. Man hat es nicht gern, wenn sich der Fleck über die Augenbraunen hinweg oder bis ans Ende der Nase ausdehnet. Nimmt ein solcher Fleck die ganze Unterlefze mit ein, so sagen die Franzosen: le cheval boit dans son blanc oder das Pferd säuft aus seiner Bläße. *)

Wenn ein Pferd unten am Schenkel weiß ist, nennet man dieses Zeichen *Balzane*. Findet man es oben

*) Man hat unterschiedene Mittel, künstliche Bläßen oder Sterne zu machen, oder die Augenbraunen und das übrige Haar weiß, grau, braun oder schwarz zu färben. In der ersten Absicht schneidet oder brennet man die Haut, worauf das neu hervorwachsende Haar, nach geheilter Wunde, ganz weiß wird. Die künstliche Farben dauern aber nur so lange, bis ein Pferd sich häret, und wieder junges Haar in seiner natürlichen Farbe hervorkeimt.

oben mit Zacken, nach Art einer Säge oder wie Zähne gezeichnet, so heißt es *Balzane dentelée*; schwarz geflekte weiße Schenkel erscheinen in einem so genannten *Balzane Erminée* ou *mouchetée*, (jambe herminée). Wenn das Merkmal bis an die Kniekehle reichet, sagt man: **Das Pferd ist zu hoch geschuhet** (Le Cheval est chaussé trop haut). Hat ein Pferd ein solches Zeichen am Hinter- und Vorderschenkel auf einer und eben der Seite, so wird es *Travat*, es wird aber *Trastravat* oder *Transtravat* genennet, wenn die Balzanen am rechten Vorder- und linken Hinterschenkel oder umgekehrt, wahrgenommen werden. Vier weiße Schenkel machen einen Balzan an allen vier Füßen aus.

Bey der unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit aller Farbenmischungen ist es gar wohl möglich, Pferde zu finden, deren Farben mit keiner von den iezt beschriebenen völlig übereinstimmen; allein wenn sie nur derselben etwas nahe kommen, so wird man sie leicht ausdrücken können, wenn man mit den angenommenen Benennungen kleine Aenderungen zu machen weis.

Einige Pferdekenner vermuthen, daß die Pferde, welche graues, besonders unrein graues Haar haben, leicht ein schlechtes Gesicht bekommen, und daß die hellfarbigen, vornämlich wenn die Farbe auf den Flanken und am Ende der Nase nicht so tief, als am übrigen Körper ist, nicht so viel Kraft und Munterkeit, als andere haben. Allein die Erfahrung hat gezeigt, daß diese Merkmale sehr oft trügen. Man hat also die Farben bloß in so fern in Betrachtung zu ziehen, als man ihnen einen Einfluß auf die Schönheit und auf den Preiß der Pferde zugestehen muß.

Alle Pferde aus den morgenländischen und mittägigen oder aus den wärmsten Ländern, als die türkische, persische, arabische, und barbarische Pferde haben weit kürzer und struppichter Haar, als andere; ohnstreitig liegt hiervon der Grund in der Temperatur des Himmelsstriches.

Die Aehre oder **Molette** ist eine Stellung der Haare, da dieselben, fast wie die Blätter einer einfachen Blume stehen. Man hat sie daher auch mit einer kleinen **Nelke** verglichen. Die Haare gehen gleichsam aus einem gewißen Mittelpunkte hervor und breiten sich dergestallt aus, daß sie eine kugelförmige Höhlung, wie einen kleinen Trichter, bilden. Gemeiniglich erblickt man dergleichen Aehren an der Stirn, auf der Brust, und auf dem Bauche, bey den Dickschenkeln.

Unter dem römischen Degen versteht man einen Striemen, der von Haaren gebildet wird, die gegen den Strich stehen. Er ist nichts anders, als eine verlängerte Aehre, deren Figur man mit einem Degen verglichen hat, wie sie bey den Römern gebräuchlich waren. Dieser römische Degen läuft längs oben am Halse bey der Mähne hin, und wird an wenig Pferden bemerket, von gewißen Liebhabern aber eifrigst aufgesuchet. D.





Von den
Unvollkommenheiten der Pferde
in Ansehung der äußern Bildung.*)

Ein Pferd mit einem großen eckichten Kopf (Tête quarrée) sieht nicht allein ungestallt und häßlich aus, sondern es pflegt auch schwer an der Hand zu seyn. Die so genannten Speckköpfe (Têtes grasses) sind vorzüglich zu Augenkrankheiten geneigt. Indeßen würden sie keine gesundere Augen haben, wenn der Kopf allzu dürre und von Fleisch entblößt wäre; denn das Aeußerste ist allemal gefährlich. Ein großer aber nicht fetter Kopf kündigt zwar keine schlechte Augen, aber doch allemal eine Unförmlichkeit und unedle Miene an. Ein allzulanger Kopf (Tête de vieille) wird unter die Fehler eines Pferdes gerechnet.

Ein Pferd trägt seinen Kopf nicht gut, wenn sich das Ende der Nase nicht mit der Stirn in senkrechter Linie befindet. Steht das Ende der Nase voraus, so heißt es: die Nase strecken oder nach dem Winde tragen, (Tendre le nez, porter au vent,

*) S. Le veritable et parfait Marechal &c. par le *Sieur de Solleysel*. 4to à Par. 1672. Le Nouv. et parfait Maréchal &c. par *Mr. de Garsault*. 4. à Paris 1746. L'Ecole de Cavalerie par Mr. de la Guériniere. in Fol. Par. 1751. Herrn von Reitzensteins Pferdekenner rc. p. 27. rc. Abilgaard l. c. p. 12–91. M.

vent, tirer à la main); steht es hinterwärts, so zeigt es von einem schweren Kopfe. Der obere Theil des Kopfs darf auch nicht höher, als der Hals seyn, wenn man sagen soll, daß er gut stehe.

Pferde mit hängenden dicken Ohren werden Lappohren (oreillards) genennet; wenn aber die Ohren, vornämlich unten, allzuweit von einander abstehen, sind sie gut gestellet. Von einem Pferde, deßen Ohren oberwärts nicht näher, als unten zusammen stehen, sagt man: es hat kein muthig Ohr. Bey jedem Tritte die Ohren, wie die Schweine, sinken zu laßen, ist ein großer Fehler an Pferden.

Das Pferd hat eine stumpfe Nase, (Le Cheval est camus) heist so viel, als die Stirn, welche, wie bey dem Widder heraus stehen sollte, ist bis zur Unförmlichkeit tief und eingefallen.

Große, hervorragende und gleichsam aus dem Kopf heraus tretende Augen scheinen Dummheit und Schwermuth an einem Pferd anzukündigen. Kleine tiefliegende, oder so genannte Schweinsaugen, geben dem Pferd ein trauriges Ansehen und beweisen oft ein übles Gesicht.

Die Merkmale von einem guten Gesichte des Pferdes erforden ungemein viel Aufmerksamkeit, ehe man sich davon überzeugt halten kann. Vornämlich muß man ein Pferd gegen das Licht stellen und beobachten, ob es davon geblendet wird. Unter die ungewiße Proben gehöret die Gewohnheit, mit der Hand nach dem Auge zu fahren und Acht zu geben, ob es dieselben zumacht, oder nicht? Der Eindruck der

hierdurch in Bewegung gesezten Luft kann veranlassen, daß ein solches Pferd seine Augen zumacht, ohne das zu sehen, was man ihm vorhielt. Man pflegt auch sein eigen Auge nahe an das Auge des Pferdes zu halten, um zu sehen, ob die Gegenstände in der Hornhaut, wie in einem Spiegel, abgebildet werden. Das ist aber eine sehr trügliche Probe. Denn hierzu wird nichts, als bloß eine glatte Haut erfordert. Man muß also durch die Hornhaut hindurch sehen können, wann man sich von ihrer Durchsichtigkeit versichern und überzeugen will, ob das Glas trübe, ob es doppelt, oder von schlechter Farbe ist? Denn eigentlich muß es so hell und durchsichtig seyn, daß man die Prunelle deutlich sehen kann. Ein trübes und überzognes Glas zeigt von einer Neigung der Pferde zu Flüßen. Ein Auge kann zwar, wenn ein Augenlied durch einen Zufall zusammen gezogen ist, kleiner, als das andere, und doch gut seyn, wenn es weder trübe, noch braun aussiehet.

Es giebt auch Krankheiten, die von selbst wieder verschwinden und nur auf kurze Zeit ein trübes Gesicht verursachen. Dahin gehören die **Drüse** (La gourme) wie auch der Durchbruch der Milchzähne und Haken des obern Kinnbackens. Ein kleiner weißer Fleck am Grunde des Auges, heißet der **Drache** (Dragon). Mit der Zeit breitet er sich weiter aus und pflegt alsdann die Prunelle so stark einzunehmen, daß ein solches Pferd auf dem einen Auge blind wird, ohne daß man ihm helfen kann. Die Ursache, warum dieser Fleck der Drache genennt worden, liegt eigentlich darinn, weil er zuweilen auch braunroth und schwarz werden, auch die Gestallt eines kleinen schlänglichten Wurmes oder einer kleinen ge-

gekrümmten Schlange anzunehmen pfleget. Wenn die Prunelle weißgrünlicht aussieht, so nennet man ein solches Auge *oeil cul de verre.* Allemal entstehen eben daraus nicht einäugige Pferde, allein es ist wenigstens immer zu befürchten. Eine Prunelle, die mehr Weißes, als Grünliches zeigt, macht eigentlich das aus, was an einem Pferde das **Schmerlauge** (oeil veron) genennet wird.

Wenn die beyden Knochen des untern Kinnbackens zu groß, zu rund, zu fleischicht sind, so nennt man diese Unförmlichkeit eine **plumpe Ganaße** (ganasse quarrée). Stehen aber diese beyde Knochen zu nahe an einander, und der Kanal, welchen sie bilden, ist nicht breit und sichtbar genug, so ist dieses ebenfalls ein Fehler der Bildung; weil das Pferd mit den Wänden dieses Kanals die Kehle nicht berühren kann; welches man im Französischen *se ramener* zu nennen pflegt. Dieser Fehler hindert wenigstens ein Pferd, seinen Kopf wohl zu tragen, wofern der Hals nach dem Verhältniß der Enge des Kanals, nicht dünne genug ist. Eine bemerkte Geschwulst an diesem Ort ist ein sichres Merkmal einer Krankheit.

Ein allzu großes oder allzu kleines **Maul** erlaubt keine bequeme Lage des Gebißes. Im erstern Fall liegt es zu nahe an den Stockzähnen und man sagt alsdann im Französischen: Le Cheval *boit la bride.* Im andern Falle runzelt das Gebiß die Lefzen zusammen und liegt auf den Hacken. Wenn die **Lefzen** zu groß oder zu fleischicht sind, so bedecken sie die Laden und verhindern die Wirkung des Gebißes, welches bey den Franzosen *S' armer des Levres* heißt. Der **Gaumen** ist bey dem Gebiße allzuempfindlich, wenn er

er allzu dicke und fette Furchen hat. Man muß aber wohl merken, daß man bey alten Pferden überhaupt den Gaumen und das Zahnfleisch nicht so fleischicht, als bey jungen findet.

Die Laden müßen erhaben seyn und einen Kanal bilden, worinn die Zunge bequem liegen kann, ohne über zu ragen. Sie müßen auch weit vom Fleisch entblößet seyn, daß sie das Gebiß empfinden können. Allzu scharfe Laden verursachen den Fehler einer allzu großen; allzu niedrige, runde und fleischichte hingegen den Fehler einer allzu geringen Empfindlichkeit bey den Pferden. Die Zunge muß in genauem Verhältniß mit der Höhlung des Kanals stehen, worinn sie lieget. Geht sie darüber hinaus, oder ist sie so dicke, daß sie sich über die Laden erhebet, so ist es ein Fehler, welcher den Eindruck des Gebißes verhindert.

Auch der Bart muß das Seinige zur Güte des Mauls beytragen. Wenn die beyden Knochen, woraus es gebildet wird, allzuweit von einander stehen und zu wenig Vorsprung haben, so ist er zu platt und hat nicht Empfindlichkeit genug; weil alsdann die Kinnkette nur auf den Seiten ruhet. Stehen aber diese beyden Knochen allzu nahe zusammen und allzuweit hervor, so ist ein solcher Bart allzu erhaben und allzu empfindlich, weil die Kinnkette alsdann bloß in der Mitte auflieget. Hat endlich der Bart allzuviel Haare, oder ist er allzu fleischicht, ist er harthäutig oder schwächlich, so zeigen diese Fehler eine zu geringe Empfindlichkeit und schlechte Wartung oder Pflege des Pferdes an.

Von übelgebauten Hälsen giebt es drey Hauptarten: den verkehrten, den falschen und hängenden Hals. Der erste wird auch der Hirschhals genennet, weil er in Ansehung der Stellung, eine Aehnlichkeit mit dem Halse dieses Thieres hat. Er machet vorn eine Erhöhung, vom Kopfe bis an die Brust. Der falsche Hals ist längs der Kehle hin senkrecht und hinten über dem Vorderroße bemerckt man eine Vertiefung, welche man den Axthals (Cou de hache) zu nennen pfleget. Die letzten sind endlich diejenigen, die wirklich auf die eine oder die andere Seite zu hängen scheinen, weil sie bey der Mähne zu viel nach der einen Seite fallendes Fleisch haben. Die dicken und breiten Mähnen werden für unförmlich und ungeschickt erklärt, weil sie den Hals beschweren und ihn zuweilen hängend machen.

Wenn, bey einem runden und fleischichten Vorderroße, die Schultern nicht frey sind, so kann der Sattel darüber rutschen und schwer zu heilende Wunden verursachen. Pferde mit fleischichten, dicken Schultern oder im Ausdruck der Kenner: **Pferde die an den Schultern beladen sind,** (chargés d' épaules) pflegen um ihrer Schwere willen, gern zu stolpern, und sind bloß als Zugpferde zubrauchen, sie müßten denn bewegliche Schultern haben. Auch diejenigen, welche an jeder Seite der Brust große und vorstehende Gelenke haben, sind, wegen der Schwere ihrer Schultern, die sie stärker zum Ziehen macht, bloß zum Fuhrwerke geschikt. Einen offenen Vordertheil haben, ist so viel, als mit einer breiten Brust versehen seyn. Wenn das Vordertheil bey den Schultern so schmal und enge ist, daß die Vorderschenkel oben einander fast berühren

ren, so ist ein Pferd am **Vordertheile schwach**, und wenn es geht, in Gefahr, die Schenkel über einander zuschlagen und zu fallen. Schultern, die gleichsam gebunden, erstorben und ohne Bewegung sind, heißen **vernagelte Schultern** (Epaules chévillées). Dieser Fehler verursachet einen harten und schweren Gang, er sezt sie alle Augenblicke in Gefahr, zu stolpern und richtet ihnen die Schenkel in kurzem zu Grunde. Die meisten Reitpferde mit allzu magern Schultern sind auf solche Art vernagelt.

Je **kürzer die Nieren** bey einem Pferde sind, desto beßer galopirt es; allein es geht keinen so guten Schritt, und weil sich der Mittelpunkt der Bewegung allzunahe bey dem Sattel befindet, so muß dieser Bau dem Reiter nothwendig zur Last fallen. Ein **Pferd mit einem langen Rücken** hat mehr Freyheit, die Schenkel auszustrecken und einen leichtern Gang, aber zugleich einen schweren Galop. Von einem Pferde mit niedrigen und hohlen Rücken sagt man, es sey *ensellée*. Bey dieser Bildung ist ein Pferd leicht und hat vorn ein schönes Ansehen, weil sein Hals erhaben und sein Kopf hoch stehet: allein es ermüdet geschwinde und ist nicht fähig, schwere Lasten zu tragen.

Platte Pferde heißen solche, deren Ribben enge, abhängig (avalées) und nicht bauchicht genug gebildet sind. Bey diesem Fehler können sie keinen Körper bekommen. Ihr Bauch steigt niederwärts u. hängt weit herunter. Sie sind plump und ungeschickt, haben wenig Athem, und, wenn auch ihre Nieren gut sind, doch allemal ein schlechtes Kreutz. Wenn sich der Bauch nach hinten zu, wie bey den Windhunden erhebt, sagt man gemeiniglich: **das Pferd hat keinen**

nen **Leib** oder es ist schmal von Gedärmen (étroit de boyau). Dergleichen Pferde freßen mehrentheils nur wenig, sie pflegen aber doch fast alle hitzig oder gierig zu seyn. Wenn der Bauch tiefer, als die Ribben, herunter geht, und allzusehr angefüllet ist, so nennet man ihn einen **Hängebauch** oder **Kuhbauch**. Dergleichen junge Pferde freßen sehr stark, und erregen, wenn sie oft husten, die Furcht, sie haarschlechtig werden zu sehen.

Flanken, die nicht genug ausgefüllet sind, heißen bey den Franzosen *Flancs retroussés*. Hohle Flanken verursachen allemal eine Unförmlichkeit. Wenn die lezte kurze Ribbe allzuweit vom Hüftknochen entfernt ist, oder nicht tief genug herabreichet, so bekömmt ein solches Pferd keinen Leib oder verliert ihn leicht und man sagt von ihm: **das Pferd hat eine allzukurze Ribbe.** Ueberhaupt sagt man von Pferden, die an einem Orte des Hintertheils Schmerzen empfinden, **sie haben keine Flanken** (Ils sont éfflanqués), das ist: Sie haben einen eingefallnen Leib. Wenn die Flanken mehr, als gewöhnlich, schlagebäuchen (wie man zu sagen pflegt), ohne daß ein Pferd übermäßig angegriffen worden, so hat es eine schadhafte Flanke; athmet aber das Pferd nur schwer bey der Arbeit, so nennt man es ein **schnaubichtes**, (Souffleur gros d'halaine) oder wenn dieser Fehler nicht so merklich ist, ein **großathmichtes Pferd.** Man unterscheidet es leicht von denen, welche schadhafte Flanken haben, weil das Schlagebäuchen der schnaubichten Pferde sich verlieret, sobald sie zur Ruhe kommen.

Die **Kreutze**, welche von den Nieren an bis zum Schwanze nicht rund genug zulaufen, und kurz

zuseyn scheinen, weil sie zu bald abfallen, werden für ungestallt erkläret und Hangekreuze (Croupes avalées oder culs de prune) genennet. Abgeschliffne Kreuze (croupes coupées) heißen diejenigen, welche hinterwärts nicht weit genug heraus gehen oder groß genug sind. Scharfe und schneidende Kreuze mit plattlaufenden Backen, sind unter dem Namen der Mauleselkreuze bekannt. Indeßen pflegen diese Mängel auf die Güte der Pferde keinen besondern Einfluß zu haben.

Wenn die Knochen des Obertheils der Hüften, bey nicht sonderlich magern Pferden, allzuerhaben sind, so rechnet man sie unter die Pferde mit hohen Hüften; Sind sie aber sehr fett, so nennet man sie Pferde mit gehörnten Hüften (Chevaux *cornus*). Gemeiniglich haben sie diese Gestallt einer flachen Ribbe oder einem niederhängenden Bauche zu danken. Ein Pferd, an welchem eine Hüfte niedriger, als die andere steht, wird von den Franzosen *epointé* ou *enhanoté* genennet. Die Bildung der Hüften läßt sich schon aus der Stellung des Schenkels beurtheilen. Steht er zu weit hinter, so sind gewiß die Hüften zu lang und ein solches Pferd hat niemals viel Stärke; gehen aber die Hüften senkrecht auf die Kugel, so sind sie zu kurz und der Schenkel kann sich in diesem Fall nicht anders, als mit vieler Beschwerde biegen.

Ein allzuhoch stehender Schwanz verursachet ein spitziges Kreuz; ein allzuniedrig stehender ist ein Kennzeichen allzuschwacher Nieren. Man urtheilet von der Munterkeit und Stärke eines Pferdes, wenn es den Schwanz, indem ihn jemand aufheben will,

will, stark an sich ziehet. Die mit wenigen Haaren bewachsene Schwänze werden Rattenschwänze (Queues de Rat) genennet. Sie sind eben so fehlerhaft, als die kurzen und als diejenigen Schwänze, die, an statt bey ihrem Ursprung am Kreutze eine Erhöhung zu bilden, gerade herunter fallen, welches die Franzosen durch ihr *porter la queuë en trompe* ausdrucken.

Pferde mit allzu engem Bug zwischen den Ribben tragen die Schenkel und den Fuß auswärts; diejenigen aber, bey welchen der Bug allzu offen ist oder zu weit von den Ribben absteht, tragen den Fuß einwärts. Beyde Stellungen sind Merkmale von einer sichtbaren Schwäche.

Unter den mancherley Arten von Kugeln werden die Langen für die stärksten, die kurzen, für die vortheilhaftesten zur Bewegung und Beugung des Schenkels, die dünnen, für ungestallt und für ein Kennzeichen unkräftiger Schenkel gehalten.

Aus dicken, aufgequollenen Knien läßt sich schlüßen, der Schenkel müße durchgearbeitet seyn. Diese Muthmaßung wird Ueberzeugung, wenn die Knie in der Mitte kahl sind, (couronnés) oder wenn man siehet, daß das Haar, durch öfteres Fallen des Pferdes auf dieselben, und durch keine andere Ursachen abgestoßen worden. Ein großes Knie pflegt ein schweres Pferd anzukündigen und wenn es von Natur ein wenig vorwärts gebogen ist, so daß die Röhre nicht völlig senkrecht steht, wird ein solches Pferd im französischen *Brassicourt* genennet. Wenn dieser Fehler in der natürlichen Bildung selbst ge-

gründet ist, kann er der Güte des Pferdes nichts schaden; ist er aber durch schwere Arbeit oder von den Spannseilen entstanden, die man ihm zu lange angeleget gelaßen, so sagt man, **das Pferd sey gebogen** (Le cheval eit arqué). Allzustark angegrifne Schenkel werden nicht gleich anfangs gebogen, sondern sie fangen, wie die Schenkel der Ziegen, erst von vorne an, vom Knie bis zur Krone gerade zu werden. Fährt man fort, sie mit übermäßiger Arbeit anzugreifen, so verlieren endlich die Schenkel das Vermögen sich auszudehnen; sie bleiben krumm und zittern, so bald ein solches Pferd, nach einem starken Gange, still stehet. Wenn es indeßen große Nieren hat, kann es doch, in diesem Zustande der Entkräftung, noch allerley Arbeiten verrichten. Die an dem Orte des Knies ein wenig hinterwärts gebogene Schenkel werden **Kalbschenkel** genennet. Ein den sogenannten *Brassicours* ganz entgegen gesetzter Fehler! Allzudünne **Röhren** zeigen bey Pferden aus kalten und feuchten Ländern von einer nachtheiligen Schwäche der Schenkel. Geschwulste an den Röhren sind allezeit Merkmale mehr oder weniger gefährlicher Krankheiten der Knochen.

Pferde mit einem zu dünnen **Nerven** sind nicht fähig, große Beschwerden auszuhalten. Sie stolpern leicht und ihre Schenkel werden rund, oder der Nerve scheint nicht mehr entblößt zu seyn, woraus man immer auf eine Krankheit schlüßen kann. Zur Sicherheit fährt man gern mit der Hand über den Nerven, um zu fühlen, ob er sich, ohne Geschwulst und Verstopfung, im natürlichen Zustande befindet. Wenn er nur wenig vom Knochen abstehet, so führt er, wegen dieses Fehlers, die Benennung eines Och-

sen- oder Kalbesschenkels. In diesem Falle pflegt der Nerve dünne, die Schenkel aber nicht lange gesund zu seyn. Wenn der Nerve beym Knie zu klein wird, so heißt er Nerf failli. Er ist ein Merkmal der Schwäche in diesem Gelenke, zugleich aber ein höchst seltner Vorfall.

Dünne **Kugeln** sind allzu beweglich und durch diesen Fehler den so genannten **Steingallen** (Molettes) unterworfen. Pferde mit etwas beweglichen Kugeln haben aber eine sanfte und gelinde Schnellkraft, welche sie zur Reitbahn und Parade sehr geschikt macht; beym Ziehen aber, beym Zurükschieben und beym Anhalten, wenn es Bergein gehet, sind sie nicht gut zu brauchen. Eine **gekrönte Kugel**, die nämlich ringsherum, ohne vorhergegangene Verletzung weiter, als der Huf, hervorstehet, beweiset einen stumpf gewordenen Schenkel, welchen die Franzosen durch die Beynahmen: Jambe boutée ou bouletée andeuten.

Allzu dünne und allzu lange **Feßel**, welche sich so übel tragen, daß der **Sporn** fast allemal die Erde berühret, verkündigen immer einen Mangel hinlänglicher Kraft. Wenn eben dieser Theil zwar lang ist, aber sich doch in einer guten Lage hält, so ist es ein Zeichen, daß er im Nerven vorzüglich mit hinlänglicher Kraft versehen ist, welches die Kugel verhindert, sich allzusehr zu drehen. Ein solches Pferd ist weiter zu nichts, als zur Parade, zu gebrauchen, weil es keine Strapazen ertragen kann. In beyden Fällen sagt man: die **Pferde sind langgelenkicht** (long-jointés). Denn die Feßeln führen auch den Namen der Gelenke. Diejenigen aber, die einen allzukur-

zen Feßel haben, werden **kurzgelenkige Pferde** (courts-jointés) genennet. Wenn sich die Knie, die Röhre und die Krone dieser Pferde in einer senkrechten Linie befinden, sagt man: sie sind **gerade auf ihren Schenkeln** (*droits sur leurs jambes*) und die französischen Pferdehändler nennen sie *Chevauxhuchés*. Sie stolpern und fallen gern, vertreten auch leicht den Fuß, besonders wenn man ihnen den Strahl zu hoch läßt. Sie pflegen auch für den Reiter unbequemer, als die langgelenkichten zu seyn. Bey einigen Pferden ist der Feßel auf einer Seite höher, als auf der andern. Dieser Fehler ist aber nicht beträchtlich, weil man ihm beym Beschlagen abhelfen kann. Das Haar des Feßels muß vornämlich bey der Krone, nicht straubicht seyn, weil man sonst eine dahinter verborgne Raute oder so genannte **Mauke** (Peignes) vermuthen muß.

Wenn die **Krone** erhabner, als der Fuß ist, so zeiget dieses an, daß der lezte entweder geschwunden oder die erstere geschwollen ist. Dieser Theil ist vornämlich wegen der Schläge in Gefahr, die man *Atteintes* nennet, und welche das Pferd entweder von einem andern hinten nach gehenden bekömmt, oder sich selbst giebt, wenn es mit seinen hintern Füßen an die vordern stößt, oder sich mit den **Griffen** oder **Eisnägeln** (Crompons) verlezet, womit man die Eisen wafnet.

Ein Fuß, welcher für das Verhältniß des Körpers zu klein ist, pfleget schwach und oft schmerzhaft zu seyn, auch nur einen engen Strahl zu haben. Ein Fuß, der nur wenig dicke und mit einem mittelmäßigen Strahl versehen ist, erhitzt sich leicht auf

einem

einem harten Wege, und nöthigt hernach das Pferd zum Hinken. Ein allzu dicker Fuß mit einem dünnen Horne und einer dünnen Sohle, ist ebenfalls schwach und wird ein Speckfuß (Pied gras) genennet. Pferde mit all zu großen Füßen, sind schwer und ungeschikt.

Das weiße Horn gehört unter die unangenehmen Fehler, weil es viel spröder ist, als das Horn von jeder andern Farbe. Es ist nicht schwer, diesen Fehler zu erkennen, wenn das Horn von den Hufnägeln gesprengt wird. Wenn der Huf rund herum hohl in die Quere laufende Reifen hat, werden die Füße gereift (pieds cerclés) genennet. Diese Ungleichheit im Wachsthum des Horns ist von der Hitze und Trockenheit im Fuße herzuleiten, und wird oft eine Gelegenheit zum Hinken. Wenn man einen Theil des Hornes wegnimmt, so wächset wieder neues, welchen Ersatz man ordentlich mit dem Namen einer **neuen Wand** (*Quartier neuf* ou *Avalure*) beleget. Es ist auch eine Art von Unförmlichkeit, weil das neue Horn unebener, dicker und weicher, als das andere wird. Wenn die **Wände**, zu enge sind, wenn der Huf bey den **Spalten der Gabel** zu schmal ist, wenn die **Strahle** in eine Spitze auslaufen, so heißen dergleichen Füße **zwanghufig** (encastelés). Die auf solche Art gebildete Strahle und Wände preßen das **Füßchen** oder den im Fuße befindlichen kleinen Knochen, und machen, daß ein solches Pferd entweder hinken muß, oder wenigstens nicht nach seinem Gefallen gehen kann. Ein zu lang hinten ausgehender **Strahl** bildet einen zu langen Fuß, der gern **zwanghufig** und folglich sehr geneigt wird, Riße (Seimes) in der einen von den

Wänden zu bekommen, die zuweilen von der Krone bis an den Huf herabgehen. Schwache Strale geben der Hand nach, und die niedrigen sind nicht dicke genug. Beyde geben Gelegenheit zum Hinken, weil sie nicht genugsamen Widerstand zu thun vermögend sind. Eben dieses erfolgt auch leicht, wenn der Huf unten zu breit ist, und die Wände sich aufwärts werfen oder wenn die Pferde flachhufig sind, (le pied est plat) in welchem Fall die Gabel an der Erde aufstößet. Ist aber das Horn der Gabel zu breit, welches eine fette Gabel heißet, die gemeiniglich bey niedrigen Strahlen vorkömmt, so ist ein solches Pferd eben dieser Beschwerde, aus gleicher Ursache, unterworfen. Eine magere, enge, kleine ausgedörrte Gabel erreget immer den Verdacht eines Hufzwanges. (Encaltelure)

Eine zu dünne Sohle wird leicht niedergetreten; eine zu hohe, geht über das Horn heraus, und wenn der Fuß unten nicht hohl ist, so sagt man, das Pferd ist vollhufig. (le Cheval a le pied comble). Es geht also auf der Sohle und muß nothwendig sich verletzen und hinken. Der Pflug ist alsdann seine einzige Bestimmung.

Alles, was von der Röhre, der Kugel, dem Feßel, der Krone und dem Fuße der Vorderschenkel gesagt worden, läßt sich auch auf eben diese Theile bey den Hinterschenkeln anwenden. Es ist also nur wenig übrig, was von den leztern besonders ererwähnet werden muß.

Magre Dickschenkel (Cuisses) zeigen von einer Schwäche im Hintertheil des Pferdes. Wenn sie

sie allzunahe beysammen stehen, oder innwendig nicht offen sind, so heißt es bey den Franzosen: *le cheval est mal gigoté*, und wird mit Recht für ein Zeichen der Schwäche gehalten.

Die kleine **Kniekehlen** sind schwach, und diejenigen, welche nicht genug von Fleisch entblößet sind, werden **Speckkniekehlen** (jarrets gras) genennet. Die leztern sind eine Gelegenheit zu vielen Krankheiten, welche zu Fehlern der Füße Anlaß geben. Wenn die Kniekehlen zu enge beysammen stehen, so heißt es: **das Pferd ist hinten verschloßen** (crochu, jarré ou clos du derriere) und es hat sodann den Fehler eines schwachen Hintergeschleppes, aber doch gemeiniglich noch genug Stärke in den Nieren. Wenn die Kugel, an statt, wie es eigentlich seyn sollte, senkrecht unter der Kniekehle zustehen, verwärts gerückt ist, schreibt man dem Pferde ebenfalls diesen Fehler zu. Allzuweit **auswärts gekehrte Kniekehlen** verhindern das Pferd, sich auf seine Hinterschenkel zu setzen, oder das Kreutz niedriger, als die Schultern, zu heben. Kniekehlen, die sich beym Gange des Pferdes auswärts werfen, und bey den Franzosen *Jarrêts mous*, heißen, schwächen allemal das Hintergeschleppe solcher Pferde. Wenn die Kugel dergestallt vorrücket, daß das Pferd nur auf der Schärfe seines Hufes ruhet, so nennet man es im Französischen *Rampin* oder *juché*. Mit dem Alter vermehrt sich dieser Fehler und ist nur sodann weniger beträchtlich, wenn er unter die angebohrnen Fehler gezählet werden darf.

Eigentlich muß man die Schenkel, einen in Vergleichung mit dem andern, zu der Zeit betrachten, wenn

wenn das Pferd stille steht und ruhet. Wenn die Vorderschenkel oben zu enge zusammen gehen, machen sie einen schweren Gang. Die Schenkel berühren sich alsdann erst, wenn sie in Bewegung sind und bringen das Pferd leicht zum Stürzen. Wenn die Hinterfüße zu weit unter dem Bauche stehen, zeigt eine solche Stellung von einer großen Ermüdung des Pferdes. Es bemühet sich nämlich, die Last zu vermindern, die auf seinen Vorderschenkeln ruhet, indem es die Hinterschenkel so weit, als möglich, unter dem Körper zur Unterstützung vorrücket. Sind hingegen die Hinterfüße so weit hinaus gesezt, das der Anfang des Schwanzes sich nicht gerade über den Kniekehlen, sondern weiter vorwärts befindet, so fällt zwar diese Stellung nicht sonderlich in die Augen, sie ist aber den Pferden eben nicht schädlich. Die Obertheile des Hinterschenkels können in diesem Fall etwas zu lang seyn, auch das Hintergeschleppe wohl etwas eher, als bey andern Pferden verderben, ohne deswegen dem guten Schritt eines dergleichen Pferdes nachtheilig zu seyn. Wenn die Kniekehle nicht so weit, als gewöhnlich, vorgerückt ist, wenn die obern Theile der Schenkel, die Kniekehlen und Schenkel einerley Richtung in gerader Linie haben, pflegen die Pferde sehr schwer im Schritt zu seyn. Eine Kugel, die so weit hervorstehet, als ob sie ausgerenkt wäre, verursachet eine sehr üble Stellung. Pferde, welche ihre Füße auf die Spitze des Hufes stellen, anstatt auf der Fläche deßelben zu ruhen, haben eine üble Lage, und wenn sie die Hinterfüße auswärts drehen, fehlt es ihnen in den Hinterschenkeln an hinlänglicher Kraft beym Niedersteigen. Sie können daher nicht anders, als mit vieler Mühe, rückwärts gehen.

Pferde, die, wenn sie angehalten werden, ihre Schenkel wechselsweise bewegen, anstatt ruhig zu bleiben, sind vermuthlich übertrieben; das gilt auch von denenjenigen, welche einen von den Hinterfüßen auf die Spitze stellen, oder einen von den Vorderfüßen vorrücken, und in dieser Stellung bleiben, und, wie man sich ausdruckt, den Weg von St. Jakob weisen. (Montrer le chemin de St. Jacques.) Doch können eben diese Zeichen auch gewißen unruhigen hitzigen Pferden zukommen, oder einigen Pferden ganz natürlich seyn. Stellen sie aber einen Hinterfuß auf die Spitze und halten zugleich einen von den Vorderfüßen in die Höhe, so ist es ein sichres Merkmal eines Schmerzes in den Füßen. D.



Von dem unterschiedenen Gebrauch der unterschiedenen Pferde. *)

Pferde, die man auf Reisen zum Reiten bestimmt und Reisepferde (*Chevaux de maitre*) nennet, müßen in der Stärke ihres Alters und von gutem Körper seyn, um die Arbeit auszuhalten. Sicherheit auf den Schenkeln, ein wohlgemachter Fuß, guter Huf, leichtes Maul und sanfte Bewegungen sind Eigenschaften, die man von ihnen fordert. Man suchet auch zu dieser Absicht solche besonders aus, die nicht gar zu hitzig, sondern, ohne Trägheit, ruhig sind. Wenn sie nur einen guten Schritt gehen, so pflegt man auf Reisen keine andere Gänge von ihnen zu fordern. Man verwirft billig diejenigen, welche scheu und im Freßen so eigen sind, daß man in Gefahr ist, nicht allenthalben Futter für sie finden zu können. Von einem Packferd (Cheval de suite) fordert man schon weniger. Genug wenn es untersezt und stark genug ist, Lasten, die man ihm aufbürdet, zu tragen. Ein etwas hartes Maul gereicht ohnstreitig zu ihrem Vortheil, weil sie von groben Händen regieret werden. Paßgänger, die zugleich den Antritt gehen, sind allerdings auf Reisen sehr bequeme Klepper, sie pflegen aber diesen Gang nicht lange auszuhalten.

*) S. Abilgaard l. cit. p. 119.

Zu Postkleppern werden gemeiniglich Hengste gewählet, damit sie desto fähiger seyn mögen, diese beschwerliche Lebensart auszuhalten. Man verlanget von ihnen, daß sie untersezt, kurz und stark, mit guten Schenkeln und Füßen versehen, im Galop leicht seyn sollen, ohne die Nieren fallen zulaßen. Wenn sie dabey nicht stetig oder sonst wunderlich und eigensinnig sind, so ist man weiter nicht um die Beschaffenheit ihres Mauls oder um die Schönheit ihrer Leibesgestallt bekümmert.

Zur Abrichtung für die Reitschulen oder für den Krieg werden lauter schöne, leichte und muntre Pferde gewählet, die Feuer und Lebhaftigkeit besitzen. Ihr Maul muß zu dieser Absicht so gut, ihre Bewegungen aber müßen so gelinde, als möglich, seyn. Es gehöret überdies ein lebhafter Schritt und verkürzter Galop, gute Nieren und Kniekehlen zu einem Pferde dieser Art.

Von Kriegespferden für Officiere verlanget man, daß sie empfindlich, biegsam, geschickt, muthig und leicht sind. Allzu zärtliche, schöne, oder zu hitzige Pferde dürfen hierzu nicht ausgesucht werden.

Zu einem ordentlichen Reitpferd ist es genug, wenn es stammhaft und stark ist, einen leichten Trab gehet, gute Knie und ein vestes Maul hat.

Bey Pferden die zur Pracht gehalten werden, siehet man hauptsächlich auf ein schönes äußeres Ansehen. Ihre vornehmsten Eigenschaften also sind Schönheit der Farbe, der Gestallt, der Mähne

ne und des Schweifes. Darzu gehört noch eine gewiße Art der Unruhe und des Stolzes, ein gutes schäumendes Maul und ein beständiges Kauen am Gebiße. Die muthigsten und stolzesten Pferde (Piasseurs) sind, in dem Fall, wo es nur auf ein äußerliches falsches Ansehen ankömmt, allemal die besten.

Ein **Reitpferd zum Vergnügen** darf nur von mittelmäßiger Größe, ehe klein, als groß seyn, weil die Bewegungen der **doppelten Klepper** (double bidet) nicht so ermüdend sind, als die Bewegungen eines großen Pferdes. Friedfertigkeit und ein guter Schritt müßen ihm nicht fehlen. Allzu große Lebhaftigkeit würde dem Reiter beschwerlich fallen. Sichere Schenkel und ein gutes Maul sind Haupteigenschaften. Die frömmsten und ruhigsten dieser Pferde werden **Frauenzimmerpferde** genennet.

Pferde zur **Parforcejagd** müßen leicht, schnell, dauerhaft und von gutem Athem seyn, ein gutes aber nicht allzu empfindliches Maul haben, weil oft Aeste den Zaum berühren. Man fordert auch von ihnen, daß sie kaltsinnig seyn sollen, damit sie nicht vom Getöse der Jagdhörner und Hunde betäubt, endlich dumm vor dem Kopfe werden mögten. Den **Piqueurs** werden zwar gemeinere und stammhaftere, doch zugleich schnelle und lebhafte Pferde gegeben.

Die sogenannten **Schußpferde** (*Chevaux d'Arquebuse*) welche beym **Bürschen** (Chasse au chien couchant) gebrauchet werden, müßen abgerichtet seyn, den Schuß zu hören, ohne darüber zu erschrecken.

Man

Man wählt sie gern von der Größe der doppelten Klepper, oder von der mittlern Statur, damit man leichter aufsitzen kann. Sie müßen ganz ruhig seyn und gar keinen eignen Willen haben, aber einen guten Schritt gehen.

Von **Kutschenpferden** verlangt man einen guten Trab, niedrige Hinterschenkel, gerade Nieren und einen hohen Kopf, mit einem guten Maule, sehnichte Schenkel und wohlbewafnete Füße.

Ein **Pferd, welches vor die Postchäsen** gespannet wird, (Cheval de brancart) muß von guter Größe, untersezt und langgestrekt; ein Pferd aber, das den Postilion trägt, (Le Bricolier) darf eben nicht so untersezt, es muß aber zu einem leichten und kurzen Galop fähig und gewöhnt seyn.

Vor die **Karren**, vor den **Pflug** u. s. w. nimmt man gern dicke Hengste von gemeiner Art und nennet sie **Gaule** (Roussins). Da sie am Kumme ziehen, müßen sie nothwendig untersezt seyn, breite Brust und starke Schultern haben.

Zu **Lastpferden** schicken sich keine andre, als untersezte Pferde mit breiten Ribben und guten Nieren; zu **Landkutschenpferden** können schlankere und leichtere gebraucht werden, weil sie oft im Trabe gehen.



Von

Vom Nutzen
der Theile des Pferdes.

Herr von Büffon so wohl, als Herr Daubenton haben mit hinlänglicher Ausführlichkeit die mannigfaltige Vortheile beschrieben, welche man von den Pferden, im Ganzem genommen, und von ihren Fähigkeiten erwarten kann. Es wäre nur noch übrig, etwas vom Nutzen und Gebrauch der einzelnen Theile dieser edlen Thiere zu sagen. Um aber diese Nachrichten auf keine Weise zur Ermüdung der Leser auszudehnen, wollen wir nur mit wenigen Worten die Theile anzeigen, welche man von je her zu besondern Absichten angewendet und uns dann etwas länger beym Nutzen und Gebrauch de Pferdemilch verweilen.

Ob wir gleich in Europa den Genuß des Pferdefleisches mehr verabscheuen, als uns darnach gelüsten laßen, so weis man doch aus zuverläßigen Berichten, daß es von den Schwarzen so wohl, an der Goldküste in Guinea *) und von den Arabern, als von den Tartarn **) und Chinesern ***) mit

*) S. Dappers Africa S. 458. 459

**) S. Gmelins Reise nach Siberien. 1 Th. oder Samml. der Reisen; Gött. 1751 gr. 8. Tom. IV. p 167.

***) S. Neuhofs Gesandschaft nach China. Fol. p. 274. 275.

mit Appetit verzehret wird. Die erstern finden eben so vielen Geschmak daran, als an ihren Hundefleisch, und die Araber pflegen aus dem Fleische junger Pferde vorzügliche Leckerbißen zu zubereiten. In Siberien haben die so genannten **Brakski** eine besondere Gewohnheit, Pferde zu weyhen. Man führet ein solches Pferd vor den Priester, welcher erst einige Worte saget, hernach aber demselben einen gelinden Schlag mit der Hand giebt, worauf es derjenige laufen läßt, welcher es an der Hand hielt. Ein auf solche Art geweyhetes Pferd wird niemals beritten oder sonst zu einer Arbeit gebrauchet. Wenn der Besitzer davon stirbt, wird es ihm geopfert, seine Knochen werden auf deßen Grab gelegt, das Fleisch aber **wird von dem Priestern verzehret.** *) Die **Kalmucken** machen sehr viel aus dem Pferdefleisch; Sie legen es aber nicht unter, sondern hinter den Sattel, damit sie, während dem Reiten hinter sich greifen und nach Gefallen etwas davon abschneiden, können. Wenn sie es recht feyerlich verzehren wollen, rösten sie es ein wenig an einem hölzernen Bratspieße. **) Bey den **Usbeker Tartern** ist eigentlich nur der Pferdekopf eine Speise der Vornehmen das übrige Fleisch gehöret für den gemeinen Mann. ***) Bey den **Tunquinesen** ist das Pferde- und Hundefleisch weit mehr, als ander Fleisch, geachtet. †) Die

*) S. de la Porte Reisen ꝛc. VII. Theil S. 144.

**) Hannov. Beytr. 1759. Phys. oek. Ausz. III. p. 236.

***) Andersons Reise um die Welt. p. 113.

†) S. Tavernier Reisen III. Th. p. 66. u. 79.

Die Jakuten pflegen das Fleisch so gar von verreckten Pferden, von Mäusen und Murmelthieren, dem Ochsen- und Kuhfleisch vorzuziehen. *) Bey dem Gebirge zwischen Peru und Chili machten die Spanier selbst, im Jahr 1535, wegen Mangel der Lebensmittel keine Schwierigkeit, sich an Pferdefleisch zu sätigen. **) Duval erzählet, ***) daß in den Fleischbänken der Stadt Moskau neben anderem, das Pferdefleisch sehr häufig verkauft wird. Der Geschmak der Menschen ist unterschieden. Ein Europäer wird nicht leicht einem der angezeigten Völker seine Mahlzeiten beneiden. Indeßen beweisen die angeführten Beyspiele, daß, überhaupt betrachtet, alle Pferde, besonders die jungen Füllen, allerdings unter die eßbaren Thiere gehören, und daß die Europäer selbst im Fall der Noth, sich beym Genuß ihres Fleisches nicht übel befunden haben.

Noch mehr Aufmerksamkeit verdienet aber der Gebrauch, den man in einigen Gegenden von der **Milch der Pferde** zu machen pfleget. „Eine frische **Pferdemilch**, sagt Herr **Prof. Pallas**, †) ist viel flüßiger, als Kuhmilch; allein wegen eines geringen, lauchhaften Nebengeschmackes etwas unangenehm. Durch eine reinliche Säurung aber bekömmt sie einen, überaus annehmlichen, weinsäuerlichen

*) Gmelin. S. Götting. Reisen ꝛc. V. Th. S. 469. 472.

**) Allg. Reisen XV. Th. p. 91.

***) In seiner Weltbeschreibung II. Th. S. 393.

†) In seiner Reise durch verschiedene Provinzen des Rußischen Reichs I Th. St. Petersburg 1771 gr. 4to S. 315.

lichen Geschmack. Sie sezt kaum einige Tropfen Schmant und kann also nicht, wie man geschrieben, zum Buttermachen gebraucht werden. Dagegen führt sie desto mehrere berauschende, gährende Bestandtheile bey sich. Im Sommer bedienen sich daher die Kalmucken der Pferdemilch fast allein zum gemeinen*) Getrăncke und zum Branntwein machen. Die Milch wird zum Säuren in große lederne oder andere Gefäße geschüttet, welche im Winter nahe bey dem Feuerplaz, über oder in der Erde gestellt werden. Die Säurung befördern sie mit getroknetem, aus Mehl bereitetem, scharfgesalznem Sauerteig. Von der zum Branntwein bestimmten Milch wird kein Schmant abgenommen, sondern von Zeit zu Zeit alles, mit einer Art von Butterstock wohl unter ein ander gerühret. Eine auf diese und andere Weise gesäuerte Pferdemilch wird auf Kalmuckisch Tschigan, auf Tartarisch Kumyß genennet, und zum Theil als ein Getränke, theils zum Brandweinbrennen verbrauchet.

Die Uebertreibung des Branntweins ist ganz allein den Weibern überlaßen. Die eigentliche Zurüstung dabey ist vom Herrn **Prof. Pallas** **) ausführlich beschrieben und abgebildet. Die Kalmucken bezeugen, daß ihr **Milchbranntwein** in geringer Menge nicht so hurtig rausche, als der rußische; ***) wenn man ihn aber bis zur Trunkenheit genöße, bliebe man zween Tage lang närrisch und brauche noch längere Zeit seinen Rausch ganz auszuschlafen.

Das

*) Auch bey den kleinen Tartern oder Nogaïnen ist es gewöhnlich. S. Taverniers Reisen p. 147. **N.**

**) l. cit. S. 316.

***) S. Götting. Samml. von Reisen. gr. 8. 1751. IV. Th. p. 273.

Das ungemein saure Ueberbleibsel der Milch, welches die Kalmuken Busah nennen, wird nicht verschleudert, sondern auf unterschiedene Art genutzet. Theils pflegen sie es, mit frischer Milch vermischt, sogleich zu verzehren, theils zum Bereiten der Schaf- und Lämmerfälle zu brauchen. Im ersten Fall nennen sie das Gemische Schuurmyk und genüßen es mit vielem Appetit."

Eben dieses **Ueberziehen der Pferdemilch**, nach vorhergegangener Säurung, ist auch bey den **Teleutischen Tartarn** bey der Stadt **Kusnetzk**, gebräuchlich. *) Die Tartarn bewirthen sich, bey großen Feyerlichkeiten, mit saurer Pferdemilch und werden davon so berauscht, als andere Völker von Bier, Wein oder Branntwein. **) Das vornehmste Getränke der großen Herren bey den **Mongolen** ist **Kosmos**, oder **Kumus**, auch **Karakosmos** oder schwarzer **Kosmos** von Pferdemilch. Man schlägt nämlich diese Milch in einem großen ledernen Sack mit einer Keule so lange, bis die gröbern Theile, wie Hefen von weißem Weine, untersinken, die klärern aber wie Molken, oben bleiben. Der Bodensatz wird den Bedienten gegeben, welche davon überaus vest zu schlafen pflegen. Der Trank wird für höchst angenehm, zugleich aber auch für gesund ausgegeben. Der Fürst Batu bekam täglich **Karakosmos** von drey tausend Pferden, außer der lautern, weißen Milch, die seine Unterthanen ihm alle drey Tage bringen mußten. ***)

*) S. Gött. Reisen. IV. Th. p. 273.

**) Ebend. IV. Th. p. 447.

***) S. Leipz. allgem. Reisen. VII. Th. p. 413.

Bey den Alten wurden der Pferdemilch die heilsamsten Wirkungen in der Epilepsie, wider die Schwindsucht, Husten und Engbrüstigkeit beygeleget. *) Das Pferdemark haben einige wider die rheumatische Schmerzen angerathen. **) Ueberhaupt wurden vor Zeiten fast alle Säfte, alle Theile, selbst die Unreinigkeiten der Pferde, zu Heilungsmiteln vorgeschlagen. Wer begierig ist, den medicinischen Nutzen kennen zu lernen, welchen die alten dem Blute, dem Fleisch, dem Kothe, dem Harn, dem Schweiß, der Milch, dem Schaum oder Geifer, dem Fett, oder Schmalz, den Hoden, dem Schwamme oder den Warzen an den Schenkeln, dem Hufe, den ersten Zähnen eines Füllen, dem Roßbezoar (Hippolithus) u. s. w. zueigneten, den bitten wir, alle diese, größten Theils mit vielem Recht abgeschafte und gegen wirksamere Arzneyen vertauschte Mittel in D. G. Abr. Merkleins Thierreich rc. Nürnb. 1751. 8vo von S. 165 — 172 nachzulesen.

Den Oekonomischen Nutzen des Pferdemistes wißen die Hauswirthe und Gärtner am besten zu bestimmen. Da er ein sehr hitziger Dünger ist, wird er bloß mit andern Arten vermischet und hauptsächlich in so genannten Mistbeeten gebrauchet. ***)

 Herr

*) *Lemery* Mater. Lexikon. Lepiz. 1721. Fol. S. 431.

**) *Encycl. oecon.* Tom. V. p. 3.

***) Ausführlichere Nachricht vom vorsichtigen und nützlichen Gebrauch deßelben findet man im *Journ. oeconom.* Tom. VII. p. 436. besonders aber Tom. VI. p. 99. Art. *Couche.*

Herr **Nordenberg** *) hat so gar gefunden, daß auch wohl die Schafe sich mit frischen Pferdemist, wenn etwas Mehl darunter gestreuet wird, füttern laßen, so bald sie nur einigermaßen darzu gewöhnet sind. Eben dieser Versuch ist auch von einigen Hauswirthen, bey allgemeinem Futtermangel, mit dem Hornvieh gemacht worden und es hat sich beßer dabey befunden, als bey der Fütterung mit Tannenreise. Von Herrn **Hagström** ist angemerkt worden **), daß dieser Mist auch für die Schweine den ganzen Winter durch eine gute Nahrung abgiebt, wenn er nach der von ihm vorgeschriebenen Art mit etwas Kleyen, Abgang, Rockenspreu, allerhand dünnen Spülich u. s. w. vermischet wird. Die gegen das Gebirge wohnende norrwegische Bauern füttern im Winter ihre Kühe mit lauter Pferdemist, welchen sie mit etwas Heu vermengen. Sie vertragen es recht gut, aber die Milch bekömmt von dergleichen Fütterungen einen ungewohnten widrigen Geschmak. ***)

Von den Künstlern und Handwerkern werden außerdem noch die **Haare**, die **Haut** und **Hufe** der Pferde verarbeitet. Aus den erstern, wenn sie aus den Mähnen oder dem Schweife genommen werden, verfertigt man allerley Putz, Halsbänder, Armbänder, Harbeutel, Bogen zu Instrumenten, Ringe, Knöpfe, Haarsiebe, Netze u. s. w. Die kurzen Haare der

*) In den Abh. der Schwed. Akad. der Wißensch. 1741. III. B. p. 246.

**) Ebend. IX. Th. 1746. p. 255.

***) Ebend. X. Th. 1748. p. 195.

der Haut verbraucht man zu Hüten, zu Seilen, zu Ausstopfung der Sättel, einiger Arten von Polster oder Küßen, der Stühle und anderer Meublen. Die Häute werden von den Sattlern und Riemern auf sehr vielfältige Weise zu Geschirr und Riemenwerk verbrauchet. Bey den Kalmucken, Tartern u. s. w. werden daraus viele Arten lederner Geschirre bereitet. Von den erstern erzählt Herr Prof. Pallas *) folgende Art der Zubereitung brauchbarer Pferdehäute. „Sie brühen, sagt er, diese Häute frisch mit siedendem Waßer, bis die Haare ausgehen. Einige laßen die Felle in Asche liegen, um das Haar loßzumachen. In einem Fall so wohl, als im andern werden sie darauf an beyden Seiten mit Meßern so glatt, als möglich ist, gekrazet, und in einem fliessenden Waßer ganz rein gewaschen. Einige geben alsdann solchen Häuten dadurch noch eine Bereitung, daß sie dieselben eine Woche und länger, in saurer, etwas gesalzener Milch liegen lassen. Um die besten und recht hornartigen Gefäße zu machen, werden die Häute so, wie sie aus dem Waßer kommen, an der Sonne hingebreitet, da dann die Weiber, welche damit umzugehen wißen, Stücken von der Figur, die zu dem verlangten Gefäß erforderlich ist, ausschneiden und selbige mit Thiersennen frisch zusammen nehen, alsdann aber über einem Rauchfeuer wohl austroknen. Sie verfertigen auf diese Art nicht nur Gefäße mit weiten Oefnungen, welchen sie, während des Troknens, mit ihren Händen die Gestallt geben können, sondern auch bauchichte Schläuche und Sattelflaschen mit ei-

 nem

*) In der angef. Reise. ꝛc. S. 321.

nem engen Halse, die sie, um die Gestallt zu erhalten, theils über dem Feuer unaufhörlich und mit vieler Geduld aufblasen, theils mit Sand oder Asche füllen und außenher mit allerley Strichen und Linien verzieren. Sie wißen so gar große lederne Theekannen, mit engen Röhren zum Ausguß, ziemlich künstlich zu verfertigen u. s. w.

Der Gebrauch, welchen die Kammmacher vom Horn der Pferdehufe zu machen pflegen, fällt jedem schon zu deutlich in die Augen, als daß wir davon ausführliche Nachricht zu ertheilen für nöthig erachteten. Ueberhaupt war die Absicht gegenwärtigen Anhanges bloß dahin gerichtet, aufmerksamen Lesern, außer den Vortheilen, die wir uns von der Dienstwilligkeit dieser edlen Thiere in so vielerley Fällen zu versprechen haben, auch etwas von dem Nutzen zu erzählen, den uns auch dann, wenn sie mit dem Tod ihrer Dienste für unser Vergnügen und Bequemlichkeit erlaßen worden, noch zu gewähren vermögend sind.

M.



Erklärung

der

Siebenten Kupfertafel.

Wie das Alter der Pferde aus den Zähnen zu erkennen. *)

Ein wesentlicher Theil von dem, was ein Pferdeliebhaber wißen muß, besteht in der Erkenntniß des Alters der Pferde an den Zähnen bis ins achte Jahr. Herr von Büffon hat schon das nöthigste davon gesagt, und wir beschlüßen den Artikel vom Pferde nur noch mit Erklärung der zur Erleichterung dieser Absicht beygefügten Kupfertafel.

An den Backzähnen läßt sich bey dem einen Geschlecht so wenig, als bey dem andern, auch bey den Stuten an den Hacken, wenn sie zufälliger Weise dergleichen haben, das Alter nicht erkennen. Bloß die Vorderzähne bey Hengsten und Stuten, und bey den erstern zugleich die Haken, sind eigentlich die Gegenstände, welche man in dieser Absicht genau zu beobachten hat. Gleich nach der Geburt erscheinen bey den Füllen oben und unten sechs kurze, ganz weiße Vorderzähne oder so genannte Milchzähne, (Tab. VII. F. 1.) wovon alsdann etwa nach dritthalb oder drey Jahren die zween mittelsten oben und

*) S. Herr Garsaults Unterricht für Liebhaber der Pferde. rc. Berl. 1770. 8vo. p. 19.

und unten ausfallen, und innerhalb 14 Tagen durch vier andere wieder ersetzet werden, die etwas höher und nicht so weiß, aber auf der Platte insgesammt mit einer schwarzen Vertiefung versehen sind. (Fig. 2. a) Man sagt in diesem Fall, das **Pferd fängt an zu zeichnen** (Le Cheval commence à marquer). Zwischen vierthalb und vier Jahren pflegen die beyden mittelsten oben und unten auszufallen. Der zur Seite jedes Vorderzahns (Pince) stehende Zahn heißt eigentlich der **Mittelzahn**. Innerhalb 14 Tagen werden sie durch vier andere, mit schwarzen Vertiefungen, ersetzet, u. das schwarze Mahl der Vorderzähne sieht alsdann etwas bleicher aus. (Fig. 3. bb.)

Nach vier vollen Jahren verlieren sich die beyden **Eckzähne** (Coins) oben und unten. Es kommen aber an ihrer Stelle, wieder eben so viel wahre Zähne, mit schwarzen Gruben zum Vorschein, welche man den **Kern** oder das **schwarze Zeichen** nennet (Germe de Feve). Die obersten werden viel eher, als die untersten wahrgenommen, welche nach und nach erscheinen und mit einen scharfen Rande versehen sind, weil sie, bis ins fünfte Jahr, nur das Zahnfleisch und die Mitte unter dem Fleische, einfaßen. (Fig. 4. cc.)

Die **Haken des untern Kinnbackens** zeigen sich bey den Hengsten gegen vier und ein Halbjahr (Fig. 3. dd); die **Haken des obern** aber (Fig. 4. ee) gegen das fünfte Jahr. Zwischen fünf und sechstehalb Jahren kommen die **untern Eckzähne** in der Dicke von zwo Linien allemal schwarz und hohl hervor. Die **Grube der Vorderzähne** ist alsdann gänzlich und an den **Mittelzähnen** halb abgenutzet. (Fig. 5. ff.) Im sechsten Jahre

hat



Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T.

G. sc.

hat schon der Kern der Eckzähne merklich abgenommen. In diesem Alter, wo die obern Hacken schon ihre ganze Länge haben, muß man also das Alter nach den **Eck- und Mittelzähnen** beurtheilen, welche noch ein wenig **zeichnen** (Fig. 6.). Im siebenten Jahre sind die Eckzähne wohl einen halben Zoll weit heraus, und ihre schwarze Grube hat alsdann stark abgenommen. Ihr Mahl verschwindet nach dem achten Jahr gänzlich, und man sagt in diesem Alter von einem Pferde: **es habe die Keimungen verlohren** (Le Cheval à razé).

Von den so genannten *Béguts* (Fig. 7.), welche die Zeichen ihres Alters an den Zähnen, und zwar bisweilen an allen, behalten, die also nach diesen Merkmalen gar nicht beurtheilt werden können, ist schon oben geredet worden.

Wenn ein Pferd erst sechs Jahre alt ist, findet man den **Hacken des obern Kinnbackens** an der innwendigen Seite ausgehöhlt. Nach dieser Zeit verschwinden diese Gruben. Hat nun das Pferd, nach dem achten Jahre seine **Keimungen verlohren**, so pflegen die abgenutzten **Hacken** rund zu werden, und nach zehn oder eilf Jahren ist alles geründet. Der **Hacken des untern Kinnbacken** ist bey jungen Pferden sauber, spitzig und an den Seiten scharf (Fig. 5. gg.); bey zunehmenden Jahren wird er länger, (Fig. 6. hh.) unrein und rund; im Alter gelb und abgenutzt.

Eigentlich sagt man von einem Pferde: **es mache die Scheere** (il fait les forces) wenn seine Vorderzähne, ihrer Lage nach, indem sie nach außen hervorstehen, den stumpfen Spitzen der Schaaf- oder Tuchscheeren gleich kommen (Fig. 8. aa.).

Es giebt Pferde, welche ihre kurze und weiße Zähne in ein sehr hohes Alter behalten. Wenn die Roßtäuscher dergleichen antreffen, so pflegen sie ihnen, um das Alter zu verbergen, mit einem spitzigen Eisen ein falsches Kennzeichen in die Zahnlücke zu machen, um das schwarze Zeichen, als ein Merkmal ihrer Jugend, nachzuahmen.

Außer den von den Zähnen herzunehmenden Kennzeichen des Alters hat Herr von Garsault. l. cit. S. 23. rc. noch acht andere Merkmale angeführt, welche aber gröstentheils trüglich und in allen oben angezeigten Schriften von den Pferden angegeben und beurtheilet sind. *) M.

Der

*) Außer dem, was Herr v. Büffon schon oben von der Kenntniß des Alters der Pferde, gesaget, kann man auch nachlesen des Herrn von Saunier vollst. Erkenntniß von Pferden rc. Leipz 1767. Fol. S. 1—4. Wilh. Herzogs von Neukastel Reitbahn rc. Nürnb. 1764. Fol. p. 17. Freyh. von Sinds Unterricht rc. p. 12. Herrn von Reitzensteins Pferdekenner rc. p. Abilgaards Unterricht rc. p. 103—113. M.





II. Der Esel *)

Scheint nicht der Esel, wenn man ihn mit recht aufmerksamen Augen und nach allen Umständen betrachtet, bloß ein ausgeartetes Pferd zu seyn? Wenigstens könnte man in der vollkommenen Aehnlichkeit der Bildung des Gehirns, der Lunge, des Magens, der Därme, des Herzens, der Leber und anderer Eingeweide, aus der großen Aehnlichkeit des Körpers, der Schenkel, der Füße und des Geribbes, im Ganzen betrachtet, eine hinlängliche Bestätigung dieser Meynung finden. Den geringen Unterschied

*) *Linn. S. Nat.* Ed. XII. p. 100. n. 2. Equus *Asinus*, caudâ extremitate setosâ, cruce nigra supra humeros. *Raji Syn. Quadr.* p. 63. n. 2. *Klein.* Quadr. p. 5. A. *Aldrov.* Quadr. Solidung. p. 295. *Gesn.* Quadr. p. 3. Fig. p. 4. bona. *Gesn. Icon.* Quadr. p. 20. *Jonst.* Quadr. p. 12. Tab. 6. Fig. bona. *Sloane* Nat. Hist. of. Jam. Vol. II. p. 372. *Charlet.* exercit. p. 4. Asinus domesticus. *Brisson.* Quadr. 8vo. p. 70. Asinus. l'Ane. Hallens Nat. Gesch. der Thiere 1 Th. p. 247. Der Esel. D. Merkleins Thierb. Nürnb. 1751. p. 40 – 46. *Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. Nat.* Tom. I. p. 263. *Encylop.* oeconom. Tom. II. p. 38 – 44 Ane. Asne. et p. 59. Anesse. *Cours d'Hist. Nat.* à Par. 1770. Tom. I. p. 445. Joh. El. Ridigers Entwurf einiger Maulthiere und Esel nach ihren unterschiedenen Arten und Gebrauche. VII. Th. 1754 Fol. besonders Tab. 31 – 36. Hebr. Chamor. Griech. ὄνος. Pers. Care. Span. Asno. Ital. L'Asino. Swed. Asna. Engl. Asse.

M.

terschied, welchen man zwischen beyden Thieren wahrnimmt, könnte man vielleicht auf die Rechnung eines alten Einflußes des Himmelsstriches, der Nahrung und auf die zufällige Folge vieler Fortpflanzungen kleiner wilder, halb ausgearteter Pferde schreiben, und sich vorstellen, daß diese nach und nach immer mehr ausgeartet, von ihrem regelmäßigen Ansehen immer mehr verlohren und zulezt dem Anschein nach, eine neue und beständige Art oder vielmehr eine Folge ähnlicher einzelner Thiere hervorgebracht hätten — eine Art also, die man für eine besondere annehmen müßte, in welcher das Fehlerhafte durchgängig überein und unveränderlich wäre. Man wird in dieser Vermuthung desto mehr bestärket, wenn man siehet, wie bey den Pferden die Farben des Haares weit mannigfaltiger sind, als bey den Eseln; daher man auch jene für ältere Hausthiere, als diese zu halten hat; weil man weis, daß die Hausthiere in ihren Farben immer weit stärker abwechseln, als bey wilden Thieren von eben der Gattung. Darzu käme noch, daß die meisten von den Reisenden beschriebne wilde Pferde nur einen kleinen Wuchs, und, wie die Esel, ein graues Haar und einen kahlen, am Ende struppichten Schwanz haben; daß ferner einige wilde, so gar einzelne Hauspferde, mit einem schwarzen Strich auf dem Rücken u. noch andern Merkmalen begabet sind, wodurch sie mit wilden sowohl, als zahmen Eseln desto mehr Aehnlichkeit verrathen.

So bald man indeßen seine Aufmerksamkeit an der andern Seite auf den großen Unterschied des Temperaments, des Naturells, der Sitten und der daraus zu ziehenden Folgerungen, kurz, auf den organischen Bau dieser beyden Thiere richtet; wenn man besonders erwäget, wie unmöglich es ist, durch ihre Vermischung

mischung eine gemeinschaftliche Gattung oder auch nur eine Mittelgattung zu erzielen, die sich von neuem wieder fortpflanzen könnte, so scheint man desto mehr Gründe vor sich zu haben, die eine von diesen Thierarten für eine nicht minder alte Gattung, als die andere zu halten und sich zu überreden, daß beyde vom Anfang an so wesentlich von einander unterschieden gewesen, als sie es noch bis diese Stunde zu seyn scheinen. Um so viel mehr, da wir an dem Esel nicht allein einen kleinern Wuchs, einen größern Kopf, längere Ohren, eine härtere Haut und kahlern Schwanz, sondern auch eine andere Gestallt des Kreuzes, eine andere Maaße der daranliegenden Theile, ganz andere Stimme, einen andern Appetit, eine andere Art zu saufen u. s. w., als am Pferde, wahrnehmen. Ist es also wohl billig, den Esel und das Pferd ursprünglich von einem Stamme herzuleiten? oder sie, wie die Namenkundigen *) wollen, unter einerley Familie zu bringen? Sind sie nicht vielmehr, und waren sie nicht von je her ganz von einander unterschiedene Thiere? **)

Diese

*) *Equus* caudâ undique setosâ. Das Pferd. Equus caudâ extremâ setosâ. Der Esel. S. *Linn.* S. N. l. cit.

**) Das waren sie und das sind sie auch noch, bey Naturforschern, welche jedes Thier nach allen möglichen Eigenschaften und Verhältnißen betrachten; aber nicht bey systematischen Naturkundigen, welche sich, um die Geschlechter nicht allzusehr zu häufen und ihre Lehrgebäude desto weitschweifiger zu machen, bloß an die Aehnlichkeiten einiger wesentlichen äußern Merkmale, ohne Rücksicht auf das Naturell und Sitten der Thiere, zu halten haben. M.

Diese Frage, deren Allgemeinheit, Schwierigkeit und wichtige Folgen die Naturforscher nicht unbemerkt laßen können, und die wir in diesem Artikel nicht übergehen zu dürfen glaubten, weil sich hier die erste und vortheilhafteste Gelegenheit, sie abzuhandeln, anzubieten schien, stehet mit der Hervorbringung der Wesen in viel genauerer Verbindung, als irgend eine andere, und nöthiget uns, zu mehrerer Aufklärung derselben, die Natur unter einem ganz neuen Gesichtspunkt zu betrachten. Wenn wir unter der unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit, die uns alle belebte Wesen darstellen, womit die Welt erfüllet ist, ein Thier auswählen, oder auch wohl den menschlichen Körper zum Grund unserer Kentniße legen und die übrigen organisirten Wesen, vermittelst einer Vergleichung, darnach beurtheilen wollten, so würde sich es ausweisen, daß, obgleich, alle diese Wesen einzeln und jedes für sich allein bestehen, auch alle durch stufenweise Verschiedenheiten unendlich unter sich abwechseln, dennoch ein ursprünglicher oder Hauptgrundriß vorhanden sey, den man sehr weit verfolgen kann und der weit langsamern Veränderungen, als der Grundriß der Figuren u. anderer scheinbarer Aehnlichkeiten, unterworfen ist. Denn, ohne die zur Verdauung, zum Umlauf der Säfte u. zur Zeugung gehörige Werkzeuge in Betrachtung zu ziehen, welche doch allen Thieren eigen sind, u. ohne welche jedes derselben ein Thier zu seyn aufhören u. weder fortdauren, noch sich vermehren würde, findet sich unter den Theilen selbst, welche das meiste zur Unterschiedlichkeit der äußern Form beytragen, eine bewundernswürdige Aehnlichkeit, welche nothwendig den Begriff eines ersten Entwurfes, wornach alles gemacht zu seyn scheinet, in unsere Gedancken zurük rufen muß. Den Körper eines Pferdes z. B. welcher

cher beym ersten Anblik so merklich von dem Körper eines Menschen unterschieden zu seyn scheinet, darf man nur erst genau oder Stück vor Stück betrachten und mit dem menschlichen vergleichen, so werden wir nicht so sehr über den großen Unterschied beyder Körper, als vielmehr über die besondre und fast vollkommne Aehnlichkeit derselben erstaunen. In der That, wenn man an einem menschlichen Geribbe die Knochen des Beckens niederbeuget, die Knochen der Dickbeine, der Schienbeine und der Arme verkürzet, an den Händen und Füßen aber verlängert, wenn man die Glieder der Finger und Zehen zusammen klebet, und die Kinnbacken länger macht, wenn man das Stirnbein abkürzet und endlich dem Rückgrad eine mehrere Ausdehnung giebt, so wird ein solches Geribbe, an statt ein menschliches zu seyn, ein wirkliches Pferdegeribbe vorstellen. Denn es ist leicht zu begreifen, daß durch eine solche Verlängerung des Rückgrades und der Kinnbacken, zugleich die Anzal der Wirbelbeine, der Ribben und der Zähne vermehret werden müßen; u. der Unterschied im Bau eines menschlichen und Pferdegeribbes ist wirklich bloß in der Anzal dieser Knochen, die man als hinzu gekommene betrachten muß, in der Verlängerung, Verkürzung und Verbindung der andern zu suchen. Will man in Erforschung dieser Aehnlichkeit noch weiter gehen, so richte man seine Aufmerksamkeit nur auf einzelne wesentliche Theile der Form, z. B. auf die Ribben ins besondere. Diese wird man sowohl an vierfüßigen Thieren und Vögeln, als an Fischen, und so gar noch Spuren derselben an den Schildkröten wahrnehmen, wo sie noch durch die unter ihrem Schilde sichtbare Furchen angedeutet zu werden scheinen. Man erwäge doch einmal, wie Herr Dau-

ben-

benton angemerket hat, daß ein Pferdefuß, der sich, dem Ansehen nach, von der Hand eines Menschen so deutlich unterscheidet, wenigstens aus eben denselben Knochen zusammen gesezet ist, und daß wir an dem äußern Gelenke jedes unserer Finger ein Hufeisenförmiges Knöchelchen im Kleinen haben, wie dasjenige im Großen ist, womit sich der Fuß dieses Thieres endiget. Man wird alsdann urtheilen können, ob diese verborgne Aehnlichkeit nicht viel wunderbarer ist als der sichtbare Unterschied; ob diese beständige Uebereinstimmung, dieser Entwurf sich nicht von den Menschen auf die vierfüßigen Thiere, von diesen auf die wallfischartigen, von diesen bis auf die Vögel, von diesen auf die kriechenden Thiere, von diesen auf die Fische u. s. f. erstrecket, bey welchen allen man beständig die wesentlichen Theile, das Herz, die Därme, den Rückgrad, die Sinnen u. s. w. antrifft? und ob hieraus nicht höchst wahrscheinlich zu schlüßen sey, daß das höchste Wesen bey der Schöpfung der Thiere sich nur eines einzigen Bildes bedienen, und es zugleich auf alle mögliche Weise verändern wollen, um den Menschen desto mehr zur Bewunderung so wohl der herrlichen Ausführung, als des Einfachen im Entwurfe selbst, zu reitzen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, könnte man vielleicht so wohl den Esel und das Pferd, als auch den Menschen, den Affen, die vierfüßigen und andere Thiere für eine gemeinschaftliche Familie halten. Darf man aber hieraus wohl den Schluß ziehen, daß in dieser großen und zahlreichen Familie, welche Gott allein im Ganzen übersehen und aus nichts hervorbringen konnte, noch andere kleine von der Natur entworfene und mit der Zeit hervorgebrachte

Fa-

Familien statt fänden, wovon einige nur aus zwey einzelnen Thieren, als dem Pferd und dem Esel, andere hingegen aus vielen, als aus der Wiesel, dem Marder, dem Frettchen, dem Iltis u. s. w. beständen? oder daß es unter den Pflanzen Familien gäbe, die aus zehn, zwanzig, dreyßig und mehrern Pflanzen zusammen gesezet wären? Müßte man dergleichen Familien wirklich annehmen, so könnten sie doch auf keine andere Art entstanden seyn, als durch die Vermischung, durch allmählig erfolgte Abänderungen und durch Ausartung der ursprünglichen Gattungen. Wenn man demnach einmal unter den Pflanzen und Thieren Familien zugiebt und annimmt, der Esel sey von der Familie des Pferdes und durch die Ausartung von ihm unterschieden; so wird man mit eben so vielen Rechte behaupten können, der Affe gehöre zur Familie der Menschen und sey bloß ein ausgearteter Mensch; der Mensch also und der Affe so wohl, als das Pferd und der Esel hätten einen gemeinschaftlichen Ursprung, und jede Familie, so wohl von Thieren, als von Pflanzen, sey aus einem einzigen Stamm entsproßen. Man würde so gar zugeben müßen, daß alle Thiere von einem einzigen hergekommen wären, und daß, in der Folge der Zeit, eben dieses Thier, indem es entweder vollkommner geworden oder ausgeartet ist, allen übrigen Arten der Thiere ihr Daseyn gegeben.

Die Naturverständigen, welche so leichtsinnig bey Errichtung der Familien unter den Thieren und Pflanzen verfahren, scheinen gar nicht auf den Umfang der Folgen gedacht zu haben, wodurch sie alles, was die Schöpfung unmittelbar hervorgebracht hat, auf eine so geringe Zahl einzelner Wesen, als ihnen

ihnen beliebte, herunter setzen könnten. Wenn es erst einmal ausgemacht wäre, daß man dergleichen Familien mit Grund errichten dürfte; wenn es gewiß und richtig wäre, daß man bey den Thieren und so gar bey den Pflanzen, ich will nicht sagen viele Gattungen, sondern auch nur eine einzige, aufzuweisen hätte, welche durch die Ausartung einer andern Gattung entstanden wäre; wenn man den Esel wirklich nur für ein ausgeartetes Pferd halten müßte, so würde die Macht der Natur ohne Schranken seyn, und man würde mit allem Recht annehmen können, sie habe aus einem einzigen Wesen mit der Zeit alle übrige organisirte Wesen hervorbringen können.

So ist es aber nicht. Die Offenbahrung überzeuget uns vielmehr, daß **alle Thiere gleichen Antheil an der Schöpfung haben;** *) daß die bey-

*) Wir können uns keines einzigen, am allerwenigsten eines systematischen Schriftstellers unter den Naturforschern erinnern, welcher entweder den Thieren überhaupt diesen gemeinschaftlichen Antheil an der Schöpfung abgesprochen oder vom Esel behauptet hätte, daß er bloß ein ausgeartetes Pferd sey. Wir sehen aus dem Vorhergehenden sowohl, als aus der Folge, daß Herr von Büffon so weit ausholet, als er kann, um den systematischen Naturforschern, die er nicht anders, als Namenmacher betrachtet, einen recht schmerzlichen Hieb zu versetzen. Er sollte doch, statt aller dieser so oft wiederholten Luftstreiche lieber bedenken, daß es ganz etwas anders sey, die Geschichte eines Thieres beschreiben, und bloß eine auf äußere Aehnlichkeiten gegründete Verwandtschaft, zur Erleichterung menschlicher Kenntniße, stiften. Der Geschichtschreiber der Natur muß alle

beyden ersten von jeder Gattung, und von allen Gattungen, in ihrer ganzen Vollkommenheit aus den Händen des Schöpfers gekommen sind. Man hat so gar Ursache zu glauben, daß alle Thiere von der Schöpfung an, fast eben so beschaffen gewesen sind, wie sie uns jezo in ihren Nachkömmlingen vorgestellet werden. So lange man überdies die Natur beobachtet, von den Zeiten des Aristoteles bis auf die unsrigen, ist noch keine neue Gattung von Thieren

N 2 zum

alle mögliche Verhältniße seines Gegenstandes, den er beschreibet, beständig vor Augen haben; der Verfaßer eines Lehrgebäudes suchet nur allgemeine sichtbare Merkmale aus, woraus er seine Geschlechter bilden, und die kleinen besondern Abweichungen, wornach er die Gattungen eines Geschlechtes bestimmen kann. Der erste arbeitet bloß für den Verstand; und der andere, suchet, durch Beyhülfe der Sinne, dem Gedächtniß einen Dienst zu leisten und Anfängern durch die aneinander gedrängte Aehnlichkeiten unter den Geschöpfen eine Wißenschaft zu erleichtern, deren Grenzen sich in der Unendlichkeit zu verliehren scheinen. Ob sich alle Gattungen seiner Geschlechter unter einander paaren können, ist nicht seine erste Sorge. Genug, wenn sie unter einander so viel körperliche Aehnlichkeit haben, da man sie in dieser Absicht als Geschöpfe betrachten muß, welche nahe mit einander verwandt sind. In einem Lehrgebäude wird man zuverläßig, den zahmen Ochsen nicht bey dem Esel, den Auerochsen und Büffel aber nicht bey den Kameelen finden; ob gleich dieses in einem Werke, das bloß die Geschichte und nicht die Anordnung der Thiere zur Absicht hat, gar wohl verziehen werden könnte. Verdient nicht jede Bemühung, außer andern Gründen, auch nach ihrer Absicht und Nutzen beurtheilet zu werden? M.

zum Vorschein gekommen, ohnerachtet der schnellen Bewegung, welche die Theile der Materie mit sich fortreißet, und entweder zusammenhäufet oder zerstreuet, ohnerachtet der unendlichen Menge von Versetzungen, die seit diesen zweytausend Jahren entstehen mußten, ohnerachtet aller ohngefähren oder erzwungenen Vermischungen der Thiere weit von einander entfernter oder nahe verwandter Gattungen, welche doch nie etwas anders, als einzelne fehlerhafte und unfruchtbare Thiere, die keinen Stamm zu neuen Fortpflanzungen abgeben konnten, aber niemals neue Gattungen hervorbrachten. Daher sollte man sich weder durch die innere, noch durch die äußere Aehnlichkeit, wenn sie auch noch größer, als zwischen dem Pferd und Esel wäre, verführen laßen, diese Thiere unter einerley **Familie** zu bringen oder ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung beyzulegen. Denn wofern sie wirklich von einerley Stamme und einerley **Familie** wären, so müßte man sie wieder zusammen bringen, ihre Begattung von neuen wieder veranstallten und mit der Zeit alles wieder zerstören können, was die Zeit selbst vorher zur Wirklichkeit gebracht hätte.

Ferner hat man zu erwägen, daß, obgleich in der Natur alles nach allmähligen und fast unmerklichen Abänderungen geschiehet, die Zwischenweiten dieser Grade und Abänderungen doch bey weiten nicht alle gleich, und daß die Gattungen desto weniger zahlreich sind, je höher sie in der Ordnung der Dinge stehen und je größere Zwischenweiten sie von einander absondern. Die niedrigern Gattungen hingegen sind desto zahlreicher und grenzen zugleich so nahe an einder, daß man um so viel eher in Versuchung geräth,

diesel-

dieselben in einer Familie zusammen zubringen, je mehr sie, durch Menge und durch ihre geringe Abweichungen von einander, wodurch sie unserm Gedächtniß zur Last fallen, uns in Verwirrung und Verlegenheit sezen. Man muß aber allezeit bedenken, daß diese Familien unser eigen Werk sind, daß wir, sie selbst, bloß zur Erleichterung für unsern Verstand, erfunden, und daß wir, wenn unserm Verstand die wirkliche Folge der Wesen unbegreiflich bleibt, nicht so wohl der Natur, als uns selbst die Schuld beyzumeßen haben, *) welche von diesen Familien gar nichts weis und wirklich nur lauter einzelne Wesen in sich begreifet.

Ein einzelnes **Wesen** (*Individuum*) ist ein eignes, für sich bestehendes und abgesondertes Wesen, das mit andern weiter nichts gemein hat, als daß es ihnen in gewißen Stücken ähnlich, oder ganz verschieden beschaffen ist. Alle sich ähnliche Wesen dieser Art, welche die ganze Oberfläche der Erde heget, pfleget

*) Das müste ohnstreitig der stolzeste und eben dadurch der verächtlichste unter allen Naturforschern seyn, der sich einbildete, die ganze Stufenfolge aller Wesen in der Natur, nach allen ihren Abänderungen und unmerklichen Uebergängen, eingesehen zu haben. Je weiter man in der Naturforschung gehet, je mehrere Geschöpfe man kennen lernet, desto weiter entfernt man sich von diesem lächerlichen Stolze. Herr von Büffon hat also hier wirklich die wahre Absicht der Lehrgebäude angegeben und wir können gar nicht begreifen, warum er diese billige Erleichterung für unsern eingeschränkten Verstand so sehr verwerflich findet, daß er im ganzen Werk jede Gelegenheit aufsuchet, seinen Eifer dagegen auszulaßen. M.

pfleget man, zusammengenommen, als eine **Gattung** zu betrachten. Gleichwohl machen weder die ähnlichen Wesen zusammen genommen, noch die Anzahl derselben diese Gattung aus; vielmehr besteht sie aus der unveränderlichen Folge und ununterbrochenen Fortpflanzung der einzelnen Wesen, welche die Gattung ausmachen. Ein einziges Wesen, das immer fortdauerte, würde so wenig, als eine Million ähnlicher Wesen, bey einer beständigen Dauer, eine Gattung genennet werden können. Das Wort **Gattung** ist also ein abgesonderter allgemeiner Begriff, und die Gegenstände, welche das Wort bezeichnet, sind nur in sofern außer uns vorhanden, als wir die Natur in der Folge der Zeit auf einander und so wohl in der unveränderlichen Zerstörung, als in der eben so unveränderlichen Wiedererneurung der Wesen betrachten. Durch die Vergleichung der Natur in den iezigen und vergangenen Zeiten und der gegenwärtigen einzelnen Wesen mit den vergangenen, haben wir erst einen deutlichen Begriff von dem erhalten, was wir Gattung nennen. Die Vergleichung der Anzal und der Aehnlichkeit der Wesen hat man bloß für einen hinzugekommenen und oftmals von dem ersten ganz unabhängigen Begriff zu halten. Denn der *Esel* hat mehr Aehnlichkeit mit einem *Pferde*, als der *Pudel* mit einem *Windhund*. Gleichwohl machen die lezten einerley Gattung aus, weil sie Thiere mit einander zeugen, die wieder ähnliche Thiere hervor bringen können. Dagegen müßen das Pferd u. der Esel zwo unterschiedene Gattungen seyn, weil aus ihrer Begattung bloße unfruchtbare und fehlerhafte Thiere zu entstehn pflegen. *)

Man

*) Der ganze Streit unsers Herrn Verfaßers gründet sich

Man bemerket und erkennet also die Zwischenweiten der Abänderungen in der Natur am allerdeutlichsten in dieser charakteristischen Verschiedenheit der Gattungen. Es ließe sich auch wohl behaupten, daß diese Weiten zwischen den Gattungen die gleicheſten und unter allen zugleich die unveränderlichsten wären; denn es läßt sich allemal zwischen zwoen Gattungen oder zwischen zwoen Folgen einzelner Wesen, die sich fortpflanzen und nicht vermischen können, eben so wohl eine Absonderungslinie ziehen, als man zwo Folgen von einzelnen Thieren, welche sich durch die Vermischung fortpflanzen, in eine einzige Gattung zu vereinigen vermag. Dies ist eigentlich der unveränderlichste Punkt, auf den wir in der Naturgeschichte zu sehen haben. Die übrigen Aehnlichkeiten und Unterschiedlichkeiten, die man bey

sich, dem Anscheine nach, bloß auf die mehrere oder geringere Einschränkung des Begriffes, den sich die eine oder die andere Parthey vom Worte Gattung zu machen beliebt. Der Büffonische läßt sich bey gar keinem Lehrgebäude anwenden, das bloß zur Erleichterung der Naturgeschichte verfertigt worden. Dennoch würde man so wohl dem berühmten Archiater von Linnee, als andern systematischen Naturforschern viel Unrecht anthun, wenn man sie beschuldigte, daß sie die Gattungen, welche sich mit einander vermischen und fruchtbare Geschöpfe hervorbringen können, nicht näher, als andere, die sich nicht mit einander paaren oder nur unfruchtbare Geschöpfe zeugen, zusammen gebracht und von den entferntern unterschieden häteten. Im Linneischen System z. B. findet man alle Hunde, als Hunde unter einer Nummer, die übrigen Thiere aber, welche den Hunden gleichen, so wie das Pferd und den Esel, unter verschiedenen Nummern beschrieben. M.

Vergleichung der Wesen etwas finden mögte, würde man insgesammt weder für eben so beständig und eben so wesentlich, noch für eben so zuverläßig, halten können. Diese Zwischenweiten also werden in unserm Werke durchgängig die einzigen Absonderungslinien ausmachen. Wir werden keine andere Eintheilung der Wesen zulaßen, als wir in der Natur selbst finden. Jede Gattung, jede Folge von einzelnen Wesen, die sich einander hervorbringen, ohne sich vermischen zu können, soll für sich besonders und ganz allein betrachtet werden. Von Familien, Geschlechtern, Ordnungen und Klaßen wollen wir nichts mehr annehmen, als uns die Natur selbst anbietet. *)

In sofern eine Gattung nichts anders ist, als eine unveränderliche Folge ähnlicher Wesen, die sich fortpflanzen, ist es ausgemacht und klar, daß diese Benennung sich bloß auf die Thiere und Pflanzen anwenden laße, und daß es eine Folge des gewöhnlichen Mißbrauches der Wörter und Begriffe ist, wenn sie die Namenmacher auch bey den unterschiedenen Arten der Mineralien gebraucht haben. **) Man darf also weder das Bley, noch das Eisen für Gattungen

*) Um aufrichtig mit unsern Lesern zu verfahren, müßen wir bekennen, daß wir von diesem ganzen Absatz nicht zwo Zeilen verstehen oder völlig ergründen können. M.

**) Wie es scheint, so darf man unter dem Worte Gattung, wenn wir den Herrn von Büffon recht verstehen, weiter nichts, als lauter Wesen denken, die sich wirklich mit einander begatten. Eine Bedeutung, welche vielleicht noch in keinem Lehrgebäude vorgekommen ist! M.

tungen, sondern bloß für zwey unterschiedene Metalle ausgeben. Bey unserer **Abhandlung von den Mineralien** wird man gewahr werden, daß wir uns bey Eintheilung derselben, ganz anderer Absonderungslinien, als bey den Thieren und Pflanzen, bedienen.

Um aber wieder auf die Ausartung der Wesen und besonders der Thiere zu kommen, wollen wir doch die Bewegungen der Natur und Abänderungen, die sie uns darbietet, etwas näher betrachten und genauer untersuchen. Bey dem Geschlechte der Menschen, das wir am besten kennen, wollen wir den Versuch machen, wie weit sich diese Verschiedenheiten erstrecken. Die Menschen sind in Ansehung der Farbe vom Weißen bis zum Schwarzen, in Ansehung des Wuchses von einer einfachen bis zu einer doppelten Höhe, ferner in Ansehung der Dicke, der Leichtigkeit und Stärke wiederum vom Doppelten bis zum Einfachen u. s. w. in Ansehung des Verstandes vom Allervorzüglichsten bis aus das Unmerkliche von einander unterschieden. Doch die lezte dieser Eigenschaften gehöret nicht zur Materie, folglich auch nicht zur gegenwärtigen Betrachtung. Die andern sind lauter gewöhnliche, vom Einfluß der Himmelsstriche und der Nahrung herzuleitende Veränderungen der Natur. Diese große Verschiedenheit in der Farbe und in der Größe oder Dicke des Wuchses verhindert indeßen gar nicht, daß ein Schwarzer oder Neger und ein Weißer, ein Lappländer und Patagonier, ein Riese und ein Zwerg, nicht vermögend seyn sollten, Menschen mit einander zu zeugen, die sich selbst wieder fortpflanzen könnten. So sehr demnach alle diese Menschen von einander, dem Schei-

ne nach, unterschieden sind, müßen sie doch von einer und eben derselben Gattung seyn, weil diese beständige Fortpflanzung eben dasjenige ausmacht, was wir die **Gattung** nennen. Außer diesen allgemeinen Abänderungen, hat man auch noch besondere, die sich nicht minder durch die Fortpflanzung erhalten. Dahin rechnen wir die ungewöhnlich großen Beine der Menschen von der so genannten **St. Thomasart** *) auf der **Insel Ceylon**, die rothen Augen und weißen Haare der **Dorier** und **Chakrelasier**, die sechs Finger und Zehen an jeder Hand und Fuß gewißer Familien **) u. s. w. Dergleichen sonderbare Verschiedenheiten machen einen bloß zufälligen Mangel oder Ueberfluß aus. Wenn ohngefähr gewiße einzelne Menschen den einen oder den andern an sich hatten, pflanzte sich einer, wie der andere, hernach von einer Art auf die andere fort, wie es mit allen Erbfehlern oder Erbkrankheiten zu geschehen pflegt. Man hat aber diese Verschiedenheiten, so beständig sie auch seyn mögen, dennoch bloß als Abänderungen zu betrachten, die nur einzelne Menschen angehen, ohne sie deßwegen von ihrer eigenthümlichen Gattung zu trennen. Denn die ungewöhnliche großbeinichte, oder mit sechs Fingern versehene Menschenarten können sich doch ungehindert mit allen gewöhnlichen Arten begatten und Kinder

mit

*) Man sehe im VII. Bande das Kapitel von der Unterschiedlichkeit der **Menschenarten**.

) Diese merkwürdige Beobachtung, außer viel andern wichtigen philosophischen Gedanken von der Zeugung und andern Materien, stehen in den Briefen des Herrn von **Maupertuis.

mit ihnen zeugen, die sich selbst ordentlich wieder fortzupflanzen vermögen. Eben dieses gilt auch von allen andern Unförmlichkeiten oder Mißgestallten, welche die Aeltern auf ihre Kinder erblich zu machen pflegen. Hier ist eigentlich die Grenzlinie, wobey die Fehler der Natur und ihre Verschiedenheit bey den Menschen aufhören. Sollte man etwan einzelne noch mehr ausgeartete Menschen antreffen, so werden sie zum wenigsten ihres Gleichen nicht fortpflanzen und also weder das Unveränderliche, noch das Einfache in der Gattung aufheben können. Bey den Menschen ist also nur eine und eben dieselbe Gattung anzunehmen. Wenn man auch vielleicht gestehen muß, daß, es in Ansehung der einzelnen unter sie gehörigen Wesen, die zahlreicheste, die veränderlichste und unregelmäßigste in allen ihren Handlungen sey, so bemerkt man doch nicht, daß die unbegreifliche Verschiedenheit der Bewegungen, der Nahrung, des Himmelsstriches und so viel anderer möglicher Verhältniße, Wesen hervorgebracht hätten, die von den andern genugsam unterschieden wären, um neue Stämme auszumachen, die uns zugleich so ähnlich wären, daß wir unsere vormalige Verwandtschaft mit ihnen gar nicht abläugnen könnten.

Wenn die Neger oder die Schwarzen und Weißen Menschen sich nicht durch einander fortpflanzen könnten; wenn sogar ihre Kinder unfruchtbar und wirklich unfähig zur fernern Fortpflanzung blieben; so würden dieses alsdann zwo sehr von einander unterschiedene Gattungen, und der Neger würde, in Betrachtung gegen den Menschen, dasjenige seyn, was der Esel in Ansehung des Pferdes ist. Oder vielmehr, wenn der Weiße einen Menschen vorstel-

lete

lete, so müßte der Neger nicht mehr ein Mensch, nein! er müßte vielmehr, wie der Affe, ganz ein eignes Thier und wir Menschen müßten berechtiget seyn, zu glauben, der Weiße und der Schwarze hätten sich keines gemeinschaftlichen Ursprunges zu rühmen. Allein die Erfahrung selbst widerleget schon genugsam die Unrichtigkeit unserer Voraussetzung. Weil sich demnach alle Menschen mit einander begatten und durch einander vermehren können, so müßen sie auch alle von einerley Stamme herkommen und von einer gemeinschaftlichen Familie seyn.

Der Fall, daß zuweilen zween einzelne Menschen ihr Geschlecht nicht mit einander vermehren, kann sich auf sehr geringe Nebenumstände, als auf die Ungleichheit ihrer Temperamente oder auf einige ganz zufällige Fehler in den Zeugungsgliedern des einen oder des andern, gründen. So wie der Fall, daß zwey einzelne Wesen unterschiedener Gattungen, wenn man sie zusammen bringt, andere Wesen hervorbringen, die weder dem einen, noch dem andern gleichen, folglich keine Aehnlichkeit mit etwas Beständigen haben, und aus eben diesem Grunde nichts zeugen können, was ihnen ähnlich wäre, bloß von einer gewißen Uebereinstimmung zwischen der Form des Körpers und der Zeugungswerkzeuge dieser unterschiedenen Thiere herzuleiten ist. Was gehöret aber nicht für eine unermeßliche und fast unendliche Zahl von Versetzungen und Veränderungen der Umstände darzu, wenn man sich auch nur einfallen laßen wollte, daß zwey Thiere, nämlich ein Männchen u. ein Weibchen, von einer gewißen Gattung hinlänglich ausgeartet wären, um nicht mehr zu dieser Gattung gerechnet werden zu dürfen, oder um nicht mehr fähig zu

seyn

seyn, mit Thieren, welche vordem ihres Gleichen waren, etwas zeugen zu können! oder daß zwey Thiere so gar bis auf denjenigen Punkt ausgeartet wären, der nothwendig ist, wenn sie beyde mit keinem andern Thier als mit sich selbst, etwas hervorzubringen vermögend seyn sollen! Was für eine ungeheure und unübersehbare Menge von Versetzungen würde nicht hernach statt finden, wenn die neue Frucht zwey solcher ausgearteten Thiere, den Gesezen aufs genaueste folgen sollten, nach welchen andere vollkommne Thiere hervorgebracht werden! Ein ausgeartetes Thier ist an sich schon ein fehlerhaftes Geschöpfe. Und wie könnte wohl ein fehlerhafter Ursprung, eine Verderbung, ein offenbarer Mangel, einen eignen Stamm abgeben und nicht nur eine Reihe beständiger Wesen, sondern auch diese nach eben der Art und nach eben den Gesezen hervorbringen, nach welchen sich Thiere von einem reinen Ursprung wirklich fortpflanzen?

Man kann also zwar die Hervorbringung einer Gattung durchs Ausarten eben nicht als etwas in der Natur ganz Unmögliches erweisen; es giebt aber doch eine so große Menge von entgegengesezten Wahrscheinlichkeiten, daß man, auch philosophischer Weise, nicht unterlaßen kann, daran zu zweifeln. Hätte jemals durch die Ausartung einer Gattung, eine andere Gattung entstehen; oder die Gattung des Esels von der Gattung des Pferdes hervorgebracht werden können, so müßte dieses wenigstens nach und nach, durch unmerkliche Abänderungen geschehen seyn, und es würden zwischen dem Pferd u. dem Esel eine große Menge von Mittelthieren *) statt gefunden haben, deren erstere sich nach

*) Einigen Lesern zum Besten wollen wir hier etliche Bey-

nach und nach immer weiter von der Natur des Pferdes entfernt hätten, die leztern aber der Natur des Esels nach und nach immer ähnlicher geworden wären

Beyspiele von so genannten Mittelthieren beybringen, wodurch vielleicht einige Stellen des Hrn. V. deutlicher werden mögten. Vermischungen von Thieren einer Art sind eben keine große Seltenheit. Wenigstens bewirket sie die Kunst, so oft man sich die Mühe geben will. So entstehen zum Beypiel aus Stiegelitzen und Kanarienvögeln Thiere, welche Bastarte genennet werden, und sowohl von der Mutter als vom Vater etwas Aehnliches in einer Vermischung geerbet haben. Ohne Beyhülfe der Kunst findet man oft in Karauschenteichen Zwitter von diesen und den Braßen, welche Hälverlinge heißen, weil sie von den Eigenschaften beyder Fischarten die Hälfte besitzen, oder man trift auch wohl Zwitter von Karpfen und Karauschen an, welche dann die so genannte Karauschkarpfen ausmachen.

Viel seltner trägt sich der Fall zu, daß aus zwey Thieren unterschiedener Gattung eine fruchtbare Vermischung geschehe. In Dauphine und Auvergne hat man eine Art von Thieren, welche ihr Daseyn entweder einem Ochsen und einer Stute, auch wohl einer Eselin, oder einem Esel und einer Kuh, zu danken haben. Man nennet sie daselbst *Jumars* oder *Gemars* (S. *Valm. de Bom: Dict. d'H. N. Tom. VI. p.* 174) Herr D. Taube hat in seinen Beyträgen zur Naturkunde des Herzogth. Zelle 2. St. 1769. p. 257 folgende merkwürdige Begebenheit aufgezeichnet.

Auf einem gewißen Hofe nährte man eine einzige Ente unter lauter Hünern. Sie konnte den wiederhohlten Anfällen eines muthigen Hahnes nicht lange

ren. Warum würden wir aber heut zu Tage gar keine von diesen Mittelgattungen gewahr? und warum wären bloß die beyden äußersten Arten derselben übrig geblieben?

Man hat also den Esel nicht so wohl für ein ausgeartetes Pferd oder für ein Pferd mit kahlem Schwanze, sondern bloß für einen Esel zu halten. Er

ge widerstehen und mußte sich endlich nach seinen Einfällen bequemen. Ohne Vorwißen ihrer Herrschaft brütete sie und brachte sechs Jungen aus, die zwar der Mutter ähnlich waren, aber doch in vielen Stücken dem Vater glichen. Sie hatten die mütterlichen Neigungen und suchten ihre Nahrung im Waßer. Allein der Bau ihres Körpers, ob er wohl entenartig zu seyn schien, war doch nicht völlig zu dieser Absicht eingerichtet und versogte ihnen im Schwimmen die nöthige Hülfe. Sie versanken im Waßer und ein Theil davon mußte den ersten Versuch mit dem Leben büßen. Zwey blieben am Leben, als ein Eigenthum des Herrn Hofmed. Taube und des gelehrten Herrn Past. Roque in Zelle. Beydes waren Enten und legten viele Eyer, die von den gewöhnlichen Enteneyern in nichts unterschieden waren. Ihre haupsächlichste Abweichung besteht im Schnabel und in den Füßen. Der oberste Theil des Schnabels ist völlig von einer Ente, vorne breit und an den Seiten gefiedert. Der Oberschnabel ist gekrümmt, ausgebogen, kürzer als der untere, und hat völlig die Gestallt eines Hünerschnabels. Durch diese Bildung ist das Thier unvermögend, einzelne Körner aufzulesen. Wenn es von der Erde freßen soll, muß ihm viel auf einem Haufen vorgeworfen werden. Beym Waßertroge schnattert es wie eine Ente. Die Füße hatten zwar, der Stellung nach, wohl die

Er ist weder ein Fremdling, noch ein Eingeschobener, noch ein Bastart. Vielmehr hat er, wie alle Thiere, seine Familie, seine Gattung und seinen Rang. Er ist aus einem reinen, und wo nicht eben so edlen und berühmten, doch eben so gutem, eben so altem Geblüt, als das Pferd. Woher nimmt man also die Gründe der Verachtung gegen ein Thier, deßen Güte, Geduld, Genügsamkeit und Nutzbarkeit eine solche Beleidigung so wenig verdienet? *) Sollten die Menschen wohl ihre Thorheit so weit treiben, so gar unter den Thieren diejenigen am wenigsten zu schätzen, deren willige Dienste sie für einen allzugeringen Preiß verkaufen können? Alle Sorgfalt einer guten Zucht, alle Wartung und Pflege, aller Unterricht, alle Uebungen werden am Pferde verschwendet; nur den Esel, das arme geduldige Thier, überläßt man der Ungeschliffenheit nichtswürdiger Knechte und dem geschäftigen Muthwillen der Kinder. Was kann aber ein Esel vom andern lernen? Muß ein so vernachläßigtes armes Thier nicht, bey so schlechter Zucht noth-

die Gestallt der Entenfüße, allein die Krallen sehen immer den Hünerkrallen ähnlich und sind durch keine Schwimmhaut an einander verbunden. Dieser Mangel verursachet, daß die Hünerente sich auf dem Waßer nicht halten kann, sondern, wie jedes Huhn, untersinket. Man hat bemerkt, daß sie bis iezo sich weder zum Enter noch zum Hahn gehalten, ob man ihr gleich zu beyden oft Gelegenheit gegeben. M.

*) Man kann hierbey nachlesen was im XXIten Band des Hambl. Mag. S. 301. rc. Vom Ursprung der Verachtung der Esel bey den Egyptiern gesaget wird, von denen sie sich hernach auf die übrigen Völker fortgepflanzet hat. M.

nothwendig mehr von seiner natürlichen Güte verlieren, als es neue Vorzüge sich eigen machen kann? In der That, wenn der Esel nicht reichlich durch die Natur selbst mit guten Eigenschaften ausgerüstet wäre, so müßten sie, bey der verkehrten Zucht, welcher das gute Thier ausgesezt ist, nothwendig alle verschwinden. Er ist ein muthwilliges Spiel unbändiger, plumper Bauern, die ihn, mit einem Knittel in der Hand vor sich hertreiben, unvernünftig auf ihn loß prügeln, ihn mit unbändigen Lasten belegen und ihn ohne Vorsicht, ohne alle Schonung überladen. Man verfällt gar nicht auf den Gedanken, daß der Esel, wenn es in der Welt keine Pferde gäbe, so wohl an sich selbst, als in Absicht auf uns betrachtet, das vorzüglichste, schönste, wohlgebauteste und schäzbarste Thier unter allen übrigen seyn würde. Da er aber nun, statt des ersten, den zweeten Rang behauptet: Ist es wohl billig, daß man ihn deswegen für gar nichts achtet? Bloß durch die Vergleichung hat er so viel verlohren. So oft man ihn betrachtet, oder über ihn urtheilet, zieht man nicht so wohl ihn selbst, als bloß das Verhältniß, in welchem er mit einem Pferde steht, zu Rathe. Man scheint über dieser Vergleichung ganz zu vergeßen, daß er ein Esel und mit allen Eigenschaften seiner Natur, mit allen an seiner Art haftenden Gaben ausgerüstet ist. Man richtet sein Augenmerk bloß auf die Figur und auf die Eigenschaften des Pferdes, welche dem Esel fehlen, ohne sich zu erinnern, daß ihm diese keinesweges zukommen.

Er besitzt eben so viel Demuth, Geduld u. Gelaßenheit, als das Pferd, Stolz, Feuer und Ungestüm äußert. Züchtigungen und Schläge duldet er mit Standhaf-

tigkeit und vielleicht mit wahren Heldenmuth. Man hat ihm eine vorzügliche Genügsamkeit, so wohl in Absicht der Menge, als der Beschaffenheit seines gewöhnlichen Futters nach zu rühmen. Ihm schmecken auch die härtesten und unangenehmsten Pflanzen, welche das stolze Pferd und andere Thiere verachten und für ihn stehen laßen. Bloß in Ansehung des Waßers verräth er eine gewiße Zärtlichkeit seines Geschmackes. Er löschet seinen Durst nur im reinsten Waßer und in Bächen, die er schon gekostet hat. Sonst ist er beym Trunke eben so mäßig, als beym Freßen. Die Nase stekt er nicht, wie das Pferd, ganz ins Waßer, weil er sich, wie man glaubt, vor dem Schatten seiner Ohren fürchtet *). Weil man sich nicht gern die Mühe nimmt, ihn zu striegeln, so ersezt er diese Vernachläßigung dadurch, daß er sich oft auf dem Rasen herum wälzet, und sich der Disteln und des Farrenkrauts statt natürlicher Striegeln bedienet. Ohne sich viel um die aufgebürdete Last zu bekümmern, legt er sich nieder und wälzet sich, so oft es ihm einfällt. Hierdurch scheint er seinem Herrn wiederhohlte Vorwürfe wegen der wenigen Sorgfalt machen zu wollen, die er auf ihn verwendet. Er wälzet sich nicht, wie ein Pferd, in Koth und Waßer herum, sondern fürchtet sich so gar seine Füße zu beschmutzen, daher auch der Esel dem Kothe lieber durch Umwege auszuweichen suchet. Er hat auch wirklich magrere und feinere Schenkel, als das Pferd. Man kann aus einem

Esel

*) S. *Cardanus* de Subtilitate Libr. X. Ohnstreitig hat man diesen Grund ehe für eine Subtilität, als für eine Wahrheit, anzusehen. NT.

Esel, durch gute Zucht, gar wohl ein geschicktes Thier machen; und man hat in der That einige so wohl abgerichtete gesehen, daß man sich ihrer bedienen konnte, die Neubegierde der Menschen, auf Unkosten ihrer Börsen, mit Künsten der Esel zu unterhalten. *)

In seinen ersten Jugendjahren ist ein Esel ein lustiges und so gar gemeiniglich ein artiges Thier. Er besitzt eine natürliche Leichtigkeit und giebt Spuren eines feinen Betragens. Allein mit allen diesen Eigenschaften hat es nicht lange Bestand. Bey der gewöhnlichen Behandlung verdirbt gar bald auch der wohlgeartetste Esel, unter der Aufsicht derer, die ihn erziehen. Etwas kann auch wohl das Alter darzu beytragen, wenn er endlich träge, ungelehrig und halsstarrig wird. Feurig ist er nicht ehe, als wenn seine Begierden erwachen. Zu dieser Zeit äußert er eine Wuth, welcher durch nichts Einhalt geschehen kann. Man hat ihn in dieser Hitze sich so weit vergeßen gesehen, daß er wenig Augenblicke darnach des Todes gewesen. So heftig seine Wuth in seiner Brunst ist, eben eine so starke Zuneigung beweiset er auch für seine Jungen. Plinius versichert, wenn man eine Mutter von ihren Jungen trennte, daß diese weder Feuer noch Flammen scheuen würde, um sich wieder mit ihm zu vereinigen. Auch seinem Herrn pflegt ein Esel sehr ergeben zu seyn, wenn er auch noch so schlecht von ihm gehalten wird. Er kann ihn von weiten spüren und von allen andern Menschen unterscheiden. Die Oerter seines gewöhnlichen Aufenthaltes, die Wege, die er oft gegangen, ken-

*) S. *Aldrovandus* de Quadr. soliped. Lib. I. p. 308.

kennet er sehr genau. Seine Augen sind gut und sein Geruch bewundernswürdig, besonders in Auswitterung einer Eselin. Die Vortreflichkeit seines Gehöres ist mit Schuld an der Stelle, die man ihm unter den furchtsamen Thieren eingeräumet hat; weil man sich eingebildet, alle furchtsame Thiere müßten ein sehr feines Gehör und lange Ohren haben. Das Gefühl einer Ueberladung, wodurch man ihn bedrücket, giebt er dadurch zu erkennen, daß er den Kopf sinken und die Ohren herabhängen läßt. Wenn man ihn zu arg quälet, so sperrt er das Maul auf und ziehet seine Lefzen auf eine höchst widrige Art einwärts. Er scheint hierdurch gleichsam die Miene eines höhnischen Spötters anzunehmen. Sonderbar ist es, daß er ganz unbeweglich bleibt, wenn man ihm die Augen zuhält. Noch sonderbarer aber sieht es aus, wenn er sich auf die eine Seite gelegt hat und man seinen Kopf in die Stellung bringet, daß eines von beyden Augen die Erde berührt und hernach das andere mit einem Stein oder Holz zugedekt wird. Er bleibt in dieser Stellung, so lange man es zuläßt, unbeweglich liegen, ohne sich zu schütteln und aufzustehen. Er schreitet, er trabet und gallopiret, wie ein Pferd. Nur daß alle diese Bewegungen kleiner sind, und langsamer von statten gehen. Anfänglich kann zwar ein Esel ziemlich hurtig laufen. Es gehört aber dennoch viel Zeit darzu, wenn man auch nur einen mäßigen Weg mit ihm zurücke legen will. Ueberdies mag er eine Bewegung des Ganges annehmen, was er für eine will, so ist er doch, bey starkem Antriebe seines Reiters, gar bald mürbe zu machen.

Das

Das Pferd wiehert und der Esel schreyt *). Sein Geschrey ist nicht allein anhaltend und höchst widrig, sondern es dringet auch, durch die unerträglichsten Uebelklänge, bald aus hohen in tiefe, bald wieder aus tiefen in hohe Töne, sehr beleidigend in fühlbare Ohren. Gemeiniglich pflegen ihm bloß die Bedürfniße der Begierden oder des Hungers dieses mißstimmende Geschrey abzunöthigen. Die Stimme der Eselin ist noch weit klärer und eindringender. Ein verschnittener Esel behält nur eine ganz tiefe schwache Stimme, die man, wenn er sich auch noch so viel zu bemühen und noch so viel Bewegungen mit seiner Kehle zu machen scheinet, dem ohnerachtet nicht weit von ferne hören kann.

Vom Ungeziefer hat ein Esel, unter allen haarigen Thieren, am wenigsten auszustehen. Läuse wagen sich niemahls an ihn. Vielleicht weil er mit einer allzu harten und trocknen Haut versehen ist. In der That ist er, an Härte der Haut den meisten veirfüßigen Thieren überlegen. Desto leichter wird es ihm, bey Wirkungen der Peitschen und beym Stiche der Fliegen unempfindlich zu bleiben.

Nach drittehalb Jahren fallen die ersten mittelsten Schneidezähne, hernach auch die andere Schneidezähne neben diesen aus. Die neuen pflegen dann

*) Von der Stimme des Esels und allen dazu erforderlichen organischen Werkzeugen S. in den *Mem. de l' Acad. R. des Scienc. de Par.* Année 1756 – les Recherches sur les organes de la voix des Quadrupédes &c. *p. Mr. Hérissant, ou Bibl. des Scienc.* Tom. X. p. 265. M.

zu eben der Zeit und in eben der Ordnung, wie bey den Pferden, wieder hervor zu kommen. Aus den Zähnen beurtheilet man auch das Alter eines Esels, welches die dritten Schneidezähne jeder Seite, wie bey den Pferden, anzeigen.

Mit dem Schluß des zweyten Lebensjahres fängt sich bey den Eseln das Vermögen an, sich zu vermehren. Das Weibchen giebt noch früher Merkmale davon, als das Männchen und ist nicht minder geil, als dieses; aber eben deswegen auch sehr unfruchtbar. Wenn man nicht sorgfältig darauf bedacht ist, einer Eselin gleich das angenehme Gefühl zu benehmen, und sie durch Prügel in den entzükten Bewegungen ihrer Begierden zu unterbrechen, so wird sie allemal, unmittelbar nach der Begattung, die vom Beschäler empfangne Feuchtigkeit wieder von sich geben, und ohne die angezeigte Vorsicht nur selten etwas bey sich behalten. In den May und Brachmonath fällt gemeiniglich die Zeit ihrer Hitze. So bald sie trächtig sind, verliert sich ihre Hitze. Im zehnten Monath pflegen sie Milch zu bekommen und im zwölften zu fohlen. Oft entdecket man in der Feuchtigkeit des Schafhäutchens harte Stücken, welche dem Pferdegift eines Füllens gleichen. Sieben Tage nach der Geburth gerathen die Eselinnen von neuem in Hitze und sind im Stande, den Esel wieder zu zulaßen, folglich gleichsam beständig zu tragen, zu fohlen und Junge zu nähren. Sie bringt nur ein Junges und nur so selten zween auf einmal zur Welt, daß man vom leztern Fall beynahe kein Beyspiel aufzuweisen hat. Nach fünf oder sechs Monathen kann und muß man billig den jungen Esel absezen, auf daß die Mutter, wenn sie trächtig ist, ihre Frucht

beque-

bequemer und beßer nähren könne. Der Beschäler oder Hengstesel muß unter den größten und stärksten seiner Gattung gewählet und ausgesuchet werden. Er darf nicht unter drey und muß nicht über zehn Jahre alt, mit hohen Schenkeln, einem völligen Körper, einem erhabnen und leichten Kopf, lebhaften Augen, großen Nasenlöchern, einem etwas langen Hals, einer breiten Brust, fleischichten Nieren, weiten Ribben, einem platten Kreutz, kurzem Schwanz, einem glänzenden weich anzufühlenden und dunkelgrauem Haar begabet seyn.

Da ein Esel, eben so, wie ein Pferd, wenigstens drey bis vier Jahre zu wachsen hat, so pflegt er auch sein Alter, wie dieses, auf fünf und zwanzig bis dreyßig Jahre zu bringen. Doch sollen die Eselinnen gemeiniglich ein höheres Alter, als die Esel, erreichen. Allein hiervon ist ohnstreitig der Grund bloß darinn zu suchen, daß die Eselinnen, weil sie oft trächtig sind, beßer geschonet, die Esel aber beständig unter dem entkräftenden Druk der Lasten, der Schläge und Arbeit erhalten und angestränget werden. Sie schlafen noch weniger, als die Pferde, und legen sich nicht ehe zur Ruhe nieder, als wenn sie ungewöhnliche Strapazen zu dulden gehabt. Ein Hengstesel ist ebenfalls dauerhafter, als ein Hengstpferd, und seine Hitze scheint mit den Jahren zuzunehmen. Ueberhaupt genüßt ein Esel einer viel dauerhaftern Gesundheit, als ein Pferd. Er ist minder zärtlich und also wenigern Krankheiten, als dieses, unterworfen. Die Alten wußten so gar vom Esel keine weitere Krankheit, als den Roß, anzugeben, wovon er doch, wie schon erwähnet worden, viel seltener, als ein Pferd, befallen wird.

Unter den Eseln giebt es eben so, wie unter den Pferden, mancherley Arten (Races), die uns aber nicht so gut bekannt sind, weil man sich weniger um sie bekümmert und sie nicht mit so vieler Aufmerksamkeit ausgeforschet hat. Wenigstens läßt sich mit Gewißheit vermuthen, daß in den warmen Himmelsstrichen das ursprüngliche Vaterland aller Esel sey. Aristoteles versichert *), man habe zu seiner Zeit weder in Skythien, noch in andern daran grenzenden mitternächtlichen Ländern, auch nicht in Gallien, wo es, nach seiner Aussage, beständig kalt ist, dergleichen Thiere wahrgenommen. Entweder, fährt er fort, muß die Kälte solcher Himmelsstriche sie an der Fortpflanzung hindern, oder zu Ausartungen Gelegenheit geben. Den lezten Umstand macht er zur Ursache ihrer Kleinigkeit und Schwäche in Illirien, Thracien und Epirus. Auch in Frankreich sind sie noch eben so beschaffen, ob sie gleich daselbst schon seit langer Zeit gleichsam wie zu Hause gewesen und die Kälte des Himmelsstriches durch die Menge niedergehauener Waldungen und ausgetrokneter Moräste, merklich abgenommen hat. Noch weit gewißer ist es, daß man sie in Schweden und andern mitternächtlichen Ländern, iezo noch als etwas Neues betrachtet. **) Ursprünglich scheinen sie aus Arabien gekommen und von hier nach Egypten, von da nach Griechenland, von hier weiter nach Italien, von da nach Frankreich, hierauf nach Deutschland, Engelland und endlich nach Schweden u. s. w. gebracht worden zu seyn; denn in der That sind sie, nach dem

*) de Generat. animalium. Libr. II.

**) S. *Linnei* Fauna Suec. Ed. I. n. 35.


A
B
C
D
E
F
G
H
Buff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T.
G. sc.

dem Verhältniß der strengen Kälte der Himmelsstriche, allemal desto schwächer und kleiner.

Die Nachrichten der Reisenden geben uns von diesen Wanderungen der Esel hinlängliche Bestätigung. „In Persien, sagt Chardin *), wird man zweyerley Arten von Eseln gewahr, nämlich die trägen und schweren Landesel, deren man sich bloß zu Fortschleppung schwerer Lasten bedienet, **) und noch eine arabische Art. Die leztern stellen ungemein artige Thiere und in der ganzen Welt die vorzüglichsten Esel vor. Sie machen sich durch ein glattes Haar, einen hohen Kopf und leichte Schenkel, die sie wohl zu brauchen wißen, vor allen Thieren ihrer Gattung berühmt. Ihr Gang ist untadelhaft. Sie werden auch bloß zum Reiten gebraucht. Man legt ihnen Sättel auf, welche den runden oben platten Packsätteln ähnlich, von Tuch oder Tapetenwerk verfertigt, und mit nöthigen Reitzeug und Steigbügeln versehen sind. Man sitzt auf denselben viel näher am Kreutz, als am Halse des Thieres. Einige dieser Esel werden mit vierhundert Livres, keiner

*) S. Le *Voyage de Chardin* Tom. II. p. 26. 27.

**) Olearius in seiner persianischen Reisebeschreib. Schleswig. 1663 Fol. p. 576 sagt: wie die Lastesel überhaupt in Asien häufiger, als in andern Theilen der Welt gefunden werden, so scheint auch Persien vor anderen oriental. Völkern die meisten zu haben. In Ispahan sind sie kaum zu zählen. In allen Straßen findet man sie unter ihrer Last herum gehen. Die Eseltreiber haben an ihren Peitschen eine Kette mit einer Pfrieme, womit sie beständig raßeln, stechen und ohne Aufhören ihren Untergebenen laut zurufen. M.

keiner aber unter fünf und zwanzig Pistolen bezahlet. Hier läßt man ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren, sie, wie die Pferde, zu putzen, begnüget sich aber, sie bloß zum Paß abzurichten. Die Art, wie es geschieht, ist folgende: Man hänget ihre Hinter- und Vorderschenkel auf der einen Seite mit zween baumwollenen Stricken zusammen. Ihre Länge wird nach dem Schritt eines Esels, den man zum Paßgänger abrichten will, genau abgemeßen. Hernach werden sie mit einem andern Strik, der in der Gegend, wo der Steigebügel ist, durch den Bauchgurt gezogen wird, aufgehänget. Gewiße Arten von Bereitern besteigen des Morgens und Abends diese Thiere, um sie beständig in diesem Gange zu üben. Damit sie mehr Athem haben mögten, werden ihnen die Nasenlöcher aufgeschlitzet. Ihr Gang ist so flüchtig, daß man, um sie einzuhohlen, gallopiren muß."

Sollten wohl die Araber, welche schon so lange Zeit gewöhnt sind, die Arten ihrer **Pferde** mit gröster Sorgfalt zu erhalten, die **Esel** eben so vieler Aufmerksamkeit würdigen? oder sollte man hieraus nicht vielmehr einen Beweis nehmen, daß der Himmelsstrich Arabiens der vorzüglichste und beste für alle beyde seyn müße? Aus Arabien sind sie hernach in die **Barbarey**, nach **Egypten** *) gekommen,

*) S. *Le Voyage de Shaw.* Tom. I. p. 308 oder deutsche Ausgabe Leipz. 1765 p. 148. Der Esel gehört unter die stärksten und nützlichsten Thiere der Barbarey. Der Sattel wird ihm nicht so wohl zu Algier, als zu Tunis aufgelegt, wo sie gemeiniglich weit stärker u. grösser

men, wo sie eben so schön und groß gewachsen, als in den heißesten Himmelsstrichen von Indien, z. B. in Guinea *), sind, wo sie an Größe, Stärke und anderen Vorzügen die Landpferde noch übertreffen sollen. In Madura **) werden sie so gar in großen Ehren gehalten. Eine der ansehnlichsten und edelsten Zünfte der dortigen Indianer begegnet ihnen mit außerordentlicher Ehrerbietung, weil sie glauben, die Körper der Esel wären der allgemeine Sammelplatz aller abgeschiedenen Seelen von adelichem Herkommen. In allen mittäglichen Ländern, von Senegal bis nach China, giebt es weit mehr Esel, als Pferde, auch häufigere wilde Esel, als wilde Pferde.

Die

ser sind. In Kairo, sagt D. Pocock in der Beschr. des Morgenlandes 1 Th. Erl. 1771 p. 308 reiten bloß die Vornehmen auf Eseln, die von einer grossen Art sind, und deren es, wie man saget, an vierzigtausend in dieser Stadt giebt. S. *Description de l' Egypte* Lettre IX. p. 29. Il faut avouer que les Asnes n'ont rien ici de la paresse et de la pesanteur naturelle aux autres. Au contraire ils ont un feu que les plus longues marches ne ralantissent point. Ils fournissent sans difficulté au longs Voyages de la Mecque et ont un pas si vite et en même tems si doux que les chevaux ne les peuvent suivre qu'au trot. Quoique ils soient ici trop communs, il s'en vend tous les jours jusqu'à deux ou trois cent livres. M.

*) S. Le *Voyage de Guinée* par *Bosmann.* Utrecht 1705 p. 239.

**) S. Lettres edifiantes. Xte Samml. p. 96.

Die Lateiner haben den **wilden Esel** oder den **Waldesel**, nach den Griechen, mit dem Namen *onager* beleget. *) Man darf ihn aber nicht, mit einigen Reisebeschreibern und Naturforschern, mit dem **Zebra** verwechseln, deßen Geschichte wir besonders liefern wollen, weil er zu einer andern Gattung von Thieren, als der Esel, gehöret. Der **Onager** oder **Waldesel** hat keine solche Streifen, wie der **Zebra**, und lange nicht eine so zierliche Bildung, als dieser. Auf einigen **Inseln des Archipelagus**, besonders auf der **Ingel Cerigo** **) giebt es unterschiedene wilde Esel, noch mehrere aber in den **Wüsten Lybiens** und **Numidiens** ***). Sie haben ein graues Haar und

*) *Linn. S. Nat.* Ed. XII. p. 101 Equus, Asinus, caudâ extremitate setosâ &c. *Onager Briss. Quadr.* p. 72. n. 5. *Onager*, s. Equus auriculis longis, jubâ brevi, *pelle tuberculis parvis scabrâ*, quâ efficitur quod Galli *Chagrin* vocant, his tuberculis ab Asino domestico differt. *Klein Quad.* p. 7. C. Asinus sylvestris; Asiniferus Onager. *Gesn. Quadr.* p. 19. Onagrus s. Asinus sylv. *Raj. Quadr.* p. 63. n. 3. Onager. *Aldrov. Quadr. Solid.* p. 352. (malé) *Johnst. Quadr.* p. 14. T. 12. (figura cornuta, quod malé) *Charlet. Exerc.* p. 4. Hallens Thiere 1 B. p. 252. NB.) der gehörnte Esel, das Einhorn, gehört in das Verzeichniß der Dinge, welche die Welt schon wieder vergeßen hat. D. **Merkleins Thierb.** p. 41. **Fr.** L'Asne sauvage. *Vallm. de Bom. Dict.* Tom. I. p. 267. 270 *Encyclop. oeconom.* Tom. II. p. 44. **Griech.** Ονάγρος. **Per.** Kuhr. **Engl.** Wild Ass. S. **Dappers** Afrik. Ins. p. 33. **Guyons** Ostindien. p. 118. **M.**

**) S. Le Recueil de *Dapper*. p. 185 und 378.

***) S. *Leonis* Afric. descr Tom. II. p. 52 und l'Afrique de *Marmol* Tom. I. p. 53.

und eine Schnelligkeit im Laufen, welcher es nur ein barbarisches Pferd gleich zu thun vermögend ist. Beym Anblick eines Menschen thun sie einen lauten Schrey, schlagen hinten aus, stehen stille, und fliehen ehe nicht, als wenn man sich ihnen zu nähern anfängt. Sie werden in Schlingen und Schleifen von Stricken gefangen. Auf der Weide und bey der Tränke halten sie sich Heerdenweise zusammen. Ihr Fleisch pflegen die Einwohner dasiger Gegenden zu essen. Zu den Zeiten des eben angeführten Marmol waren auch auf der Insel Sardinien Waldesel zusehen, sie hatten aber nicht die Größe der afrikanischen. Pietro Della Valle hat, wie er versichert *), einen wilden Esel zu Basora gesehen, der sich in Ansehung der Figur gar nicht von den zahmen oder Hauseseln unterscheiden ließ. Eine hellere Farbe und ein gelblicher Strich vom Kopf bis auf den Schwanz war sein einziges Unterscheidungsmerkmal; außer daß er mehr Lebhaftigkeit äußerte, und schneller, als ein gemeiner Esel, laufen konnte.

Olearius erzählet **), wie er sich einst mit dem Könige von Persien auf eine aufgemauerete Bühne in einem kleinen Thierhof begeben. „Es wurde, „sagt er, angfänglich Konfekt aufgesezt und etliche„mal herum getrunken, hernach trieb man zwey und „drey-

*) S. Voyages *de Pietro della Valle.* Tom. VIII. p. 49.

**) S. Le Voyage *d'Adam Olearius* à Par. 1656. Tom. I. p. 511. oder vermehrte moskowitische und persianische Reisebeschr. von Ad. Olearius. 2ten Aufl. Schleswig. 1663 Fol. S. 526. M.

„dreyßig Stück von wilden Eseln in den Thierhof. „Der König that etliche Schüße mit Pfeilen und „Kugeln unter sie, alsdann war es einem jeden erlaubt, „wer nur Lust hatte, zu schießen. Es war ein rech„tes Vergnügen, dieses Schauspiel mit anzusehen. „Etliche dieser Esel hatten zehn und mehrere Pfeile „an sich stecken. Wenn diese sich unter den Haufen „mischten und die noch unbeschädigten damit anstief„sen, entstand ein seltsamer Streit mit Ausschlagen „u. um sich Beißen der Esel unter einander. Nachdem „sie alle theils erschoßen, theils niedergesäbelt waren, „legte man sie nach der Reihe dem König vor u. verschik„te sie dann in die königliche Küche nach Ispahan. „Die Perser halten den Kuhr oder wilden Esel für „ein so delikates, königliches Eßen, daß bey ihnen „ein Sprüchwort aus diesen Leckerbißen entstanden „ist." Indeßen ist es kaum zu glauben, daß diese 32 Esel alle in den Wäldern gefangen worden. Ohnstreitig waren es Esel, die man in großen Thiergärten, zu dem Vergnügen der Jagd, und um sie hernach zu speisen, erzogen hatte. *)

In

*) Ob gleich die meisten alten Schriftsteller, besonders *Ctesius*, *Aelianus* L. IV. c. 52. *Ruysch* T. II. p. 14. der Abt Guyon l. cit. Johnston l. c. dem wilden Esel ein Horn auf die Stirn gesezt hatten, so muß doch entweder hierinn eine Art der Verwechselung vorgegangen, oder wenigstens nicht alle Waldesel mit Hörnern versehen gewesen seyn, weil schon Tavernier in s. *Voyage en Perse* L. V. C. I. als etwas Besonders und Rares anmerket, daß der Gouverneur von Schiras dem Schah Abas einen purpurrothen (vielleicht gefärbten) Esel mit einem ohngefähr einem Fußlangen Horn auf der Stirn geschenket. Von der Geschwindigkeit

In Amerika hat man eben so wenig Esel, als Pferde, wahrgenommen, ob gleich der Himmelsstrich besonders des mittäglichen Theiles von Amerika, so gut, als irgend ein andrer, für beyde Thiergattungen schiklich wäre. Diejenige, welche die Spanier dahin gebracht und welchen sie auf großen Inseln und auf dem vesten Lande völlige Freyheit ertheilet haben, sind in diesen Gegenden, durch die Fortpflanzung so zahlreich worden, daß man daselbst an vielen Orten ganze Herden wilder Esel antrift, die man daselbst, wie die wilden Pferde, mit Schlingen auffänget.*)

Die großen Maulesel werden eigentlich durch den Esel mit einer Stute **), die kleinen aber durch einen Hengst mit der Eselin erzeuget, ***) und sind von

digkeit eben dieser Thiere redet auch Xenophon in expeditione Cyri minoris. vers. *Gallic. Ablancourtii* L. I. §. 5. p. 39 M.

*) S. Le nouveau Voyage aux Isles de l'Amerique. à Par. 1722 Tom. II. p. 293.

**) Die vom Waldesel und einer Stute gezeugten Maulesel sind allemal unter allen die stärksten. M.

***) *Linn. S N.* Ed. XII. p. 101. *Asinus Mulus*, ab equâ et Asino. *Hinnus* ab asina et equo. Steriles. *Raji Quadr.* p. 64. *Briss. Quadr.* p. 71. Equus auriculis longis, erectis, jubâ brevi. *Mulus*, Le *Mulet*. *Klein. Quadr.* p. 6 NB. Asinus biformis, hybridus, *Mulus. Aldrov. Quadr. Solid.* p. 358. *Gesn. Quadr.* p. 794. Fig. bona. *Gesn. Jcon. Quadr.* Fig. p. 21. bona. *Johnst. Quadr.* p. 15. Tab. VI. Fig. sat bona. *Charlet. Exercit.* p. 4. *Sloane Nat.*

von den erstern in vielen Stücken unterschieden. Von Erzeugung der Maulesel und Maulochsen *) u. s. w. behalten wir uns vor, künftig besonders und weitläuftig zu handeln und endigen hier die Geschichte des Esels mit einer kurzen Anzeige seiner Eigenschaften und des Gebrauchs, den wir von ihm zu machen gewohnt sind.

In so fern wir in unsern Himmelsstrichen gar nichts von wilden Eseln zu sehen bekommen, ist es uns auch nicht möglich, vom guten Geschmak ihres Fleisches etwas Zuverläßiges vestzusetzen. Desto überzeugender weis man bey uns, daß das Fleisch der Haußesel noch weit schlechter, härter, eckler, übelschme-

Nat. History of Jam: Vol II p. 327. Hallens Nat. Gesch. der Thiere 1 B. p. 251. Maulesel. Zwitteresel. Bekmanns Anfangsgr. der Naturhistorie Gött. 67. p. 9. Franz. Mulet das Weibchen Mule. S. *Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. Nat.* Tom. VII. p. 260 – 265. *Cours d'Hist. Nat.* Tom. I. p. 467. le *Mulet*. Span. und Ital. Mulo. Mula. Schwed. Mulâsna. Engl. Mule. Hebr. Pered. das Weibchen Pirdah Chald. Cudana. Griech. Ἡμίονος. Arab. Beal. Illyr. Mezeck. Sonst kann man über die Maulesel und Bastardthiere auch nach Bonnets Considerations sur les corps organisés à Amst. 1762. 2. Voll. 8vo und besonders des Herrn Abt Spallanzani physikal. und mathemat. Abhandlungen. Leipz. 1769 gr. 8. von p. 208 – 343. nachlesen, wo man von dieser Sache die ausfürlichsten Nachrichten findet. M.

*) Maulochsen, *Onotauri, Jumars, Gemars*, werden von einem Ochsen und einer Stute oder Eselin, oder auch


Tab. IX.
Der Maulesel
Pag. 224.
Buff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.
G. sc.

schmeckender, als Pferdefleisch ist. Galen *) hält es noch überdieß für ein schädlich Fleisch, welches zu vielen Krankheiten Anlaß geben kann. Dagegen ist die Milch der Eselinnen ein sehr bewährtes und specifisches Mittel wieder gewiße Krankheiten, deßen Gebrauch sich von den Griechen her bis auf unsere Zeiten beständig erhalten. Um eine recht gute Milch dieser Art zu bekommen, muß man zu dieser Absicht eine junge, gesunde, fleischichte Eselin aufsuchen, die vor kurzem geworfen hat und nachhero nicht wieder beleget worden ist. Den jungen Esel, welchen sie eben säuget, muß man von ihr wegnehmen, sie reinlich halten, ihr auch satt, Heu, Gerste, Hafer und solche Kräuter zu freßen geben, deren heilsame Wirkungen einen kräftigen Einfluß auf die Krankheit, wogegen man sie brauchet, haben können. Eine nöthige Vorsicht ist noch diese, die Milch nicht erkalten, auch nicht einmal an der Luft stehen zu laßen, weil sie alsdann gleich der Verderbniß unterworfen wäre. **)

Die

auch von einem Esel und einer Kuhe gezeuget. Man kann von ihnen den Spallanzani l. cit. p. 214. rc. *Cours d'H. Nat.* T. I. p. 458. und *Vallm. de Bom.* l. c. Tom. 17. p. 174 nachlesen. Herr von Büffon scheinet in einem der folgenden Bände die Wirklichkeit der Maulochsen in Zweifel zu ziehen, Herr Bourgelat aber im *l'Avant-coureur* à Par. 1767. No. 50. 51 ihr Daseyn zu bestätigen. M.

*) de Alimentorum facultatibus Libr. III.

**) Von den Eigenschaften, Gebrauch und Nutzen der Eselsmilch, S. *Gaz. Salut.* 1766 *no. XI.* Frankf. neue Ausz. III. Th. p. 224 besonders D. Krünitz auserlesene Aufsäze rc. Leipz. 1767. 68. 8vo S. 81

Die Alten hatten im Blut, im Harn dieses Thieres u. s. w. viel Kräfte, im kleinen Gehirn aber, im Herzen, in der Leber u. s. w. viel specifische Eigenschaften wahrzunehmen geglaubet; *) allein man hat nachher eingesehen, daß alle gerühmte Tugenden dieser Theile durch die Erfahrungen entweder vernichtet oder wenigstens nicht bestätiget wurden.

Weil die Haut eines Esels ungemein Hart und mit einer starken Spannkraft versehen ist, so bedienet man sich derselben auf eine vortheilhafte Art zu mancherley Gebrauche. Man pfleget aus derselben Siebe, Trommeln und sehr dauerhafte Schuhe, auch ein starkes Pergament zu Schreibetafeln, das mit einem Gips leicht überzogen wird, zu verfertigen. Aus eben dieser Haut wißen auch die orientalischen Völcker den Sagri **), den wir Chagrin ***) nennen, künstlich zu zubereiten. Es ist sehr wahrscheinlich,

81 – 86. und alle daselbst angeführte Schriften, ingl. des Herrn D. Unzers Arzt eine med. Wochenschr. Hambl. gr. 8vo 1 Aufl. 1749. ꝛc. V. Th. p. 331 und 371. Neue Aufl. 1769 3. B, p. 273 und 300. M.

*) Wer von den gerühmten Heilkräften fast aller Theile des Esels einige Nachrichten suchet, kann sie theils in Herrn *Lemery* Mater. Lexikon Leipz. 1721. Fol. p. 113 ꝛc. theils in Merkleins Thierbuch, von S. 43 bis 46 angeführet finden. M.

**) S. Le Voyage de *Thevenot* T. II. p. 54.

***) Eine hinlängliche Beschreibung vom Chagrin und von der Zubereitung deßelben aus der Eselshaut, findet

lich, daß auch die Knochen dieses Thieres, wie deßen Haut, etwas härter, als die Knochen anderer Thiere seyn müßen, weil sie die Alten zu Verfertigung gewißer Flöten anwendeten, deren Ton sie für ungleich heller und reiner, als in allen andern aus Knochen gemachten Flöten, hielten.

Unter allen Thieren ist der Esel vielleicht im Stande, nach Beschaffenheit seiner Größe die schwerste Last zu tragen. Da er nun außerordentlich wohlfeil zu erhalten ist, und fast gar keine Pflege verlanget, so ist er auf dem Lande, bey Mühlen u. s. w. als ein höchst nutzbares Thier zu betrachten. Er kann auch gar wohl zum Reiten gebraucht werden. Denn sein Gang ist sanft und sicher, weil er nicht so oft stolpert, als ein Pferd. Man pflegt ihn auch in Ländern, wo ein lockerer Boden ist, oft in den Pflug zu spannen, und sein Mist kömmt einem schweren und feuchten Erdreich, als ein guter Dünger, vortreflich zu statten.

findet man in den hiesigen Mannigfaltigkeiten, einer gemeinnütz. Wochenschr. III. Jahrg. S. 8 – 11. S. *Vallm. de Bom.* l. c. T. I. p. 484. *Encyclop. oecon.* T. II. p. 43. Tom. IV. p. 304. *Mem. de l'Acad. des scienc. de Par.* 1709. p. 8. **M.**





Zusatz.

Alle Benennungen der äußern Theile des Pferdes laßen sich auch auf den Esel anwenden; weil er aus eben den Theilen, wie das Pferd, bestehet. Indeßen findet man an den Hinterschenkeln der Esel keine Schwämme. An den Vorderschenkeln wird man Spuren derselben fast an eben dem Orte gewahr, an welchem sie bey dem Pferde sitzen. Eine schwarze von Haaren entblößte Haut, woran sich gar nichts hornartiges zeiget, ist eigentlich das Merkmal dieser Spuren. Auf dem untern und hintern Theile der Köhden (Boulets) eines jeden Schenkels bemerkt man auch einen kleinen runden Fleck von schwarzer Haut, ohne Horn. Er scheinet die Spur des Sporns (Ergot) am Pferde hier vorzustellen.

Die gemeinste Farbe der Esel ist Mausefahl, zuweilen auch Lichtgrau, oder Grau mit dunkeln Flecken vermischet. Man sieht indeßen auch weiße, rothe, braune und schwarze. Die grauen Esel haben eine weiße Schnautze (Tab. IV. A.). Ein mit roth vermischtes Band endiget gemeiniglich diesen weißen Fleck. Das Ende der Lefzen ist schwarz (Ibid. B.) bis an die Nasenlöcher. Bey einigen erblickt man bloß zwey schwarze Bänder, die auf jeder Seite bis an die Nase gehen. Die Ohren sind schwarz eingefaßt und auswärts auf dem Grund (Ibid C.) mit eben dieser Farbe gleichsam besprenget. Der übrige Theil spielt in ein mit Roth vermengtes Grau. Von dem Schopfe (Ibid D.) erstrecket sich ein langer

ger schwarzer Streif längs der **Mähne** (Ibid E.) hin, welcher über das **Vorderroß** (F.) hinweg, auf der ganzen Länge der **Rückensäule** hin, über die **Schwanzriebe** bis ans Ende fortläuft. Quer über das Vorderroß geht ein ander schwarzes Band an der Seite bis auf die Mitte der Schultern (G) herunter. Die innere oder die untere Seite des Schwanzes ist von gleicher Farbe. Bey den meisten grauen Eseln sind an den Vorderschenkeln sowohl, als an den Hintern, das **Knie**, die **Röhde**, der Feßel und die **Krone** schwarz oder braun. An manchen wird man auch in der Mitte und vorn auf dem **Kegel**, auch oben auf der Röhre der Hinterschenkel einen schwärzlichen Halbzirkel gewahr. Andere zeigen, aber nur selten, vorn auf dem Kegel (H) einen Zoll weit von einander zween Halbzirkel von eben dieser Farbe. Viel gewöhnlicher ist es, den Kegel aller vier Schenkel an einigen Stellen mit braunen oder schwarzen Ringen bezeichnet zu sehen. Das Innwendige der Ohren, der Kanal, die Kehle, die Brust, der Bauch, die Flanken und innere Seite der Kegel und Dickbeine pflegen bey allen Eseln, was für Farbe sie auch sonst haben mögen, ganz weiß zu seyn, wenigstens eine schmutzig weiße Schattirung oder eine hellere Farbe, als der übrige Theil des Körpers, zu haben. Um die Augen herum bemerkt man bey den meisten Eseln einen weißen oder weißlichten Ring, deßen auswendiger Rand meist eine braunliche Farbe hat, welche sich nach dem Verhältniß der mehrern Entfernung von diesem Ringe immer mehr verlieret. Die **braunen u. rothen Esel** sind, wie die grauen, auf den Ohren schwarz gezeichnet; nur die Mitte der äußern Fläche ist nicht von einer so tiefen Farbe, als der übrige Theil des Körpers.

Man würde ganz gewiß eine weit größere Mannigfaltigkeit in den Farben dieser Thiere bemerken, wenn man in der Wahl der Beschäler und bey Vermischung dieser Thiere mehr Sorgfalt anwendete. Dennoch sieht man zuweilen Esel, welche so wohl weiß geflekte Füße, als einen Stern oder einen weißen Streif auf der Stirn haben, welcher sich aber gemeiniglich mit dem weißen Fleck an der Schnautze vermischet. Erste sind fast alle auf der Mitte des Stirnblatts, auch an der Mähne, hinter jedem Ohre mit einer weißen Aehre versehen. Ueberhaupt aber ist das Haar eines Esels härter, vester und länger, als das Haar der Pferde.

Weil die Esel weder an die Kutschen oder zum Reiten, noch überhaupt zum Staate gebraucht werden, so hat man auch nur wenig Aufmerksamkeit auf das Verhältniß der Theile ihres Körpers gerichtet. Genug wenn sie weder krumme Schenkel, noch einen eingebognen oder sogenannten Karpfenrükken haben, und, ohne zu stolpern, eine gute Last fortzutragen taugen. Ohnstreitig mag die große Sorgfalt für die schöner gebaute Pferde die Ursache seyn, warum so wenig auf gute Art von diesen Thieren oder auf bestimmte Regeln gedacht wird, wornach man das beste Verhältniß aller Theile ihres Körpers bestimmen könnte.

Der große und schwere Kopf des Esels, wenn er mit einem Pferde verglichen wird, die langen und schwankenden Ohren, sein breiter und dicker Hals, die schmale Brust, eingebogener, fast schneidender Rücken; die Hüften, welche höher sind, als das Vorderroß, das platte Kreutz, der kahle Schwanz, die

engen

engen und zunahe aneinander stehende Hinterschenkel, machen ohnstreitig, daß er neben dem edlen und stolzen Pferd eine sehr demüthige und plumpe Rolle spielen muß. Wenn wir indeßen keine Pferde hätten, so würde dennoch der Esel unter allen Hausthieren das geschikteste zum Reiten und allerley anderm Gebrauche seyn, um so viel mehr, wenn man ihn, durch eine lange Reihe von Fortpflanzungen und sorgfältige Zucht bis zu der Vollkommenheit gebracht hätte, deren er fähig zu seyn scheinet. Ohne den Esel zu einen Nebenbuhler des Pferdes zu machen, kann man doch sicher behaupten, daß er, in den Augen eines Naturforschers ein eben so beträchliches und einer genauen Untersuchung eben so würdiges Thier, als das Pferd, ist.



III.
Der Ochse.

Auf der mit einem angenehm grünenden Teppig überzogenen Oberfläche der Erde finden wir den gemeinschaftlichen, unerschöpflichen Vorrath von Unterhaltungsmitteln für Menschen und Thiere. Alles was in der Natur Leben hat, erhält sich durch die aus der Erde hervorkeimende Gewächse, und diese leben wiederum von den Ueberbleibseln alles deßen, was vor ihnen lebte und wuchs. Das fortdaurende Leben sezt immer gewiße Zerstörungen voraus, ohne welche in der That die Thiere sich eben so wenig ernähren, als vervielfältigen könnten. Als der Urheber der Natur die ersten einzelnen Thiere und Gewächse aus nichts hervorbrachte, hat er dem Staube der Erde nicht allein seine Gestallt, sondern auch Leben und Seele mitgetheilet, indem er jedes einzelne Stück mit einer größern oder kleinern Menge wirksamer Grundtheile, oder organischer belebter, unzerstöhrbarer *) und allen organisirten Wesen gemeinschaftlicher Theilchen ausrüstete. Diese Theilchen gehen von einem Körper zum andern über, u. sind einem jeden zum wirklichen Leben, zur Dauer deßelben, zum Unterhalt und Wachsthum in gleicher Maaße behülf=

*) S. das VIte und folgende Kapitel des IVten Bandes der allgemeinen Naturgeschichte.



Buff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.

G. sc.

behülflich. Nach der Auflösung eines Körpers und seiner Verwandelung in Staub und Asche, überleben ihn die organische Theilchen, über welche der Tod keine Gewalt hat, noch immer. Sie ziehen in der Welt herum, dringen wieder in andere Wesen, um ihnen Unterhalt und Leben zu ertheilen. Folglich scheint jede Art von Hervorbringung und Erneuerung, jeder Anwachs durch die Zeugung, Nahrung und Entwickelung, eine vorhergegangene Zerstöhrung, eine Verwandelung, einen Ubergang dieser organischen Theilchen vorauszusetzen, welche sich nicht vermehren, aber beständig in gleicher Anzal vorhanden bleiben, und also die Natur allezeit in gleicher Lebhaftigkeit, die Erde in gleich starker Bevölkerung und die Herrlichkeit ihres Schöpfers in gleichem Glanz erhalten.*)

Wenn man also die Wesen überhaupt betrachtet, so bleibt die Hauptsumme des Lebens in denselben immer einerley. **) Der Tod hat nur den Schein eines allgemeinen Zerstöhrers; er hat aber gar keine Ge-

*) Hierüber findet man vortrefliche und sehr belehrende Bemerkungen im III. Th. des Reichs der Natur und Sitten, einer Hallischen mor. Wochenschr. 1758 gr. 8vo. S. 81 – 96 von den Verwandlungen in der Natur. M.

**) Es wird niemand gereuen, wer über dasjenige, was Herr von Büffon hier und in der Folge saget, sich die Mühe nimmt, den merkwürdigen *Traité de l'Animalité*; Suite du Traité de la Nature par *Mr. J. B. Robinet*, Tom. IV. P. VII. à Amsterd. 1767 oder die Auszüge daraus im *Journ. Encycl.* 68 T. II. 3. P. p. 50. Tom. III. 1 P. p. 59. in den Frankf. neuen Ausz. 68. VII. Th. p. 309 oder im *Alt. gel. Merc.* 68. p. 190 nachzulesen. M.

Gewalt über dieses ursprüngliche Leben, welches allen Gattungen von organischen Wesen eigenthümlich zukömmt. Seine Macht erstrekt sich, wie die Macht aller andern untergeordneten Kräfte, nur auf einzelne Dinge. Er berühret bloß das Aeußerliche, zerstöret nichts, als die Gestallt. Ueber die Materie selbst vermag er gar nichts. Die Natur, an statt einigen Schaden durch ihn zu leiden, glänzet unter seinen scheinbaren Verwüstungen viel mehr immer herrlicher hervor und hält ihn mit starkem Arm von der Vernichtung der Gattungen zurücke. Die Grenzen seiner Erndten erstercken sich bloß auf einzelne Geschöpfe, welche sie mit der Zeit seiner Grausamkeit überläßt, um zu beweisen, wie wenig Tod und Zeit über sie vermögen. Sie verschaft sich dadurch eine vortheilhafte Gelegenheit, jeden Augenblick ihre beständige wirksame Kraft auszuüben, ihren unübersehbaren Reichthum durch ihre Fruchtbarkeit an den Tag zu legen, und aus der Welt, durch beständige Zeugungen und Erneurungen der Wesen, einen Schauplatz zu machen welcher unsre Verwunderung, durch unaufhörliche Veränderungen und neue Aufzüge, in immerwährender Lebhaftigkeit erhält.

Die nöthige Folge der Wesen auf einander macht also die Zerstörung des einen durch ein anderes zu einer unbedingten Nothwendigkeit. Wie sollten die Thiere sich nähren und erhalten können, ohne gewiße Pflanzen oder andere Thiere zu verzehren? Gleichwie aber die Natur so wohl vor, als nach solchen Zerstöhrungen, immer einen gleichen Vorrath von Leben übrig behält, welches unter ihre Geschöpfe vertheilt werden kann, so denke ich, kann es ihr wohl gleich viel gelten, ob die eine oder die andere Gattung

tung mehr oder weniger Verwüstungen anrichtet. Indeßen wußte sie doch, als eine haushältige kluge Mutter, der Verschwendung ihre Grenzen zu setzen und einer möglichen Verheerung dadurch zuvorzukommen, daß sie nur wenigen Thiergattungen den Trieb, sich von Fleische zu nähren, einflößte. Ihre Vorsicht gieng noch weiter. Sie hat so gar die einzelnen Thiere solcher gefreßigen und räuberischen oder nach Fleisch begierigen Gattungen auf eine geringe Zahl eingeschränket; die Gattungen der Graßfreßenden Thiere hingegen, so wie die einzelnen Thiere solcher Gattungen, desto mehr vervielfältiget, und sich in Hervorbringung der Gewächsarten und in der Fruchtbarkeit jedes einzelnen Gewächses unglaublich freygebig, ja beynahe verschwenderisch, bewiesen. Vielleicht ist auch der Mensch zu Beförderung ihrer Absichten, imgleichen zur Erhaltung und Einführung dieser guter Ordnung auf dem Erdboden, mit behülflich gewesen. Denn wir entdecken im Meere wirklich die oben angeführte Gleichgültigkeit der Natur. Hier leben fast lauter gefräßige, räuberische Gattungungen von Thieren, welche sich entweder selbst untereinander aufreiben oder andere verzehren. Alles arbeitet mit unaufhörlicher Mordsucht am Untergange der Gattungen, ohne daß jemals nur eine davon vertilgt würde. Denn es herrscht im Meer eine Fruchtbarkeit, welche zwischen der Vermehrung u. Zerstörung der Geschöpfe beständig ein richtiges Gleichgewicht erhält. Fast alle Nahrung, aller Aufwand, welchen hier die Natur so verschwendrisch zu machen scheinet, kömmt endlich den folgenden Hervorbringungen derselben auf die vortheilhafteste Weise zustatten. *)

Der

*) Herr von Büffon redet hier kurz, aber gründlich von

Der Mensch hat seine Gewalt über die Thiere meisterlich anzuwenden gelernet. Er hat unter allen diejenigen ausgesucht, welche für ihn das schmakhafteste Fleisch haben. Er machte sie zu seinen Hausklaven, suchte ihre Vermehrung durch Kunst und Sorgfalt noch stärker, als die Natur selbst gethan

von einer höchst wichtigen Einrichtung in der Natur, welche das weitere Nachdencken aller Weltweisen, aller vernünftigen Menschen verdienet. In der That stellt die Natur unserm Verstande die unbegreiflichste Mannigfaltigkeit von Gegenständen vor, die alle zu unserm Vergnügen und Unterricht bestimmt sind. Allein den grösten Eindruk macht ohnstreitig die unermeßliche Summe von Leben, wovon alles in der Schöpfung wimmelt. Welche unzählbare Menge von Geschöpfen theilet mit uns die Vorrechte des Lebens, der Empfindung u. der Lust, u. steht mit uns gemeinschaftlich unter dem Schutz einer aufmerksamen Vorsicht! Wie mannigfaltig sind ihre Gestallten, wie verschieden ihre Triebe! welches Feuer in ihren Temperamenten! Was für Leben in ihren Stellungen! Was für Behendigkeit in allen ihren Bewegungen! Und doch — welcher unersättliche Hunger, einander zu verstöhren! Ihre Abwechselungen sind mannigfaltig, ihre Unglüksfälle zahlreich. Allein, welches richtige Verhältniß, welche Gleichförmigkeit bleibt nicht immer in ihrer Anzal! Das thierische Leben kann in gewißer Absicht mit einem Feuer verglichen werden, das sich selbst verzehret, ohne zu verlöschen.

Dergleichen Erscheinungen verdienen unstreitig die Achtsamkeit eines lehrbegierigen Geistes; und wer sorgfältig die Gründe derselben untersuchet, wird über den ganzen Plan der Schöpfung das Licht aufgehen sehen. Die schönen Irrgänge der Natur werden ihm bey jeder Wendung Aussichten eröfnen, die ihn von dem Daseyn eines unendlich weisen und mächtigen

than haben würde, zu befördern, große zahlreiche Heerden von ihnen zusammen zu bringen und sich durch die auf ihre Zeugung verwendete Bemühungen gleichsam ein Recht zu verschaffen, selbst erzogne Schlachtopfer aus ihnen zu machen. Allein er überschreitet bey diesem erworbenen Vorrechte die Grenzen allzuweit, die seine Bedürfniße ihm vorschreiben. Anstatt bey den Gattungen stehen zu bleiben, worüber er sich, durch die Unterwürfigkeit zahmer Thiere eine unumschränkte Gewalt angemaßet, pfleget er noch überdies die

gen Wesens überführen können. Die nähere und ausführliche Entwickelung aller dieser großen Wahrheiten liefert uns der gelehrte Verfaßer des *Philosophical survey of the animal Creation*, an Essay, wherein the general devastation and Carnage that reign among in a new point of view is considered &c. London 1768 in 12. welches unsern Landsleuten in einer guten Uebersezuug, unter dem Titel: Philosophische Betrachtungen über die Schöpfung. Aus dem Engl. Leipz. 1769. auf 168 S. 8vo übergeben worden. Der Herr V. handelt in 3 Abtheilungen 1) von dem Leben der Geschöpfe, der Verschiedenheit und den von der Natur bestimmten Grenzen desselben; 2) von dem beständigen Kriege im Thierreiche, da das eine dem andern zur Nahrung oder der Tod des einen zum Leben des andern dienen muß. Im 3ten werden endlich die Einwürfe beantwortet, die wider das vorgetragene Lehrgebäude gemacht werden könnten. Weitläuftige Auszüge von diesem allerdings merkwürdigen System findet man im *Journ. Encycl.* 68 Tom. VI. 3. P. p. 82. rc. in den Frankf. neuen Ausz. 68 VIII. Th. p. 683. *Alt. gel. Merc.* 68 p. 371. Leipz. gel. Zeit. 69 p. 585. Greifsw. N. krit. Nachr. 69. p. 385. rc. Gies. gel. Zeit. 69. p. 743. u. s. w. M.

die wilden Thiere, Vögel und Fische unabläßig zu bekriegen. Er bleibt nicht bloß bey denenjenigen stehen, welche mit ihm unter einerley Himmelsstriche leben. Er dringet biß in die entlegensten Gegenden und bis in die äußersten Tiefen des Meeres, um die unersättlichen Forderungen seiner lüsternen Zunge zu befriedigen. Die Fruchtbarkeit der ganzen Natur ist kaum hinreichend, allen Forderungen seiner Unmäßigkeit und seiner veränderlichen Lüsternheit genug Abwechselung anzubieten. Der Mensch allein verzehret und verschlinget mehr Fleisch, als alle Thiere zusammengenommen freßen. Muß man ihn also nicht für den ärgsten Zerstörer in der Natur halten? und führt er diesen furchtbaren Charakter nicht mehr aus Mißbrauch, als aus Nothwendigkeit? — An statt sich der ihm verliehenen Güter mit einer vernünftigen Mäßigung zu bedienen, an statt einen billigen Gebrauch davon zu machen, an statt eben so viel zu ersetzen, als er zerstöret, oder, wenn er etwas vernichtet, wieder etwas Neues zu schaffen, suchet ein reicher Schwelger seinen ganzen Vorzug im Aufzehren, seine ganze Größe in der Schande, an einem Tage auf seiner Tafel mehr Güter verpraßset zu haben, als die Bedürfniße vieler Familien in eben der Zeit erfordern würden. Er mißhandelt auf solche Weise die Thiere nicht allein; die bösen Folgen seiner Unmäßigkeit erstrecken sich auch auf den Menschen. Wie viele, denen das verführerische Glück des Reichthums versagt ist, müßen, mit hungrigen, Magen, im Elende schmachten und ihre Kräfte bloß der unmäßigen Lüsternheit und noch unersättlichern Eitelkeit solcher Verschwender aufopfern, welche, indem sie andere in der Dürftigkeit verschmachten laßen, zugleich ein schreck-

liches

liches Opfer ihrer eignen Ausschweifungen werden.

In der That könnte der Mensch von den Gewächsen eben so gut leben, als die Thiere. Obgleich das Fleisch der Thiere dem unsrigen sehr ähnlich zu seyn scheinet, so nährt es ihn doch nicht beßer, als Gewächse, oder Getreide und Brodt. Was den eigentlichen Nahrungssaft giebt, welcher dem Körper zur Ernährung, Entwickelung, Wachsthum und Gedeyhen behülflich ist, besteht nicht in der groben Materie, welche das faserichte Gewebe des Fleisches und der Pflanzen ausmachet, sondern in den organischen Theilchen, welche so wohl im Fleisch, als in den Gewächsen enthalten sind. Man sieht ja, daß ein bloß von Grase lebender Ochse nicht weniger Fleisch, als der Mensch oder diejenigen Thiere sammlet, welche sich bloß von Fleisch und Blute nähren. Es herrscht unter diesen Speisen kein anderer wesentlicher Unterschied, als dieser, daß im Fleisch, im Korn und Kräutern ein weit größerer Vorrath von organischen Theilchen, als in einer gleichen Masse von Grase, Blättern, Wurzeln und andern Theilen der Pflanzen, befindlich ist. Die Beobachtung, welche wir im vierten Bande über das Verhalten dieser unterschiedenen, im Waßer aufgelöseten Materien angestellet, hat uns hiervon genugsam überzeuget. Folglich werden der Mensch und alle diejenigen Thiere, welche in ihrem Magen und Eingeweiden langer nicht genug Raum für einen so großen Vorrath von Speisen haben, auch nicht so viel Gras zu sich nehmen und beherbergen können, als nothwendig wäre, eine zu ihrer Nahrung hinlängliche Menge von organischen Theilchen heraus zu ziehen. Aus diesem

Grunde

Grunde können auch die Menschen, und solche Thiere, welche nur Einen Magen haben, anders nicht, als von Fleisch und Früchten sich erhalten, welche in einer kleinen Masse sehr viel organische nahrhafte Theilchen bey sich führen; da hingegen der Ochse und andere wiederkäuende Thiere aus dem Grase zu ihrer Nahrung, Wachsthum und Vermehrung genug organische Theilchen ziehen können, weil sie mehr als einen Magen haben, wovon der eine sehr weit ist und mit einem großen Vorrath von Grase gefüllet werden kann. Hier muß die Menge der Speisen den Mangel ihrer Nahrhaftigkeit ersetzen. Die Grundlage der Nahrung ist indeßen von einerley Beschaffenheit. Ochsen, Menschen und alle Thiere nähren sich von lauter organischen Theilchen.

Hier wird man mir unstreitig den Einwurf entgegensezen, daß ein Pferd, wie der Esel, der Hase und mehrere von Gras lebende Thiere, nicht mehr als einen, und noch darzu sehr engen Magen haben, und meiner Erklärung also zwar nicht die Wahrscheinlichkeit, aber doch Richtigkeit und Gründlichkeit fehle. Allein sie hat von diesen scheinbaren Einwendungen noch ehe Bestätigung zu erwarten, als einen Umsturz zu fürchten. Das Pferd und der Esel mögen immerhin nur mit einem einzigen Magen versehen seyn, so weis man doch, daß ihre Därme mit ungemein weiten Säcken oder Beuteln behangen sind, welche man allenfalls mit dem Wanste der wiederkäuenden Thiere vergleichen könnte; und beym Hasen wird man am blinden Darm eine so merkwürdige Länge und Weite gewahr, daß man diesen wenigstens statt eines zweeten Magens rechnen muß. Ist es, unter diesen Umständen, wahl zu bewundern,

wenn

wenn diese Thiere von Grase zu leben vermögend sind? Ueberhaupt wird man allemal finden, daß der Unterschied in der Art des thierischen Unterhalts hauptsächlich auf dem ganzen Raum ihres Magens und ihres Darmkanals beruhe. Denn der Ochse, der Widder, Kameel u. s. w. haben, außer vier Magens, ungeheure lange Därme, daher leben sie bloß von Grase und begnügen sich mit diesem Futter. In den Pferden, Eseln, Hasen, Kaninichen, indianischen Schweinen u. s. w. entdekt man mehr nicht als einen Magen, aber einen desto längern Blinddarm, welcher ihnen statt eines zweeten Magens dienet. Sie nähren sich auch bloß von Gras und Getreide. Die wilden Schweine, Igel, Eichhörner u. a. Thiere mit engerem Magen und kürzern Eingeweiden, genüßen wenig Gras und leben vorzüglich von Getreide, Früchten und Wurzeln. Thiere hingegen, welche gleich den Wölfen, Füchsen, Tigern u. a. m. nach Verhältniß der Größe ihres Körpers einen viel engern Magen und kürzere Därme, als alle übrige Thiere haben, müßen, wenn die Erhaltung des Lebens ihnen lieb ist, nothwendig saftreichere und mit häufigern organischen Theilen erfüllte Nahrungsmittel aufsuchen und sich also an Fleisch und Blut, Getreide und Früchten sättigen.

Die Verschiedenheiten in den Begierden der Thiere gründet sich also mehr auf nothwendige und physische Verhältniße, als auf die Uebereinstimmung des Geschmaks. Suchten sie nicht mehr aus Nothwendigkeit, als nach Geschmack ihren Hunger zu tilgen, würden sie dann wohl stinkendes und verdorbnes Fleisch mit eben so viel Appetit, als saftiges und frisches verschlucken? würde ihnen wohl jede Art von

Fleisch gleich angenehm seyn? Sehen wir nicht an zahmen Hunden offenbar, weil die Wahl in ihrer Gewalt stehet, daß sie bey gewißen Arten von Fleisch als Schnepfen, Droßeln, Schweinefleisch u. s. w. durchaus nicht anbeißen wollen; da hingegen wilde Hunde, Wölfe, Füchse u. a. Thiere mehr, das Fleisch, von Schweinen, Schnepfen, allerley Vögeln, und so gar von Fröschen, deren wir zween im Magen eines Wolfs angetroffen, mit gleichem Appetit verzehren? Und freßen die leztern nicht, wenn es ihnen an Fleisch und Fischen fehlt, eben so wohl Früchte, Getreide, Wurzeln und dergleichen? Sie ziehen eigentlich nur diejenige Speisen allen andern vor, welche in einer kleinen Maße sehr viel ernährende d. i. organische, zur Nahrung und Erhaltung des Körpers dienliche Theile, in sich enthalten.

Wem diese Beweise noch nicht überzeugend genug vorkommen, der wende doch nur einige Aufmerksamkeit auf die Art und Weise, wie man das Mastvieh zu füttern pfleget. Man fängt immer damit an, daß man ihnen, durchs Verschneiden, den Weg versperret, wodurch sie den grösten Verlust an organischen Theilchen leiden können. Alsdann füttert man den Ochsen, an statt ihn auf seiner gewöhnlichen Weide oder auf dem Grase zu laßen, mit Kleye, Getreide, Rüben, kurz mit nahrhaftern Speisen, als das Gras war. In kurzer Zeit wird ein solcher Ochs fleischiger, fetter und saftreicher, sein hartes und troknes Fleisch aber in eine kräftige, gute Speise verwandelt, woraus ein Hauptheil unsrer besten Mahlzeiten bestehet.

Aus-

Aus dem Vorhergehenden folgt zugleich, daß ein Mensch, deßen Magen und Gedärme, nach Beschaffenheit seiner Größe, keine sonderliche Weite haben, sich von bloßem Gras unmöglich nähren könnte. Gewiße Vorfälle beweisen aber, daß es ihm gar wohl möglich ist, sein Leben von Brodte, Hülsenfrüchten und andern Saamenkörnern zu erhalten. Denn es giebt ja ganze Völkerschaften und Ordens von Menschen, welchen die Religion den Genuß alles deßen, was jemals gelebt hat, verbietet. Ob aber gleich diese Beyspiele durch das Ansehen des Pythagoras und von einigen, der Lebensordnung allzustreng ergebnen Aerzten zur Nachahmung empfohlen worden, so scheinen sie uns doch nicht hinlänglich überzeugen zu können, daß für die Gesundheit und Vermehrung des menschlichen Geschlechtes große Vortheile dadurch erwachsen würden, wenn sich die Menschen bloß an Brodt und Hülsenfrüchten sättigen wollten *). Um so viel mehr, da man die Landleute, welche durch die Ueppigkeit städtischer Schwelger und den Aufwand bey unsern Tafeln zu dieser Lebensart gezwungen werden, viel eher schmachten und vergehen sieht, als Menschen von mittlerm Stande, welche die Schmach der Entkräftung so wenig, als die schändlichen Ausschweifungen, kennen.

*) Cf. Quaestio med. Parisiis 1771. agitata: *an proprium hominis alimentum vegetabilia? Gaz. Salut.* 71. No. 24. Cf. des Hrn. D. Unzers Arzt. Eine medic. Wochenschr. Hamb. 8vo. II. B. p. 51 und 56. Ob wir nothwendig Fleisch essen müßen? und daß es nahrhafter, als Gewächse sey. M.

Die grösten Zerstöhrer, nach den Menschen, sind ohnstreitig die fleischfreßende Raubthiere. Man hat sie zu gleicher Zeit als Feinde der Natur und als Nebenbuhler der Menschen zu betrachten. Dieser hat es bloß seiner beständig wachsamen Aufmerksamkeit und unabläßigen Sorgfalt zu danken, wenn er seine Heerden, sein Federvieh u. d. gl. den tödlichen Klauen des Raubvogels und den fleischhungrigen Zähnen des Wolfes, des Fuchses, des Marders, des Wiesels u. a. m. entreißet. Er muß in einem beständigen Krieg mit Ratten, Käfern, Raupen, Maden u. d. gl. leben, wenn er sein Getreide, seine Früchte, kurz: wenn er seine Nahrungsmittel und Kleidungen für ihrer Gefräßigkeit in Sicherheit sezen will. Denn auch das Ungeziefer gehört unter die Geschöpfe, welche mehr Böses, als Gutes, in der Welt zu stifften scheinen. Der Ochse hingegen, das Schaf und andere Grasfreßende Thiere, sind nicht allein die besten, die nüzlichsten und schäzbarsten Geschöpfe für den Menschen, weil er sich von ihnen ernähret, sondern sie gehören zugleich unter die genügsamsten, welche der Natur den wenigstn Aufwand verursachen. In dieser Betrachtung verdienet wohl der Ochse vor allen andern einen großen Vorzug. Er entziehet der Erde nichts, was er nicht reichlich zu ersezen wüßte. Der Grund, worauf er lebet, wird so gar durch ihn verbeßert und seine Weide durch ihn fetter gemacht, da hingegen ein Pferd und die meisten andere Thiere, die schönsten Triften in wenigen Jahren auszehren.

Man denke sich aber dieses nicht als den einzigen Vortheil, welchen die Menschen von diesem Vieh genüßen. Arme und Reiche würden, ohne die

Och-

Ochsen, kaum ihr Leben bequem zu erhalten wißen. Die Aecker würden ungebaut liegen bleiben. Felder und Gärten würden uns durch den Anblick einer troknen Unfruchtbarkeit erschrecken. Auf die Schultern des Ochsen hat man die Last aller Feldarbeiten gewälzet. Ihn hat man als das nützlichste Hausvieh einer Meyerey, als die Stütze der Landwirthschaft und als die ganze Stärke des Ackerbaues zu betrachten. Vor alten Zeiten war dies Vieh der ganze Reichthum der Menschen; und noch iezo ist er der Grund des Ueberflußes aller Staaten, die sich nicht anders erhalten und blühen können, als durch den Ackerbau und eine verhältnißmäßige Menge des Viehes. Hierinn bestehet eigentlich der wahre Reichthum. Alles übrige, Gold und Silber nicht ausgenommen, stellet nichts anders, als willkührliche, oder eingebildete Güter, bloß Münzen vor, die man auf Treu und Glauben annimmt, welche aber keinen andern Werth haben, als den die Erdfrüchte ihnen ertheilen.

Daß der Ochse nicht so geschikt sey, große Lasten zu tragen, als das Pferd, der Esel, Kameel u.a.d. das beweiset schon die Gestalt seines Rückens u. seiner Nieren; dagegen kündigt aber die Größe seines Halses und die Breite seiner Schultern desto mehr Vermögen und Geschiklichkeit an, das Joch zu tragen und Lasten fort zu schleppen. Dies ist auch wirklich die vortheilhafteste Art, ihn anzuspannen, und es ist sonderbar, daß man sie nicht allenthalben beobachtet, und daß es ganze Provinzen giebt, welche ihn zwingen, mit seinen Hörnern zu ziehen. Man hat mir keinen andern Grund hiervon angeben können, als daß ein Ochse sich bequemer leiten und regieren laße,

wenn er mit seinen Hörnern angespannet wird. Er hat freylich einen sehr dicken starken Kopf, und ist allerdings im Stande, auf diese Art recht gut, aber doch bey weitem nicht so vortheilhaft, als mit seinen Schultern, zu ziehen. Er scheint ausdrüklich für den Pflug geschaffen zu seyn. Die Schwere seines Körpers, die Langsamkeit seiner Bewegungen, die Kürze seiner Füße, so gar sein stilles Wesen, seine Geduld bey der Arbeit, kurz alles scheinet sich zu vereinigen, um ihn zur Anbauung der Felder geschikt und zur Ueberwindung der beständigen und stets neuen Hinderungen, welche die Erde seinen Bemühungen unaufhörlich in den Weg leget, fähiger, als irgend ein anderes Thier, zu machen. Das Pferd, ob es gleich dem Ochsen an Stärke vielleicht nichts nachgiebt, scheint zu solcher Arbeit viel weniger aufgelegt zu seyn. Die Schenkel der Pferde sind allzu hoch, ihre Bewegungen allzustark und hitzig, sie selbst aber sehr zur Ungeduld und Widerspenstigkeit geneigt. Uberdies werden sie, durch solche Arbeit, aller ihrer Leichtigkeit und Hurtigkeit in den Bewegungen beraubt. Alle Anmuth ihrer Stellung und ihres Ganges verschwindet unter den Anstrångungen zu einer Arbeit, welche mehr Geduld, als Hitze, mehr Gewicht, als Spannkraft erfodert.

Unter den Thiergattungen, welche der Mensch in ganze Heerden zu versammlen pfleget, und bey welchen die Vermehrung einen Hauptumstand ausmachet, hat sich das weibliche Geschlecht viel nützlicher und unentbehrlicher gemacht, als das männliche. Was man von der Kuh erhält, ist ein Gut, welches alle Augenblicke wächßt und sich erneuert. Das **Kalbfleisch** bietet uns eine nicht minder überflüßi-

ge,

ge, als gesunde und schmakhafte Speise an. Die Milch ist eine gute Nahrung für Kinder; die Butter wird bey der Zubereitung unsrer meisten Gerichte gebraucht, und vom Käse weiß man, daß er die gewöhnlichste Nahrung des Landvolkes ausmachet. Wie viel Arme Familien giebt es nicht heut zu Tage, welche bloß von ihren Kühen leben müßen! Eben die Menschen, welche täglich, von früh an bis in die späte Nacht, unter dem Druck der Arbeit seufzen und über den Pflug gebückt gehen müßen, genüßen von dem Seegen ihrer mühsam bearbeiteten Aecker nichts, als schwarzes Brod und sehen sich zu dem Zwang herabgesezt, andern das Mark und den Kern ihrer Früchte zu überlaßen. Der Seegen der Erndten wird eigentlich durch sie, aber nicht für sie vervielfältiget. Eben die Menschen, welche unablåßlich die Zucht des Viehes besorgen und sich die Vermehrung deßelben angelegen seyn laßen, unterstehen sich nicht, etwas von den Früchten ihrer Arbeit zu genüßen. Sie müßen sich des Genußes begeben, den ihnen das schmakhafte Fleisch ihres Viehes anbietet, weil sie durch die Noth ihres Standes, oder vielmehr durch die Härte glücklicherer Menschen bis dahin gebracht sind, sich, wie die Pferde, von Gerste, Hafer, oder von andern groben Hülsenfrüchten und von saurer Milch zu nähren.

Man pflegt sich auch der Kühe beym Pfluge zu bedienen und wenn sie gleich an Stärcke den Ochsen weichen müßen, so können sie doch oft im Nothfall ihre Stelle vertreten. In diesem Fall aber muß man so sehr, als möglich, darauf sehen, daß man sie nur mit einem Ochsen von gleicher Größe und Stärke, oder mit einer andern Kuh zusammen spanne, um

einen gleichen Zug zu erhalten und das Pflugeisen unter diesen beyden Kräften, ja nicht aus dem Gleichgewichte kommen zu laßen. Je sorgfältiger diese Ungleichheit vermieden wird, desto regelmäßiger und beßer geht alsdann die Feldarbeit von statten. Uebrigens braucht man, bey harten, brachliegenden Erdreich, das von Hügeln und Steinen ungleich ist, wohl sechs bis acht Ochsen; da hingegen zwo Kühe schon allein ein sandichtes, lockeres Erdreich bearbeiten können. An einem leichten Erdreich laßen sich auch weit längere Furchen, als in einem harten, ziehen. Nach den Vorschlägen der Alten durfte die längste Furche, die ein Ochs in ununterbrochener Anstrengung ziehen mußte, nicht über hundert und zwanzig Schritte betragen; wenn dieses geschehen ist, sagten sie, muß man ihn einige Augenblicke ruhen und wieder zu Athem kommen laßen, ehe man die Furche weiter ziehet, oder eine andere anfängt. Allein die Alten trieben die Erlernung des Feldbaues als ein angenehmes Geschäfte und rechneten sich es zur Ehre, selbst Hand anzulegen oder wenigstens den Ackersmann zu schonen und so wohl ihm als seinem Vieh die Arbeit zu erleichtern. Bey uns ist es ganz anders. Die Leute, welche den grösten Vortheil und Genuß von den Reichthümern der Erde ziehen, wissen den Ackerbau am aller wenigsten zu schätzen; sie laßen sich es auch am allerwenigsten angelegen seyn, ihn zu befördern oder zu unterstützen.

Der **Stier** dienet vornämlich zur Fortpflanzung seiner Gattung. Man könnte ihn zwar ebenfalls zur Feldarbeit anhalten; allein man darf sich auf seine Folgsamkeit nicht sicher verlaßen und muß immer wider den Mißbrauch seiner Stärke auf seiner Huth

seyn.

seyn. Die Natur hat in dieses Thier einen unbiegsamen, trotzigen Charakter geleget, welcher zur Brunstzeit bis zur Unbändigkeit, oft bis zur äußersten Wuth ausartet. Durchs Verschneiden aber zerstöret man die Quelle dieser unbändigen Bewegungen, ohne der Stärke des Thieres einen beträchtlichen Abbruch zu thun. Es wird vielmehr hierdurch noch dicker, stärker, schwerer und geschikter zu der für daßelbe bestimmten Arbeit. Zu gleicher Zeit wird es folgsamer, geduldiger, gelehriger und andern minder beschwerlich. Eine Heerde muthiger Stiere würde nichts anders, als ein unbändiger Haufen seyn, welchen der Mensch weder zähmen, noch treiben könnte.

Die Landleute wißen sehr gut mit dem **Verschneiden** umzugehen. Indeßen bedient man sich doch sehr unterschiedener Methoden, auf deren unterschiedene Wirkungen man vielleicht nicht genugsam acht gegeben hat. Uberhaupt wird diese Operation am bequemsten kurz vor dem Alter vorgenommen, da diese Thiere zur Fortpflanzung geschikt werden. Bey den Ochsen ist dieses eigentlich das Alter von achtzehn Monathen oder zwey Jahren. Fast alle vor dieser Zeit verschnittene Stiere pflegen daran zu sterben. Wenn man inzwischen den Kälbern einige Zeit nach ihrer Geburth ihre Hoden benimmt, und sie überleben glüklicher Weise diese für ihr Alter so gefährliche Operation, so zieht man aus ihnen auch viel größere, dickere und fettere Ochsen, als diejenigen sind, welche man erst im zweyten, dritten, oder vierten Jahre schneidet; ob gleich die leztern viel muthiger und lebhafter zu bleiben scheinen. Wofern aber die Reihe im sechsten, siebenten oder achten Jahr erst

an sie kömmt, so verlieren sie dadurch fast gar nichts von den übrigen Eigenschaften des männlichen Geschlechtes. Man bemerket an ihnen weit mehr Ungestüm und Ungelehrigkeit, als an andern Ochsen; Sie pflegen sich so gar, wenn die Zeit kömmt, wo die Kühe in Hitze sind, so eifrig zu diesen zu halten, daß man immer darauf bedacht seyn muß, ihnen die Gelegenheit zu benehmen. Das Belaufen, so gar das bloße Berühren des Ochsen erzeugt an dem Geschlechtstheil der Kuhe gewiße Fleischgewächse oder Warzen, die man durch Anhaltung eines glüenden Eisens wieder zu vertreiben und zu heilen genöthiget ist. Vielleicht rührt dieses Uebel daher, daß die Ochsen, deren Hoden man bloß zusammen gedrückt und die dahin gehende Gefäße verschloßen und verdrehet hat, noch immer eine dem Scheine nach halb eiternde Materie von sich geben, welche an dem erwähnten Theil der Kuhe anfänglich Geschwüre, hernach aber, aus diesen, gewiße Fleischgewächse verursachen kann.

Der Frühling ist die gewöhnlichste Brunstzeit der Kühe. Hier zu Lande (in Frankreich nämlich) werden die meisten vom 15ten Aprill bis zum 15ten Julius vom Stiere befruchtet. Doch pflegt es oft zu geschehen, daß einige früher, andere später in Hitze gerathen. Eigentlich tragen sie neun Monathe und kalben im Anfange des zehnten. Die Kälber sind also vom 15ten Jenner bis zum 15ten Aprill in grosser Menge, auch den ganzen Sommer hindurch in ziemlichen Ueberfluß, im Herbst aber am allerseltensten zu bekommen. Die Merkmale der Brunst sind an einer Kuh gar nicht zweydeutig. Sie brüllet alsdann viel öfter und stärker, als gewöhnlich. Sie

springet selbst auf Kühe, Ochsen, und Stiere. Der Geschlechtstheil ist geschwollen und hervorragend. Und dies ist auch die beste Zeit, wenn man den Stier zu ihr laßen will. Denn, wenn diese Hitze nur einigermaßen abnimmt, so ist es schon unsicher, ob die Zulaßung des Stieres bey ihr etwas fruchten werde.

Der Stier oder der **Bulle** muß eben mit so vieler Sorgfalt, als der Zuchthengst, unter den schönsten seiner Gattung ausgesucht werden. Er muß stark, wohl gewachsen und fett, mit schwarzen **Augen**, einem trotzigen **Blick**, breiter **Stirne**, kurzem **Kopf**, dicken, kurzen und schwarzen **Hörnern**, langen und rauhen **Ohren**, mit einem kurzen **Maul**, einer kurzen und geraden **Nase**, fleischichtem, dickem **Halse**, breiten **Schultern** und **Brust**, stammhaften **Lenden**, mit einem geraden **Rücken**, dicken, fleischichten **Beinen**, und einem langen, wohl mit Haaren bedekten **Schwanz** versehen seyn, auch einem vesten und sichern **Gang** und rothe **Haare** haben. *) Gemeiniglich pflegen die Kühe zum ersten, zweyten oder dritten male trächtig zu werden und so bald sie es wirklich sind, weigert sich der Stier, sie öfter zu bespringen, wenn sie auch gleich noch einige Merkmale der Brunst bey sich spüren laßen. Viel gewöhnlicher ist es, daß bey ihnen die Hitze nachläßt, so bald sie empfangen haben und daß ihnen hernach die Annäherung der Stieres völlig zuwider ist.

Wenn

*) S. *la Nouvelle Maison rustique* à Par. 1749. Vol. I. p. 298.

Wenn man die trächtige Kühe nicht schonet und sie vor den Pflug, vor den Wagen u. s. w. spannet; so sezt man sie der Gefahr aus, zur Unzeit zu kalben. Man hat so gar alle Vorsicht nöthig, eine solche Kuh besser, als gewöhnlich, zu warten, und zu verhindern, daß sie nicht über Zäune, Gräben u. d. g. springe. Es ist auch nöthig, sie auf die fetteste Weide und auf solche Wiesen zu treiben, die weder zu naß, noch morastig, aber doch mit hinlänglichem Grase bewachsen sind. Sechs oder acht Wochen vorher, ehe sie kalben, gehört ihnen reichlicher Futter als vorher. Im Sommer giebt man ihnen Heu und Gras im Stalle, im Winter aber alle Morgen Kleyen oder Klee, Wicken u. d. gl. Zu eben der Zeit muß man sie auch nicht ferner melken. Sie brauchen alsdann ihre Milch nöthiger als jemals, um ihre Frucht hinlänglich damit zu nähren. Manche Kühe pflegen wohl vier oder sechs Wochen vor der Kalbezeit gänzlich trocken zu stehen. Natürlicher Weise müßen aber wohl diejenigen die besten Mütter und nahrhaftesten Ammen seyn, deren Eiter bis auf den letzten Tag mit Milch erfüllet ist. Sie haben aber in den letzten Tagen allemal nur wenig und schlechte Milch. Eine Kuh erfordert beym Kalben eben so viel und öfters noch mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als eine Stute, wenn sie ein Füllen bekommen soll; denn sie scheint bey dieser Gelegenheit mehr, als die Stuten in gleichem Falle, abgezehret und abgemattet zu seyn. Es ist nöthig, sie deswegen in einen besondern Stall zu bringen, wo sie auf einer guten Streue sanft und gemächlich liegen, und gut gefüttert werden kann. *) Man giebt ihr dann zehn

*) Eine höchst nöthige Vorsicht muß beym Kalben ja nicht

zehn bis zwölf Tage hinter einander Bohnen- Korn- oder Hafermehl, mit salzigem Wasser angefeuchtet, auch Klee, Wicken oder anderes weiches Gras im Ueberfluß zu fressen. Diese Zeit ist gemeiniglich zureichend, ihre Kräfte wieder herzustellen, und man kann sie alsdann allmählig wieder an ihr voriges Futter und Lebensart gewöhnen. Doch sollte man ihr in den ersten zween Monathen billig alle ihre Milch laßen, weil sie nicht allein in den ersten Zeiten von keiner sonderlichen Güte, sondern auch dem Kalbe sehr nöthig ist, wenn es wohl gedeihen soll.

In den ersten fünf oder sechs Tagen läßt man das junge Kalb ungestört bey der Mutter, damit es immer warm liege, und so oft saugen könne als es Lust bekömmt. In dieser kurzen Zeit aber nimmt ein Kalb schon so merklich im Wachsthum zu, daß man es, zur Schonung der Mutter, nothwendig von ihr entfernen muß, damit es dieselbe, wenn es immer bey ihr bliebe, nicht ganz erschöpfen kann. Wenn es dann zwey bis dreymal täglich sauget, so kann es damit gar wohl zufrieden seyn. Will man ihm recht viel zu gute thun und es hurtig mästen, so darf man es nur mit rohen Eyern, gekochter Milch und

nicht vernachläßiget werden. Die Kühe sind ungemein begierig auf ihre eigne Nachgeburth. Es ist also nothwendig, sie vom Genuß derselben sorgfältig abzuhalten, weil man aus überzeugenden Erfahrungen weis, daß alle Kühe, welche dieselbe verschlucket, vor unsern Augen merklich abzehren, und aller angewendeten Mühe ohngeachtet, nach und nach gänzlich vergehen. Die Befriedigung dieses Appetits ist allemal die Loosung zu einem langsamen Tode. M.

und Brodkrumen beköstigen. In Zeit von vier oder fünf Wochen wird man ein vortrefliches Kalb zum Genusse aufgefüttert haben. Die Kälber also, die man für den Fleischer bestimmt, brauchen länger nicht, als dreyßig bis vierzig Tage zu saugen; Zuchtkälber müssen aber wenigstens zween Monathe bey der Muttermilch erzogen werden. Sie gerathen desto stärker und vollkommner, je länger sie diese Nahrung genüßen. Zur Zucht wählt man am liebsten die Kälber, die vom Aprill bis zum Junius gebohren werden. Denen später gebohrnen bleibt nicht genugsame Zeit übrig, so viel Kräfte zu sammlen, als erfordert werden, den Ungemächlichkeiten des bevorstehenden Winters Trotz bieten zu können. Der Frost entkräftet sie dermaßen, daß die wenigsten mit ihrem Leben davon kommen. Alle Zuchtkälber müssen gleich nach dem zweeten, dritten oder vierten Monath abgesetzet werden. Ehe man ihnen aber die Milch ganz entziehet, pflegt man ihnen abwechselnd ein wenig von gutem Gras oder feinem Heu zu geben, um sie allmählig an diese neue Nahrung zu gewöhnen. Hierauf werden sie gänzlich von der Mutter getrennt, und anfänglich weder im Stall, noch auf der Weide, zur Mutter gelaßen. Indessen treibt man sie alle Tage auf die Weide, und läßt sie daselbst im Sommer vom Morgen bis auf den Abend. So bald aber die Kälte des Herbstes empfindbar wird, müßen sie des Morgens erst späte herausgelaßen, und Abends frühzeitig zurücke gebracht werden. Starken Frost können sie gar nicht ertragen. Sie müßen daher den Winter hindurch, in einem wohl verwahrten und mit Streue reichlich versehenen Stall gehörig warm gehalten, neben dem ordentlichen Heu auch zugleich mit Wicken, Klee u. s. w. gefüttert,

und

und nur bey schönem gelinden Wetter aus dem Stalle gelaßen werden. Im ersten Winter fordern sie viel Aufsicht und Wartung. Denn dieser macht eigentlich den gefährlichsten Zeitlauf ihres Lebens aus. Im folgenden Sommer werden sie dann stark genug, vom nächsten Winter nichts mehr fürchten zu dürfen.

Binnen achtzehn Monathen gelanget ein Kuhkälbchen zu seiner völligen mannbaren Reife. Ein junger Stier muß schon zwey Jahre Zeit haben, ehe man ihn für mannbar erklären darf. *) Man thut aber sehr wohl daran, wenn man ihn drey Jahre alt werden läßt, ehe man ihm erlaubt, sich seines Vermögens zu bedienen. Vom dritten bis zum neunten Jahr haben diese Thiere das meiste Feuer und Kräfte. Nach Verfließung dieser Zeit, schicken sich die Kühe so wohl, als die Ochsen, am besten zur Mast und für den Schlächter. Da sie auch in Zeit von zwey Jahren ihr völliges Wachsthum größtentheils erreichen; so erstreckt sich auch die ganze Dauer ihres Lebens, wie bey den meisten Gattungen von Thieren, ohngefähr auf siebenmal zwey, oder kürzer, auf vierzehn, höchstens funfzehn Jahre.

Die männliche Stimme pflegt, bey allen vierfüßigen Thieren, stärker und gröber, als die weibliche zu seyn. Eine Regel ohne Ausnahme! die Alten haben zwar ganz treuherzig niedergeschrieben, die Kuh,

*) Weil diese Thiere unter zwey Jahren noch keine Zeichen des Alters haben, so werden sie im ersten Jahre Absetzekälber oder Zuchtkälber, im zwoten aber Versen oder Stiere genennt. M.

Kuh, der Ochse, so gar das Kalb, wären mit einer gröbern Stimme, als der Stier, versehen; allein man kann zuverläßig glauben, daß die Stimme des Stieres allemal stärker u. durchdringender ist, weil man ihn viel weiter, als Kühe, Ochsen und Kälber hören kann. Die Ursache, warum ihm eine minder grobe Stimme beygelegt wurde, läßt sich gar leicht in dem Umstand entdecken, daß sein Brüllen keinen einfachen Ton ausmachet, sondern aus zwo bis drey Oktaven zusammen gesezt ist, wovon die höchste natürlicher Weise das Ohr am stärksten rühret. Bey etwas genauer Aufmerksamkeit hört man zugleich einen tiefen und noch gröbern Ton, als die Stimme der Kuh, des Ochsen und des Kalbes, deren Gebrülle zugleich weit minder anhaltend ist. Den Stier reitzen bloß die auf die Fortpflanzung zielende Begierden zum Brüllen. Die Kuh brüllet aber weit öfter aus Furcht und Abscheu, als aus gleicher Begierde. Das Brüllen des Kalbes pflegt bald einen Schmerz, bald einen Mangel der Nahrung, bald aber eine Sehnsucht nach der Mutter, anzukündigen.

Die schweresten und trägesten Thiere sind nicht allemal diejenigen welche man eines tiefen uud langen Schlafes beschuldigen darf. Der Ochse begnüget sich mit einem kurzen und leichten Schlaf, welchen das kleinste Geräusch unterbrechen kann. Er lieget gemeiniglich auf der linken Seite, daher auch die Lenden oder Nieren dieser Seite, durchgängig dicker und fetter, als an der andern, zu seyn pflegen.

Die Farben sind an den Ochsen so mannigfaltig, als an andern Hausthieren; ob man gleich das braunrothe Haar für das gewöhnlichste zu halten hat und einen Ochsen desto höher schätzet, je röther sein Haar

ist

ist. Man hält auch sehr viel von den schwarzen Haaren und trauet braunrothen Ochsen die längste Dauer zu. Von hellbraunen glaubt man aber, sie würden in kürzerer Zeit untüchtig zur Arbeit und unfähig, lange zu leben. Die grauen, mit apfelförmigen Flecken bemalten und weißen erklärt man für ganz unfähig zur Arbeit und bestimmet sie bloß zur Mast. Indeßen mag das Haar eines Ochsen gefärbt seyn wie es will, so muß es wenigstens glänzen und sich zwar dick, aber doch weich anfühlen laßen. Ein hartes, hin und wieder ausgefallenes Haar erregt immer den Verdacht eines krancken oder wenigstens schwächlichen Thieres.

Ein guter Ochs zum Pfluge, darf weder zu fett, noch zu mager seyn. Er muß einen kurzen, starken Kopf, große, zottichte und nicht runzlichte Ohren, starke, glänzende Hörner von mittelmäßiger Größe, breite Stirne, große schwarze Augen, ein großes, dickes Maul, weite Nasenlöcher, weiße, gleiche Zähne, schwarze Lefzen, einen fleischichten Hals, dicke, schwere Schultern, eine breite Brust, eine vorn bis an die Knie herabhangende Haut oder einen langhangenden Triel (Fanon), breite Nieren, einen geräumigen hangenden Bauch, große Flanken, lange Hüften, ein dickes Kreutz, große und nervichte Schenkel und Dickbeine, einen geraden, wohl durchwachsnen Rücken, einen Schwanz, der bis auf die Erde reicht, auch mit feinen Haaren dichte bewachsen ist, stammhafte Füße, eine dicke, weiche Haut, starke Muskeln, kurze und breite Klauen haben. *) Außerdem fordert man von

*) S. La *nouvelle maison rustique.* Tom. I. p. 279.

von einem solchen Ochsen, daß er beym Antreiben empfindlich, der Stimme seines Führers gehorsam, und wohl abgerichtet seyn muß. Er läßt sich aber nur allmählig, und wenn man ihn früh genug darzu anhält, zum Joche gewöhnen und ohne Widersezlichkeit führen. So bald er zwey und ein halbes oder höchstens 3 Jahre alt geworden, ist es die höchste Zeit, ihn zahm zu machen und unter das Joch zu birngen. Verschiebt man es länger, so wird er ungelehrig u. gemeiniglich ganz unbändig. Bloß durch Geduld, Gelindigkeit und Liebkosungen ist er zu gewinnen. Gewalt und üble Begegnungen würden die sichersten Mittel seyn, seine Halsstarrigkeit zu vermehren. Man muß ihm also den Rücken reiben, ihn streicheln u. abwechselnd mit gekochter Gerste, gestampften Bohnen und andern dergleichen Speisen traktiren, die er am liebsten genüßet, auch alle diese Nahrungsmittel mit Saltze vermischen, welches seinem Geschmak ungemein zu schmeicheln pfleget. Zu eben der Zeit binde man ihm ofte die Hörner. Einige Tage darauf lege man ihm das Joch an und laße ihn mit einem andern, völlig abgerichteten Ochsen, von gleicher Größe, zugleich den Pflug ziehen. Man binde diese beyde Kameraden an einerley Krippe zusammen, man führe sie mit einander auf die Weide, damit sie beßer mit einander bekannt werden und sich zu gemeinschaftlichen Bewegungen gewöhnen. Im Anfang würde die Peitsche sehr übel angebracht und nur ein Mittel seyn, ihn immer unbiegsamer zu machen; Er muß vielmehr anfänglich etwas geschonet

Cf. Abilgaards Unterricht von Pferden, Kühen rc. S. 197.

und nur zu kurzen Arbeiten, aber oft, angehalten werden. Denn ehe solch ein Thier völlig abgerichtet ist, ermüdet es ungemein hurtig; daher man es auch zu der Zeit beßer, als zu jeder andern, beköstigen muß.

Eigentlich sollte man einen Ochsen länger nicht, als vom dritten bis zum zehnten Jahre, zur Feldarbeit anhalten, sondern ihn alsdann vom Pfluge wegnehmen, um ihn zu mästen und zu verkaufen. Er behält auf diese Art ein schmakhafter Fleisch, als wenn man ihn zur Mast noch älter werden läßet.

Das Alter dieses Thieres läßt sich aus den Zähnen und Hörnern beurtheilen. *) Im zehnten Monath pflegen die ersten Vorderzähne auszufallen. Ihre Stelle wird aber gleich durch andere, nicht so weiße, aber breitere Zähne, besetzet. Im sechszehnten Monath fallen die nächsten bey den mittelsten Zähnen. Man sieht aber gleich wieder andere an ihrer Stelle hervorwachsen. In drey Jahren hat ein Ochse lauter neue Beiß- oder Schneidezähne, die zu der Zeit noch gerade, lang und weiß erscheinen. Mit dem zunehmenden Alter werden die Zähne immer mehr abgeschliffen, ungleicher und schwärzer. Gleiche Bewandniß hat es mit einem Stier und einer Kuh. Weder das Geschlecht, noch das Verschneiden hat einen Einfluß auf den Wachsthum oder auf das Ausfallen der Zähne, oder auf das Abwerfen der Hörner; denn diese pflegen beym Stiere so wohl, als beym Ochsen und bey der Kuh,

 nach

*) S. Abilgaard l. cit. p. 198.

nach dem dritten Jahre abzufallen und neuen Hörnern Platz zu machen, die hernach, wie die zwote Schicht von Zähnen, weiter nicht abfallen. Doch werden sie gemeiniglich an Ochsen und Kühen dicker und länger, als an den Stieren. Das zweyte Paar Hörner wächßt nicht immer auf einerley Art oder mit einer gleichförmigen Entwickelung. Im ersten Jahre der neuen Hörner, oder im vierten Jahre des Ochsen, brechen zwey kleine spitzige, reine und glatte Hörner hervor, die gegen den Kopf zu, in eine Art von Wulst ausgehen. Im folgenden Jahr entfernt sich diese Wulst von dem Kopfe und wird von einem hornichten Cylinder weiter getrieben, der aus dem Kopfe hervorwächßt und sich wieder in eine Wulst endigt und so weiter. Denn die Hörner wachsen immer fort, so lange das Thier lebet. Eben diese Wulste verwandeln sich hernach in ringförmige Knoten, woran sich, weil sie deutlich in die Augen fallen, die Jahre dieser Thiere leicht abzählen laßen. Man rechnet in diesem Fall die Spitze des Horns bis an den ersten Ring für drey Jahre, jeden Strich aber zwischen den übrigen Ringen für ein Jahr.

Das Pferd pfleget zwar langsam, aber Tag und Nacht, ohne Aufhören, zu freßen, der Ochse hingegen die erforderliche Nahrung hurtig und in kurzer Zeit hinter einander zu genüßen. So bald er sich dann gesättiget, hört er auf zu freßen und leget sich zum Wiederkäuen nieder. Dieser Unterschied gründet sich auf die unterschiedene Beschaffenheit der Magen solcher Thiere. Die zween ersten Magen des Ochsen bestehen aus einem einzigen Sack von sehr großer Weite. Hierinn können sie, ohne Beschwerde, viel Gras auf einmal beherbergen, und ihn hurtig

tig hinter einander anfüllen, um hernach desto gemächlicher das Wiederkäuen und die Verdauung abzuwarten. Der Magen des Pferdes ist nur ganz klein. Es darf ihm also nicht viel Heu auf einmal biethen, sondern es muß ihn immer nach und nach mehr anfüllen, wenn erst ein Theil von dem vorher Genoßenen in die Eingeweide übergegangen ist, wo die Auflösung der Nahrungsmittel hauptsächlich vor sich zu gehen pfleget. Denn wenn man beym Ochsen sowohl, als bey dem Pferde, auf die Veränderungen der Speisen durch die Verdauung, besonders auf die Auflösung des Heues, Acht hat, so findet man das lezte, wenn es beym Ochsen aus dem Theil des Wanstes, heraus gehet, welcher den zweeten Magen, oder die so genannte Mütze ausmachet, in eine Art von grünen Brey verwandelt, welcher einem gehakten und gekochten Spinat gleichet. Unter dieser Gestallt wird es in den Falten und Krümmungen des dritten oder des Faltenmagens angenommen und aufbehalten; die gänzliche Auflösung geschieht alsdann in dem sogenannten Lab oder im vierten Magen. Folglich kömmt gleichsam nur das Faserwerk des Heues in die Eingeweide; da hingegen bey den Pferden das Heu weder im Magen, noch in den ersten Eingeweiden, sonderlich aufgelöset wird. Denn es kömmt nur bloß biegsamer und geschmeidiger dahin, weil es von dem wirksamen Saft, welcher es umgiebet, erweicht und durchdrungen worden. Es kömmt also zum blinden und zum großen oder Grimmdarm, ohne vorher eine sonderliche Veränderung erlitten zu haben. In diesen beyden Eingeweiden, deren erstaunlicher Umfang der Weite des Wanstes bey wiederkäuenden Thieren das Gleichgewichte hält, gehet bey den Pferden die Auflösung der Nahrungsmittel hauptsächlich vor sich;

niemals geschieht sie aber daselbst so vollkommen, als im vierten Magen der Ochsen.

Mir scheint es schon aus diesen Betrachtungen und aus dem bloßen Ansehen der Theile sehr leicht begreiflich zu seyn, wie es **mit dem Wiederkäuen** zugehet, und warum ein Pferd nicht wiederkäuen oder sich erbrechen kann? da hingegen der Ochs und andere Thiere mit mehrern Magen das Heu nur nach dem Verhältniß der Kraft zum Wiederkäuen, schlecht oder gut zu verdauen scheinen. Das **Wiederkäuen** *) ist bloß ein leichtes Erbrechen, welches durch die Gegenwirkung des ersten Magens auf die darinn enthaltene Speisen verursachet wird. Ein Ochse pflegt, so lange noch ein Räumchen vorhanden ist, seine beyden ersten Magens oder den **Wanst** und die **Mütze**, als einen Theil deßelben, anzufüllen. Eine so stark gespannte Haut äußert hernach eine gewaltsame Gegenwirkung auf das in diesen Magens enthaltene Gras, welches ganz wenig durchgekäuet und kaum wie ein wenig zerhakt ist, folglich durch die Gährung noch stark ausgedehnet wird. Wäre die Nahrung flüßig, so würde sie durch diese starke Zusammenziehung in den dritten Magen getrieben werden, der nur durch eine ziemlich enge Röhre mit dem

*) Vom Wiederkäuen überhaupt, besonders aber der Schaafe, findet man sehr gute Nachrichten in der *Gaz. Salut.* 1769. No. 26 und 27. unter dem Titel: *Mechanisme de la Rumination* des bêtes à laines, Extrait d'un Mém. lû par *Mr. Daubenton*, à la rentrée publique de l'Acad. Roy. des Scienc. le 13. Avril 1768. Ingleichen im *Dict. d' Hist. Nat.* des Herrn *Valm. de Bomare* Tome X. p. 126-130.

M.

dem andern verbunden ist, deßen Oefnung sich im obern Theil des ersten Magens, und zwar mit der Oefnung des Schlundes, fast in gleicher Höhe befindet. Von der troknen Speise kann also diese Röhre gar nichts, wohl aber etwas vom flüßigen Theil derselben, einnehmen. Folglich müßen die trokensten Theile nothwendig in die Oefnung des Schlundes, die viel weiter, als an der beschriebnen Röhre ist, zurück gehen. Es geschieht auch in der That, und das Thier käuet alle zurüktretende Speisen von neuem, zermalmet sie noch mehr, vermischet sie wieder mit seinem Speichel und macht sie auf solche Art immer dünner, und verwandelt sie endlich in einen flüßigen Teig, damit sie ohne Hinderniß in die Röhre dringen könne, wodurch sie zum dritten Magen gelanget, wo sie noch mehr erweicht wird, ehe sie endlich in den vierten Magen kömmt. Hier wird endlich das Heu gänzlich aufgelöset und in einen vollkommnen klebrigen Saft verwandelt. Die Wahrheit dieser Erklärung wird fürnehmlich dadurch bestätiget, weil kein Thier wiederkäuet, wenn es noch sauget oder nur von Milch und andern flüßigen Speisen genähret wird, und weil alle solche Thiere im Winter, und wenn sie trocken Futter bekommen, viel stärker, als im Sommer, wiederkäuen, da sie auf der Weide von zartem Grase leben.

Bey den Pferden hingegen wird man einen sehr kleinen Magen, eine ganz enge Oefnung des Schlundes und ein sehr großes Mundloch unten am Magen gewahr. Das wäre schon allein hinlänglich, das Wiederkäuen unmöglich zu machen. Denn obgleich die in diesem kleinen Magen enthaltene Speise vielleicht stärker, als in einem großen Ochsenmagen zu-

sammen gepresset wird, so wird ihr Aufsteigen doch natürlicher Weise dadurch verhindert, weil sie viel bequemer und leichter durch die untere weite Magenöfnung abwärts fallen kann. Es wird hierzu gar nicht erst eine Verwandlung des Heues in einen flüssigen Brey erfordert, sondern der starke Druck des Magens ist vermögend, alle Speisen beynahe ganz trocken hinein zu treiben. Durch den Schlund kann sie aber nicht wieder hinaufsteigen, weil dieser Gang viel enger ist, als die untere Oefnung des Magens. Die Ursach also, warum der Ochse allemal, das Pferd aber niemals wiederkäuet, ist in diesem allgemeinen Unterschiede der Bildung ihrer Verdauungswerkzeuge zu suchen. Es läßt sich aber beym Pferd auch noch ein besonderer Unterschied entdecken, welcher verursachet, daß es nicht allein am Wiederkäuen oder an der Zurückbringung der Speise nach dem Maule gehindert wird, sondern um dessentwillen es auch, bey allen angewendeten Bemühungen, unmöglich zum Erbrechen gereizt werden kann. Dieser Unterschied besteht vornämlich darinn, daß die Röhre des Schlundes, weil sie nur in einer sehr schiefen Richtung nach dem Magen des Pferdes kömmt, dessen Häute vorzüglich dicke sind, in dieser Dicke gleichsam eine so schiefe Rinne bildet, welche durch die Zuckungen des Magens, anstatt sich zu öfnen, vielmehr immer vester zugeschloßen werden muß. *)

Ob nun gleich, so wohl dieser Unterschied, als alle Veränderungen der Gestalten, die man in den Kör-

*) S. le Memoire de Mr. *Bertin* dans le volume des Mémoires de l'Acad. des Sciences de Paris Année 1746.

Körpern der Thiere wahrnehmen kann, in so fern sie beständig sind, lediglich von der Natur abhängen; so giebt es doch in der Entwickelung, besonders der weichen Theile, noch gewisse Abänderungen, die nur den Schein der Unveränderlichkeit an sich haben, in der That aber nicht beständig sind, und oft bloß durch die Umstände verändert werden. Der große Umfang des Ochsenwanstes z. B. ist nicht bloß ein Werk der Natur. In seiner ursprünglichen Bildung pflegt er diese Figur nicht zu haben, sondern erst nach und nach durch die große Menge der Speisen so stark ausgedehnt zu werden. Der Wanst eines neugebohrnen, oder noch von bloßer Milch sich nährenden Kalbes, das noch kein Gras gefressen, ist, in Vergleichung seines Labes, viel kleiner, als am Ochsen. Die unförmliche Weite des Wanstes kann also von weiter nichts herrühren, als von der durch den großen Umfang der Speisen verursacheten Ausdehnung. Ich selbst bin hiervon durch eine, meines Erachtens entscheidende Beobachtung, überzeugt worden. Ich ließ zwey Lämmer von einerley Alter, die man auch zu gleicher Zeit abgesetzet hatte, das eine mit Brod und das andere mit Grase füttern. Nach Verlauf eines Jahres fand ich bey der Eröfnung dieser Thiere, den Wanst des mit Grase gefütterten Lammes viel größer, als des andern, welches lauter Brod gefressen hatte.

Man glaubt, ein langsam fressender Ochse könne die Arbeit länger aushalten, als ein Ochse, der sein Futter hurtig verzehret. Die auf erhabnen und trocknem Boden gehende Ochsen hält man auch für lebhafter, frischer und gesunder, als diejenigen, welche in feuchten und niedrigen Gegenden weiden.

Man behauptet überdies noch, daß alle Ochsen mehr Kräfte bekommen, wenn man ihnen trocknes Heu zu fressen giebt, als wenn man sie mit weichem Grase füttert. Zur Veränderung der Luft sollen sie nicht so leicht, als Pferde, zu gewöhnen, und es soll daher am rathsamsten seyn, alle zur Arbeit bestimmte Ochsen blos aus der Nähe zu holen.

Weil die Ochsen im Winter nichts zu thun haben, so ist alsdann Stroh und etwas Heu zu ihrem Unterhalt vollkommen zureichend. Zur Arbeitszeit aber müssen sie, ehe sie noch zur Arbeit angestränget werden, viel mehr Heu, als Stroh, auch wohl gar Kleyen oder Hafer, bekommen. Wenn es im Sommer an vorräthigem Heu fehlet, kann man sie mit Gras oder mit jungen Schößlingen, und Blättern von Eschen, Ulmen, Eichenbäumen u. s. w. füttern. Es ist aber nöthig, etwas sparsam damit zu verfahren, weil sie diese Nahrung außerordentlich lieben, und vom Ueberfluß derselben, leicht ein Blutharnen bekommen. *) Unter die vorzüglichen Fütterungen der Ochsen, gehören ohnstreitig **Klee, Esparzette, Wicken**, entweder frisch oder trocken, **Wolfsbohnen, Steckrüben, gekochte Gerste**

*) In einem Zusatz zum *Dict. d'Hist. Nat. par Mr. Vallm. de Bomare* Tom. XI. p. 163. wird es für sehr gefährlich ausgegeben, das Rindvieh mit solchen jungen Schößlingen zu füttern, weil sie, auch in geringer Menge, fast allemal erst ein Blutharnen, alsdann aber den Tod, verursacheten. Man sollte daher das Vieh ehe nicht in die Waldungen treiben, bis diese Schößlinge Blätter und einige Härte bekommen haben, in welchem Fall sie minder gefährlich sind.

M.

Gerste, u. d. gl. Die Menge ihres Futters hat man gar nicht nöthig zu bestimmen. Es ist nicht ihre Art, mehr zu fressen, als ihr Bedürfniß erfordert. Man thut aber wohl, wenn man ihnen täglich so viel vorleget, daß sie allemal noch etwas übrig laßen. Vor den 15ten May sollte man sie billig nicht auf die Weide bringen. Denn ob sie gleich das erste Gras mit vieler Begierde fressen, so ist es doch noch allzu rauh, als daß es ihnen wohl gedeyhen könnte. Hernach aber können sie den ganzen Sommer auf der Weide bleiben, und erst gegen den 15ten Oktober wieder im Stalle gefüttert werden. Doch bedienet man sich gern der Vorsicht, sie nicht plötzlich vom grünen ans trockne, oder vom trocknen ans grüne Futter zu bringen, sondern sie allmählig wieder an diese veränderte Nahrung zu gewöhnen.

Große Hitze können diese Thiere vielleicht weniger als große Kälte, vertragen. Sie müßen also im Sommer, gleich mit anbrechendem Tage, zur Arbeit geführet, hernach, so lange die große Hitze dauret, wieder in den Stall oder in den Gebüschen auf die Weide gebracht, und nicht ehe wieder zur Arbeit angehalten werden, als Nachmittags um drey oder vier Uhr. Dagegen können die Ochsen im Frühling, im Winter und Herbst, von acht oder neun Uhr des Morgens ununterbrochen bis um fünf oder sechs Uhr des Abends fortarbeiten. Sie haben lange nicht so vieler Wartung nöthig, als die Pferde. Wenn man sie aber doch recht gesund und munter erhalten will, so darf man es nicht wohl verabsäumen, sie alle Tage zu striegeln, zu waschen, und ihnen die Klauen einzuschmieren. Es ist auch nö-

thig,

thig, ihnen alle Tage wenigstens zweymal zu saufen anzubieten. Ihnen ist reines und frisches, den Pferden hingegen trübes und laulichtes Wasser am angenehmsten. *)

Die Kühe sowohl, als die Ochsen, werden fast auf einerley Art gefüttert und gewartet. Indessen will doch eine melkende Kuh allemal sorgfältiger ausgesucht und besser gepfleget seyn. Von den schwarzen Kühen pflegt man sich die beste, von den weißen die häufigste Milch zu versprechen. Sie mag aber seyn von welcher Farbe sie wolle, so fordert man von ihr, als von einer melkenden Kuh, daß sie wohl bey Leibe sey, lebhafte Augen, einen leichten Gang, eine muntre Jugend, auch häufige und gute Milch habe. Im Sommer kann sie täglich zweymal, im Winter aber nur einmal gemelket werden. **) Um ihre Milch zu vermehren, darf man ihr nur, statt des Grases, eine saftreichere Nahrung geben.

Eine

*) Herr Abilgaard empfiehlet auch besonders l. c. p. 200. den Stall so zu bauen, daß er vom Miste nicht feucht werde. Er mußl gegen Mittag liegen, im Winter zugeschloßen und warm, im Sommer aber offen und kühl seyn. Weil auch sowohl die Federn der Hüner, als die Unreinigkeiten der Schweine, dem Rindvieh schaden können, müßen beyde Arten von Thieren nicht in die Ställe gelaßen werden. M.

**) Gute Landwirthe behaupten, jede Kuh müsse so wohl im Sommer, als im Winter, täglich 2 mal gemelket werden, ausgenommen sechs Wochen vor der Kalbezeit. Will man sie außerdem nur einmal des Tages melken, so pflegen sie unvermerkt ihre Milch gänzlich zu verlieren. M.

Die Kuh u. das Kalb.



Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.

G. sc.

Eine gute Milch darf weder zu dick noch zu dünne, sie muß vielmehr, in Ansehung ihres Zusammenhanges also beschaffen seyn, daß ein davon abgenommenes Tröpfchen seine Rundung erhält und nicht wegflüßet. Sie muß ferner eine schöne weiße Farbe haben; denn man weis, daß alle Milch, welche ins Gelbliche oder ins Blaulichte fällt, nicht viel tauget. Ihr Geschmack muß, ohne alle Bitterkeit und Säure, sich der Süßigkeit nähern. Sie muß entweder einen angenehmen, oder gar keinen Geruch haben. Die beste Milch erhält man im May und im Sommer. Im Winter ist sie schlechter. Die vorzüglichste hat man sich von einer gesunden Kuhe in ihren besten Jahren zu versprechen. Von ganz jungen Kühen (jeunes genisses) bekömmt man allzu dünne, von alten zu magere und im Winter, zu dicke Milch. Diesen Unterschied hat man hauptsächlich von der größern oder geringern Menge der Butter- Käse- und Molkentheilchen, woraus die Milch bestehet, herzuleiten. In der **allzu dünnen Milch** sind allzu viel molkichte, in der **dicken** zu wenig solche Theilchen, in der **magern** zu wenig Butter- und Molkentheilchen vorhanden. Man darf so wenig die Milch von einer brünstigen, als von einer solchen Kuh, die entweder bald kalben will, oder vor kurzem gekalbet hat, unter die recht guten Arten zählen. Im dritten oder vierten Magen eines noch saugenden Kalbes, pflegt man zeronnene Milchklumpen anzutreffen, welche das **Laab** ausmachen, wodurch man die Milch zum Gerinnen bringt. Je länger man dieses **Laab** verwahret, um so viel kräftiger wird es zu dieser Absicht, und man kann mit einer geringen Menge davon, einen großen Vorrath von Käse verfertigen.

Kühe

Kühe und Ochsen pflegen den Wein *), den Weineßig und Salz vorzüglich zu lieben und einen zubereiteten Sallat mit großer Begierde zu verschlucken. In Spanien und einigen andern Ländern legt man im Stall, bey die jungen Kälber einen Stein, welchen man Salzstein (Salegres) zu nennen pfleget, dergleichen man in den Salzgruben antrifft. So lange die Mütter auf der Weide sind, lecken die Kälber beständig an diesem Stein. Sie werden dadurch so stark zum Hunger und Durst gereitzet, daß sie bey der Zurükkunft der Muter augenbliklich das Eiter anfallen, eine Menge Milch mit großer Begierde, aussaugen, zusehens fett werden und viel stärker oder hurtiger wachsen, als andere Kälber, die kein Salz zu lecken bekommen. Aus eben diesem Grunde pflegt man auch Ochsen und Kühen, wenn sie nicht freßen wollen, in Weineßig eingeweichtes und mit Salz bestreutes Gras zu geben. Es bekömmt ihnen auch dann, wenn man, in ganz gesunden Tagen, ihre Freßbegierde vermehren und sie früher fett machen will. Im zehnten Jahr pflegt man sie gemeiniglich zur Mast aufzustellen. Wenn es spä-

*) Der Wein bringt beym Rindvieh eben die gute Wirkungen hervor, als bey den Menschen. Durch ihn wird es nicht allein gestärket, sondern auch lebhaft und muthig gemacht. Wenn die schweitzerischen Hirten die Kühe auf die hohen Berge treiben, finden sich unter den Heerden zuweilen Stücke, die kaum für Mattigkeit weiter fortgehen können. Ein Glas Wein, das man sie verschlingen läßt, giebt ihnen auf einmal wieder so viel Muth und Kräfte, daß es ihnen leicht wird, der Heerde zu folgen. S. *Valm. de Bomare* T. XI. p. 168. M.

später geschieht, ist man in Gefahr, seinen Endzweck zu verfehlen und ein schlechtes Rindfleisch einzuschlachten. Alle Jahreszeiten sind zur Mast bequem, der Sommer aber deswegen am vorzüglichsten, weil sie zu dieser Zeit die wenigsten Kosten verursachet und man beynahe versichert ist, vor Ausgang des Oktobers fettes Vieh zu haben, wenn man im May oder Junius anfängt es zu mästen. So bald man aber dieses Willens ist, muß man sie mit aller Arbeit verschonen, ihnen öfter zu saufen und so viel saftige, mit Salz vermischte Speisen geben, als ihnen beliebt. Zum Wiederkäuen müßen sie Zeit genug behalten, und, so lange die Hitze dringend ist, im Stalle schlafen. Unter diesen Umständen werden sie, binnen weniger, als vier bis fünf Monathen, so fett werden, daß es ihnen Mühe kosten wird, zu gehen oder sich anders, als in sehr kleinen Tagereisen, an entlegne Orte treiben zu lassen. Auch Kühe, und so gar Stiere mit verdrehten Hoden sind einer guten Mastung fähig; allein das Fleisch der erstern ist viel trokner, der leztern aber viel röther und härter, auch unangenehmer und geiler von Geschmak, als das Ochsenfleisch.

Die Stiere so wohl, als Kühe und Ochsen, haben die böse Gewohnheit, sich, besonders wenn sie eben einer vollkommnen Ruhe genüßen, beständig zu lecken. Weil man aber dieses als eine Hinderniß bey der Mast ansiehet, so pflegt man diejenigen Theile ihres Körpers, die sie erreichen können, fleißig mit ihrem eignen Miste zu bestreichen. Ohne diese Vorsicht lecken sie mit ihrer rauhen Zunge die Haare ab, und schlingen selbige in großer Menge hinunter. Die unverdauliche Substanz der Haare bleibt alsdann im Magen liegen und läuft in runde Ballen zusam-

men

men, welche man **Haarklumpen** oder **Haarballen**, (Aegagropilae) zu nennen pfleget. Zuweilen wachsen sie bis zu einer so ansehnlichen Größe, daß ihr Umfang diesen Thieren allerdings beschwerlich fallen, und bey ihrem Aufenthalt im Magen die Verdauung nothwendig hindern muß. Nach und nach sezt sich eine ziemlich derbe braune Rinde um diese Ballen, die zwar bloß aus einem verhärteten Schleim besteht, durchs Reiben aber und Kochen hart und glänzend wird. Man hat sie noch nirgends, als im Wanste, gefunden. Wenn ja von diesen Haaren etwas in den andern Magen kömmt, so bleiben sie weder hier, noch in den Gedärmen liegen, sondern pflegen zugleich mit dem gröbern Theil der Speisen abzugehen.

Alle Thiere, welche, gleich dem **Pferd** und **Esel**, in beyden Kinnladen mit Schneidezähnen versehen sind, können das kurze Gras weit leichter beißen, als andere, welche an den obern Kinnbacken keine dergleichen haben. Das **Schaf** und die **Ziege** mähen es bloß darum sehr nahe von der Erde weg, weil sie klein und ihre Lefzen dünne sind. Ein dickmäuliger Ochse, der folglich nur langes Gras abfreßen kann, thut aus diesem Grunde der Weide, worauf er sich nähret, keinen beträchtlichen Schaden. In so fern er nur das Oberste von dem jungen Grase abzwicket, kann er den Wurzeln keinen Schaden zufügen und ihrem Wachsthum nicht sehr hinderlich seyn. Schafe und Ziegen aber mähen das Gras dermaßen glatt von der Erde hinweg, daß dadurch die Stängel zunichte gemacht und die Wurzeln verdorben werden. Ein Pferd pflegt sich bloß das feinste Gras auszusuchen, und das große, mit harten Stängeln, ungehin-

dert aufschießen und sich vermehren zu laßen; da hingegen der Ochse diese großen Stängel abschneidet, und allmählig das höchste Gras zerstöret. Eine Wiese, worauf ein Pferd gegangen, ist aus diesem Grunde, nach einigen Jahren in schlechten Umständen, wenn auf der andern Seite eine Wiese, die dem Ochsen zur Weide diente, durch ihn zu einer feinen Weide gemacht worden.

Die Gattung unserer Ochsen, die man von den Auer- und Büffelochsen *) wohl unterscheiden muß, scheint ursprünglich aus unsern gemäßigten Erdgegenden abzustammen, weil sie die große Hitze so wenig, als eine übermäßige Kälte, vertragen können. Dennoch ist von dieser in Europa so überflüßigen Art in den übrigen südlichen Ländern gar nichts zu finden. Sie hat sich in Asien weiter nicht, als in Armenien und Persien **) und in Afrika nirgend, als in Egypten und in der Barbarey, ausgebreitet. In Ostindien sowohl, als in dem übrigen Theil von Afrika, selbst in Amerika, giebt es lauter Auerochsen mit einem Buckel auf dem Rücken ***) oder andere Thiere, welche, ob sie gleich von den Reisenden den Namen der Ochsen erhalten, dennoch von einer ganz andern Art sind, als unsre Ochsen. Diejenigen

*) Die ausführliche Beschreibung dieser ausländischen Arten wird in einem der folgenden Bände vorkommen. M.

**) S. le *Voyage de Chardin* Tom. II. p. 28.

***) S. Berl. Samml. IV. B. p. 310 rc. mit einer K. Pl. M.

gen, welche sich am Vorgebirge der guten Hofnung *) und in vielen andern Gegenden von Europa aufhalten, sind von den Holländern und Spaniern aus Europa dahin gebracht worden. Ueberhaupt scheinen unsern Ochsen die kühlern Länder zuträglicher, als die heißen, zu seyn. Sie werden auch desto größer und stärker, je feuchter der Luftstrich und je größer der Ueberfluß an guten Weiden ist. Die Ochsen aus Dännemark, Podolien, aus der Ukräne und aus derjenigen Tartarey, welche die Kalmukken bewohnen, **) sind unter allen die vorzüglichsten und grösten. Irrland, Engelland, Holland, und Ungarn liefern auch schon größere Ochsen, als Persien, Türkey und Griechenland, oder als Italien, Frankreich und Spanien. Die kleinsten unter allen werden in der Barbarey angetroffen. ***)

Die

*) Hierbey verdienet das ganze 20ste Kap. von M. Pet. Kolbens Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung, Frankf. 1745. 4to. S. 157-170. nachgelesen zu werden. M.

**) S. Le Voyage *de Regnard* à Par. 1742. T. I. p. 217. *Hist. gen. des Voyages* Tom. VII. p. 13. Cf. Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reiches, I. Th. Petersb. 1771. gr. 4to. p. 314 rc.

***) In der chinesischen Provinz Xensi giebt es, nach Neuhofs Bericht (in seiner chinesischen Gesandschaft S. 348.) auch wilde Ochsen auf den Bergen der Hauptstadt Lingao. Bey der Stadt Tieki sollen vortrefliche Kühe mit langen, dicken, krausen Schwänzen, angetroffen werden, deren sich die chinesischen Soldaten zu

einem

Die Holländer sollen aus Dännemark so gar alle Jahre sehr viele große magere Kühe hohlen, welche daselbst weit reichlichere Milch, als die französischen, geben. Ohnstreitig hat man sich hierunter jene Art von Milchkühen zu denken, welche nach **Poitou, Aunis**, nach den **Morästen von Charente** gebracht, daselbst vermehret, und **flandrische Kühe** genennet werden. Diese Kühe sind wirklich viel größer und magerer, und geben wenigstens noch einmal so viel Milch und Butter, werfen auch viel grössere und stärkere Kälber, als die gemeinen. Man kann das ganze Jahr hindurch Milch von ihnen erhalten, bis auf die vier oder fünf letzte Tage vor der Kalbezeit. Allein sie müssen beständig auf die nahrhafteste Weide geführt werden. Sie pflegen zwar nicht mehr, als die gemeinen Kühe, zu fressen, weil sie beständig mager sind; es verwandelt sich aber bey ihnen alles in Milch, was von der Nahrung übrig bleibet. Mit gemeinen Kühen ist es ganz anders. So bald sie eine Zeitlang auf allzu fetter Weide gegangen sind, werden sie fett, und hören auf Milch zu

 geben.

einem besondern Kopfschmuck, statt sonst gewöhnlicher Federbüsche, bedienen. Von den Haaren werden auch schöne Decken gewirket. (S. ebend. p. 139 und 347. ingl. Dappers **China** p. 137.) In Cincheu fällt ein wildes Thier, das einer Kuh nicht unähnlich siehet, auf dem Kopf aber 2 Hörner, weißer als Elfenbein, träget. Wegen seines großen Appetits zum Salze, nennt man es die Salzkuh. Die Jäger setzen hin und wieder Säcke mit Salz. Das Thier bleibt mitten im Lauf, an einem solchen Sacke stehen, und läßt sich bey dieser Leckerey geduldig fangen, binden und tödten. S. **Neuhof** l. c. pag. & Tab. 347. Dapper l. c. p. 138. **M.**

geben. Von einem Stiere dieser Art, und von gemeinen Kühen, ziehet man so genannte Bastarte, welche fruchtbarer und Milchreicher sind, als die gemeine Gattung. Dergleichen Bastartkühe bekommen oftmals zwey Kälber auf einmal *) und pflegen das ganze Jahr hindurch melkend zu seyn. Sie machen daher auch, als die vortreflichsten **Melkkühe**, schon einen großen Theil des Reichthums der Holländer aus: denn es ist bekannt, was aus Holland jährlich für Summen von Butter und Käse verschicket werden. Eben diese Kühe, von denen man wenigstens noch ein- oder zweymal so viel Milch, als von den französischen, bekömmt, geben wohl sechsmal so viel Milch, als die Kühe der Barbarey**).

In

*) In des Hrn. Prediger Joh. Wilh. Hönerts Beyträgen zur Landwirthschaft, in Briefen an einen Freund. I. Samml. p. 50. finden wir die sonderbare Bemerkung, daß die Kühe im Bremischen mehr, als anderwärts, Zwillinge tragen. Sind diese einerley Geschlechtes, so findet man sie auch zur Zucht vollkommen tüchtig; sind sie aber verschiedenes Geschlechts, so versichert Hr. H. daß das männliche Kalb, so alt es auch werde, nie ein Stück Vieh beschlagen, das Kuhkalb aber niemals in seinem Leben rindern, am wenigsten aber trächtig werden könne. Ihm ist ein Fall bekannt, da ein dortiger Einwohner eine solche Kuh mit Gewalt hat belegen laßen; allein am andern Morgen war die Kuh todt, der dazu gebrauchte, sonst gute und gesunde Zuchtbulle aber, einige Monathe krank und unbrauchbar. M.

**) S. Le Voyage de *Shaw*. Tom. I. p. 311. oder deutsche Ausgabe S. 150. Die fettesten Stücke des Hornviehes, wenn sie aus dem Stall gebracht werden, wiegen hier selten mehr, als fünf oder sechs Zentner.

In Engelland, Irrland, Holland, in der Schweitz und in Norden pflegt man das Ochsenfleisch, entweder für die Seeleute, oder zum Vortheil der Handlung, in großer Menge geräuchert und eingepöckelt, auch das Leder aus eben diesen Ländern ungemein häufig zu verschicken. Den tausendfältigen Gebrauch der **Ochsen- und Kalbfelle** kann ich, als eine bekannte Sache, voraussetzen. Auch das **Fett**, welches man unter das Schöpseninselt zu mischen pflegt, ist eine sehr brauchbare Materie. Den **Kuhmist** hält man mit Recht für den besten Dünger auf trocknen und leichten Feldern. Das **Horn vom Ochsen** war das erste Trinkgefäß unsrer Vorfahren, zugleich auch das erste Instrument, worauf man es versucht, einen starken Ton durchs Blasen hervor zu bringen, die erste durchsichtige Materie, die man ehemals anstatt des Glases und zu Laternen gebraucht, erweichet, bearbeitet und geformet hat, um Kämme, Büchsen und tausend andere Sachen daraus zu verfertigen. *) Doch, weil die Naturgeschichte da aufhören muß, wo die Geschichte der Künste sich anfängt, so wird es Zeit seyn, hier die Geschichte des Ochsen abzubrechen.

ner. Ihre Milch steht auch mit ihrer Größe in keinem Verhältniß; denn ohnerachtet des reichlichen grünen Futters vom December bis zum Julius, giebt eine Kuh doch selten mehr, als ein Quart Milch auf einmal. Ihre Butter hat auch weder die Fettigkeit, noch den guten Geschmack der unsrigen u. s. w. M.

*) Weit ausführlichere Nachrichten vom vielfältigen Gebrauch und Nutzen der einzelnen Theile der Ochsen und Kühe, findet man in der *Encycl. oeconom. à Yverdon* 1770. Tom. III. p. 277. &c. Cf. *Vallm. de Bomare* l. c. p. 180-186. M.



Von den äußerlichen Theilen des Stieres *) und ihren Benennungen.

Die oben angeführte Namen der äußerlichen Theile des Pferdes müßen gröstentheils auch denen Theilen des Stieres beygeleget werden, welche mit den Theilen des Pferdes übereinkommen, und ihnen ähnlich

*) Die Deutschen haben dem vollkommenen Ochsen den Namen des Stieres, dem Zuchtochsen den Namen des Bullen, dem verschnittenen, die eigenthümliche Benennung des Ochsen oder Rinds ertheilet. Das weibliche Thier heißet die Kuhe, ihr Junges das Kalb. Der erste, oder der Stier heißt bey den Lateinern *Taurus*, bey den Franzosen *Taureau*, bey den Hebräern *Schor*, bey den Chaldäern *Thor* oder *Tora*, bey den Arabern *Taur*, bey den Griechen Βοῦς, bey den Spaniern *Toro Bugrezio*, bey den Italiänern *Toro*, bey den Illyriern *Wul*, bey den Polacken *Wol*, bey den Engelländern *Bull*, bey den Holländern *Stier*. Das verschnittne Rind nennen die Lat. *Bos*, die Franz. *Boeuf*, die Hebr. *Aleph*, die Spanier *Buey*, die Ital. *Bue*, die Holländ. *Os*, die Engell: *Ox*, die Kuhe hingegen heißt bey den Lat. *Vacca*, bey den Franz. *Vache*, bey den Hebr. *Bakar*, Chald. *Torata*, Span. *Vaca*, Ital. *Vacca*, Holl. *Koe*, Engl. *Cow*, Das Kalb aber im Lat. *Vitulus*, *Juvencus* im Franz. *Veau*, im Hebr. *Egel*, im Chald. *Egela*, im Span. *Ternera*, im Ital. *Vitello*, im Holl. *Calf*, im Engl. ebenfalls *Calf*.

ähnlich genug sind, um mit ihnen verglichen werden zu können. Wir dürfen also hier nur derjenigen Theile gedenken, welche dem Stier entweder vorzüglich eigen, oder von eben den Theilen am Pferde merklich unterschieden sind, und folglich auch mit andern, durchgängig angenommenen Benennungen angedeutet werden mußten.

Der untere Theil am Kopfe des Stieres heißet das **Maul** (*Le Muffle*) (A). Es ist kürzer und breiter, als eben der Theil am Kopfe des Pferdes und Esels. **Hals, Rücken** und **Lenden** behalten, wie beym Pferd, ihre wahre Namen. Den vordersten und obersten Theil des Halses nennet man beym Stier das **Genike.** (B) Die Haut, welche un-

Cf. *Gesn.* Quadr. p. 24. (fig. bona) & *Icon.* Quadr. p. 12. (fig bona) *Aldrov.* bisulc. 13. Tab. 36. (fig. bona) *Johnst.* Quadr. T. 14. 15. *Raj.* Quadr. p. 70. *Klein.* Quadr. p. 10. *Sloane* Nat. Hist. of Jam. Vol. II. p. 327. *Charlet.* Exerc. p. 8. *Rzac.* Hist. Nat. Polon. p. 237. *Ejusd.* Auct. p. 329. *Briss.* Quadr. p. 52. *Bos domesticus*, cornibus laevibus, teretibus, sursum reflexis. Le *Boeuf domestique.* *Linn. S. Nat.* Ed. XII. p. 98. Bos, Taurus, Vacca, Vitulus, cornubus teretibus, extrorsum curvatis, palearibus laxis. *Faun. Suec.* 1761. p. 15 n. 46. Schwed. *Ko.* Not. *Vallm. de Bomare* Dict. d'Hist. Nat. Tom. XI. p. 148-186. & *Encycl. Oecon* Tit. Taureau. Hallens Nat. Gesch. der Thiere 1 B. p. 259-276. D. Merkleins Thierb. p. 135-152. Von den Auerochsen und Büffelochsen wird in einem der künftigen Bände mit nöthiger Ausführlichkeit gehandelt, weil es dem Herrn von Büffon beliebet, sie so weit, als möglich, von den gemeinen oder Hausochsen zu entfernen.

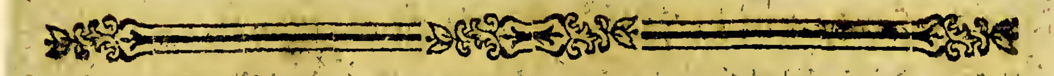
unter dem untern Kinnbacken längs der Kehle und der Brust, zwischen den Vorderbeinen bis auf die Knie herabhänget, heißt eigentlich der Triel (Fanon) Lit. C. oder der Schlauch *). Beym Stier hat also das französische Wort Fanon eine ganz andere Bedeutung, als beym Pferde, wo es die Zote, oder den kleinen Haarbusch anzeiget, welcher sich hinten an der Kugel des Fußes befindet. Der Theil, welcher bey den Pferden der Sporn (Ergot) heißt, führt hier eben diesen Namen; doch hat ein Stier an jedem Fuß einen doppelten Sporn (DD) oder Hacken. **) Die Haarkrone findet man (EE) am untersten Gliede des Fußes der Stiere so wohl, als der Pferde.

Bey dem Stier ist allemal die dritte Reihe (Phalanx) jeder Klaue mit einer hornichten Materie (FF), wie bey dem Pferd, umgeben, es kann also eben so wohl der Huf (Sabot) genennet werden. Man hat aber dennoch dem Hufe des Stieres den Namen der Klauen beygeleget, ob er gleich, im eigentlichen Verstande, nur dasjenige Horn, was über dem Obertheil der Zeen sich befindet, und nicht dasjenige andeuten soll, worinn diese vollkommen eingewickelt sind. Thiere mit vielen Zeen haben Klauen oder Krallen; auch dem Kameel werden eigentlich nur Klauen zugestanden, weil das Horn bloß die Oberfläche an der dritten Reihe seiner Zeen bedecket. Allein der Stier, der Hammel, der Bock u. s. w. sind mit wirklichen Hufen versehen, welche von den ungespalteten sich bloß dadurch unterscheiden, daß sie gespalten und an jedem Fuße doppelt erscheinen.

Von

*) S. Abilgaards Unterricht von Pferden, Kühen &c. 1771. 8vo. p. 196. M.

**) Ebendas.



Von der Farbe des Stieres.

Bey den Stieren herrschet lange nicht so viel Verschiedenheit der Farben, als bey den Pferden, doch bedienet man sich bey ihnen fast eben derselben Kunstwörter, nur daß man von einem Stier saget, daß er unter dieser oder jener Farbe (Sous tel poil), von einem Pferd aber, daß es von der oder jenen Farbe (de tel poil) sey. Die gemeinste und natürlichste Farbe bey den Stieren ist eigentlich die falbe. Bey zahmen ist sie oft mit weiß oder schwarz gemischet. Oft sieht man auch schwarze oder weiße, braunrothe, braune, rothe, graue, gesprenkelte oder fleckichte Stiere. Uberhaupt haben sie alle ins Falbe spielende Farben, und sind, ohne gewiße Ordnung oder beständige Regel, mit weiß, braun, schwarz u. d. gl. in allerley Flecken im Falben schattiret.

Mitten an der Stirn hat jeder Stier krause Haare, und Herr Daubenton hat an einigen Ochsen wahrgenommen, daß die Haare, welche den obern Theil des Halses bedecken, an dem Orte, welcher ohngefähr gleich weit von den Schultern und vom Kopf entfernt ist, eine borstige Querlinie machen, wo die an der vordersten Seite des Querstriches wachsende Haare sich nach dem Kopfe, die an der hintern Seite hingegen sich rückwärts kehren.

Man hat von den Stieren, Ochsen und Kühen, wie von den Pferden, geglaubt, ihre guten oder bösen Eigenschaften aus der Farbe ihrer Haare beurtheilen zu können. Man hat so gar gewiße Regeln

vestgesezet, um diese Merkmale zu erkennen, welche, nach dem gemeinen Vorgeben in den schleimichten wäßerichten, gallichten und melancholischen Theilen gegründet seyn sollen, von welchen man sich einbildete, daß sie in dem Temperamente dieser Thiere herrschend wären und sich von außen durch die Farben ihrer Haare kennbar machten; allein wir zweifeln, daß ein vernünftiger Naturforscher diese Kennzeichen jemals andern fleißigen Beobachtungen und Erfahrungen von den guten und schlechten Eigenschaften der Thiere vorziehen oder auch nur gleich schäzen werde.

In so fern ein dickes, glänzendes, weiches und glattes Haar von der Gesundheit eines Thieres, von einer guten Beschaffenheit seiner Säfte und unverdorbenen Eingeweiden zeuget, kann es wahrscheinlicher Weise für das Merkmal eines guten Temperamentes angenommen werden. Doch hat man zu merken, daß allemal das Haar eines Stieres gelinder und weicher, als das Pferdehaar, zu seyn pfleget. *)

Die Zeichen der äußerlichen Bildung, woran man die muntersten und schönsten Stiere nach allen ihren Gliedern, die stärksten und zur Arbeit geschiktesten Ochsen, auch die besten Melkkühe, zu

*) Ob gleich die Farbe des Haares auf die Brauchbarkeit und Güte der Ochsen und Kühe keinen Einfluß hat, so hütet man sich doch gern vor dem grauen, weissen und apfelförmig gefleckten Rindvieh, weil es von den Fliegen und Bremsen weit mehr, als das braune, rothe und schwarze gequälet wird, und folglich weder so gut gedeyhen, noch ungehindert arbeiten kann. M.

zu erkennen vermag, sind schon oben in der Geschichte des Ochsen angegeben worden. Die Abbildung auf der Kupfertafel ist nach demjenigen Stiere genommen, den man zu Paris in der großen Streitbahn bewahret, wo man unterschiedene Thiere in öffentlichem Schauspiele mit einander kämpfen läßt. *) Man schätzet ihn auf 7 Zentner und er war beynahe 7 Jahr alt. Seine herrschende Farbe war falbe, mit braunen Flecken, vornämlich auf dem Kopf, an den Beinen 2c. auch weißen Flecken an unterschiedenen Theilen des Körpers, vermischet.

Er

*) In Spanien hat man aus den so genannten Stiergefechten oder Stierkämpfen eine Feyerlichkeit gemacht, welche an vielen großen Orten dieses Königreiches fast bey jedem wichtigen Vorfall, bey jeder großen oder freudigen Begebenheit für das Land, mit unglaublicher Pracht und Kosten gehalten wird. Eine ausführliche Beschreibung dieser Feste würde den Band zu sehr verstärken. Wer aber von diesem wichtigen Fest, welches zugleich den Muth und die Stärke der Stiere sowohl, als die Herzhaftigkeit und List der Kämpfer beweiset, hinlänglich unterrichtet seyn will, den verweisen wir auf das allgem. Magaz. X. B. S. 347. Hannöv. Magaz. 1770. p. 1513. auf Bareti Reisen, ingl. auf Löflings Reisen S. 385 - 388. und auf die Mannigfaltigkeiten I Jahr. S. 529. und III Jahr 3 Quartal, wo alles, was in diesem Fall die Neubegierde befriedigen kann, umständlich angezeiget ist. Bey dieser Gelegenheit verdient auch Kolbe in seiner Beschr. des Vorgebirges der guten Hofnung, Frankf. 1745. 4to. p. 163. §. XV. Tab. XIV. von den Streitochsen der Hottentotten nachgesehen und gelesen zu werden, die sie Backeleyers nennen. Cf. *Vallm. de Bomare* Dict. d'Hist. Natur. Tom. I. p. 512. *Backeleys.*

M.

Er hatte kurze Haare, ausgenommen zwischen den Hörnern, wo der Zopf (G) ohngefähr 2 Zoll in der Länge betrug. Der Schwanz war auf 9 Zoll mit langen Haaren bedecket, welche von der Schwanzriebe wohl einen Fuß lang herunter hiengen. An dem untersten Ende des Geschlechtstheiles befand sich ein anderthalb Zoll langer Haarbusch und an der Krone aller vier Füße ein längerer Büschel, als das Haar am ganzen übrigen Leibe. Vom Aeußersten des Maules bis an den Hintern, in gerader Linie gerechnet, betrug die ganze Länge des Stieres sieben und einen halben Fuß, die Höhe vier Fuß 1 und einen halben Zoll, nach der Vorderseite der Beine, vier Fuß und einen halben Zoll nach der Hinterseite derselben gemeßen.

Emsigen Haus- und Landwirthen ist nicht allein an der Kenntniß und an den Regeln der Wartung ihrer nutzbaren Hausthiere, sondern auch an der Kenntniß ihrer Krankheiten und Mittel gelegen, wodurch man denselben entweder vorbauen oder sie auf eine vernünftige Weise heilen könne. Der Naturforscher hat mit allen diesen, zur Kenntniß und Kur der Viehkrankheiten gehörigen Vorschlägen gar nichts zu thun. Er beschreibt iedes Thier nach seinen äußern Theilen und allen den Verhältnißen, Gewohnheiten und Trieben, welche man im gesunden Zustand an demselben wahrnimmt. Die Beobachtung kranker Thiere überläßt er billig den Lehrern der Vieharzeneyschulen und allen denen, welche sich mit der Heilungskunst nützlicher Thiere zu beschäftigen belieben. In so fern aber das Rindvieh nicht allein allerley beschwerlichen Krankheiten, sondern auch einer höchst gefährlichen Epidemie, bald aus Mangel

der

der Wartung und Vorsicht, bald aus Unwißenheit ihrer Hüter ausgesetzet ist, finden wir es doch der gemeinnützigen Absicht unsrer Ausgabe des Büffonischen vortreflichen Werkes vollkommen angemessen, unsere Leser wenigstens auf die Schriften zu verweisen, in welchen sie die nöthige Regeln der Vorsicht bey der Pflege, und die Heilungsmethoden bey vorfallenden Krankheiten ihrer Hausthiere finden können.

Wir haben schon oben S. 128 — 130, bey Gelegenheit der Vieharzneyschulen die vorzüglichste neuen hieher gehörige Schriften angezeiget, und in den Berl. Samml. IV. Band S. 643 ꝛc. kürzlich beurtheilet. Man könnte davon auch noch besonders im *Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. Nat.* l. c. p. 172 — 180 und *Encycl. oecon.* T. III. p. 242 — 267 nachlesen. Von der Viehseuche und guten Vorbauungsmitteln dawider hat man eine fast unzählbare Menge so wohl alter, als neuer Schriften. Die ersten sind vom Herrn D. Krünitz in einem besondern Verzeichnis, welches 1767 zu Leipzig in 4 Oktavbogen herauskam, sorgfältig gesammlet worden, die neuesten haben wir ebenfalls bis zu diesem Jahre in erwähnten Berl. Samml. von S. 656 — 661 umständlich angeführet, und folglich unsern günstigen Lesern alle mögliche Gelegenheit an die Hand gegeben, sich in dem zur Oekonomie gehörigen Theile der Thiergeschichte, welcher für den bloßen Naturkundigen zu weitläuftig seyn würde, näher zu unterrichten. M.



IV.



IV. Naturgeschichte des Schafes und Widders *).

Ob unsere iezige wirkliche Hausthiere vormals wild gewesen? daran läßt sich beynahe nicht mehr zweifeln, da wir an den vorher be-

*) Das männliche Thier heißt im Deutschen Widder, im Lat. *Aries*, im Franz. *Belier*, im Hebr. *Ail*, *Eel*, im Chald. *Dikerin*, im Griech. Κριος, im Arab. *Kabsa*, im Persischen *Nerameisch*, im Span. *Carnero*, im Ital. *Montone* oder *Ariete*, in der Schweitz *Herman*, Illyr. *Owcze* oder *Skop*, Pohln. *Owca*, in Flandern *Wider*, Schwed. *Foar*, Engl. *Ram* oder *Tup*. Schottisch *Heirth*, in Madagaskar *Agarone*. Das verschnittene männliche Thier wird im Deutschen Hammel oder Schöps, im Lat. *Vervex*, im Franz. *Mouton*; das weibliche Thier im Deutschen Schaf, im Lat. *Ovis*, im Franz. *Brebis*, im Hebr. *Zon*, *Zoneh*, im Chald. *Ana*, im Griech. Ὄις, im Arab. *Genas*, im Pers. *Gospand*, im Span. *Oveia*, im Ital. *Pecora*, im Flandr. *Schaep*, im Engl. *Sheepe*; — Das junge Thier aber im Deutschen Lamm, im Lat. *Agnus*, im Franz. *Agneau*, im Hebr. *Kebes*, im Chald. *Imar*, im Arab. *Elg*, im Pers. *Barah*, im Span. *Cordero*, im Ital. *Agna*, *Agnello*, im Fland. *Lam*, im Engl. *Lambe* oder *Hogg* genennet.

S. *Gesn.* Quadr. p. 138. it. 872. Fig. 873 und 912. 927. bona. *Ejusd. Icon.* Quadr. fig. p. 14. bona.



Tab. XII. Der Widder u. das Schaf. Pag. 286.

Büff. Naturh. d. vierf. Thiere I. T. G. sc.

beschriebenen so deutliche Beweise haben und noch immer Nachrichten von **wilden Pferden, Ochsen**, und Eseln hören. Wenn gleich der Mensch bereits viele Millionen einzelner Thiere sich unterwürfig machte, so kann er sich doch nicht rühmen, daß auch nur eine ganze Gattung seiner Bothmäßigkeit völlig unterworfen wäre. Sie wurden, ohne sein Zuthun, alle geschaffen; sollten sie nicht auch, ohne seinen Beystand aufwachsen und sich vermehren können? So bald man indeßen die Schwachheit und große Dumm-

Aldrov. Quadr. bisulc. p. 370. *Raj.* Quadr. p. 73. n. 1. Ovis domestica, cujus mas *Aries* dicitur, foetus *Agnus*. *Sloan.* Nat. Hist. of *Jam.* Vol. II. p. 328. *Klein.* Quadr. p. 13. Aries, Vervex, Agnus. *Johnst.* Quadr. p. 38. T. 22. *Charlet.* Exerc. p. 8 & 9. Tab. I & II. fig. opt. *Rzac.* Hist. Nat. Pol. p. 242. & Ejusd. Auct. p. 332.

Briss. Quadr. p. 48. *Ovis* domestica. *Aries* laniger, caudâ rotundâ, brevi. La Brebis domestique. **Außer dem gemeinen beschreibt Hr. Brißon noch**

1) **Das arabische breitschwänzige Schaf**, ovis laticauda, la Brebis à large queuë. *Linn.* S. N. XII. p. 97. Ovis laticauda s. arabica platyura. *Johnst.* T. 23. fig. bona. **Hallens Thiere I. B.** p. 301.

2) **Das arabische langschwänzige Schaf.** Ovis longicauda. La Brebis à longue queuë. *Johnst.* l. c. **Haller** l. c. p. 302.

3) **Das afrikanische** — Ovis africana. La Breb d'Afrique. *Raj.* Quadr. p. 75. n. 4. *Linn.* l. Idem Nom. pro lanâ pilis brevibus hirta.

4) **Das guineische Schaf, der guineische Widder oder Versöhnbock.** Ovis Guineensis: La Brebis de

Dummheit eines Schafes betrachtet und sich lebhaft vorstellet, wie unvermögend eben dieses wehrlose Thier ist, seine Rettung auch nur in der Flucht zu suchen; wenn man bemerket, daß alle Raubthiere seine geschworne Feinde sind und es nicht allein vorzüglich aufzusuchen, sondern auch nach seinem Fleisch außerordentlich lüstern zu seyn pflegen. Wenn man siehet, wie sparsam diese Gattung von Thieren sich vermehret und wie kurz die Lebensdauer jedes einzelnen Schafes zu seyn pfleget u. s. w. so könnte man leicht auf die Muthmaßung verfallen, das Schaf sey vom Anfang her der menschlichen Aufsicht anvertrauet worden und könne weder zu seiner Erhaltung des menschlichen Schutzes, noch zu seiner Vermehrung, der menschlichen Sorgfalt entbehren. In der That pflegt man auch in den Wüsten gar nichts,

de Guinée *Linn.* l. c. p. 98. n. 2. *Johnst.* Tab. 46. f. bona. Hallen l. c. p. 301. welchen der Ritter, als Abänderungen, auch noch

5) Den hochgehörnten Widder, Ovis Strepsiceros s. ovis cretensis *Johnst.* T. 45. *Briss.* Quadr. p. 48. *Capra* cretensis. La Chevre de Crete. Hallen l. c. p. 302.

6) Das englische, spanische und doppelt gehörnte Schaf oder Widder. Ovis Anglicana mutica &c. Ovis cornuta hispanica, und polycerata gothlandica &c. hinzufüget.

Cf. *Vallm. de Bom.* l. c. Tom. II. p. 22-43. Bélier. *Encycl. oecon.* Tit. Bélier u. Brebis T. II. 689. u. T. III. p. 485-532. Hallens Nat. Gesch. der Thiere I Band, S. 281-302. D. Merkleins Thierbuch p. 188-201. M.

nichts von wilden Schafen wahrzunehmen. Allenthalben, wo nicht Menschen die Oberherrschaft führen, wüten der Grimm und die Stärke der Löwen, Tiger und Wölfe. Diese blutdurstigen und fleischbegierigen Thiere leben ungleich länger und vermehren sich viel stärker, als das Schaf. Wenn man also noch heutiges Tages die zahlreichen Heerden dieser Thiere, welche durch unsre Sorgfalt so sehr vermehret worden, auf unsern Fluren Preiß geben wollte, so würden wir, durch die Anzal und Wuth gefräßiger Thiere, gar bald unsre Heerden zerstöret und ihr ganzes Geschlecht vor unsern Augen ausgerottet sehen.

Dem Scheine nach kam es also bloß auf unsern Beystand und Vorsorge an, daß die Schafe bis hieher, und noch jetzo, sich erhalten haben, auch noch ferner dauern werden. Dieses Geschlecht scheint in der That für sich selbst gar nicht bestehen zu können, weil es weder eine Zuflucht, noch irgend ein Vertheigungsmittel in seiner Gewalt hat. Und was darf man sich wohl von den ohnmächtigen Waffen des **Widders** versprechen? Ist seine Herzhaftigkeit wohl etwas mehr, als ein bloßer Muthwillen, der ihm selbst nichts helfen, wohl aber andern beschwerlich fallen, und welchen er durchs Schneiden, oder so genante **Hammeln**, gar bald verlieren kann? Unter den **Hammeln** herrschet noch mehr Schüchternheit, als unter den Schafen. Bloß eine mit äußerster Dummheit begleitete Furcht jaget sie oft in so große Haufen zusammen. Auf das kleinste ungewohnte Geräusche fahren sie auf, ergreifen die Flucht und drängen sich dicht in einander. Sie wißen kein einziges Mittel, der Gefahr zu entweichen, und scheinen aus Dummheit nicht einmal das Beschwerliche von ihrem Zustande zu empfinden. Weder Schnee noch

Regen sind vermögend sie von der Stelle, wo sie einmal stehen, zu vertreiben. Sie behaupten hartnäckig ihren Platz, mehr aus Einfallt, als aus Standhaftigkeit. Um sie von einem Ort auf einen andern Weg zu leiten, müßen sie nothwendig einen besonders darzu abgerichteten Leithammel haben, der vor ihnen hergehet und welchem sie Schritt vor Schritt nachzufolgen pflegen. Auch dieser Anführer selbst würde mit seiner ganzen Heerde auf einerley Stelle beharrlich stehen bleiben, wenn ihn der Schäfer oder der Schafhund *) nicht wechselsweise antrieben. Denn ein solcher Hund ist vollkommen darauf abgerichtet, seine Heerde zu bewachen, zu vertheidigen, zu leiten, auseinander und wieder zusammen zu jagen, kurz ihnen zu allen Bewegungen, welche ihnen zu fehlen scheinen, Anlaß zu geben.

Unter allen vierfüßigen Thieren hat man die Schafe für die dummesten und zugleich für diejenigen zu halten, welche sich am wenigsten zu helfen wißen und mit den allereinfachesten Naturtrieben begabet sind. Ob ihnen gleich in andern Stücken die Ziegen sehr nahe kommen; so findet man sie doch viel gescheider, als die Schafe. Sie gehen ihren Weg ohne Führer, weichen den Gefahren aus und machen sich leicht mit neuen Gegenständen bekannt.

Das

*) Von der beßten Art, einen solchen Hund abzurichten, und von seinen unentbehrlichen Eigenschaften handelt Ellis ausführlich in seinem Buche von der Schaafzucht. Man findet diese Vorschriften deutsch in D. Schrebers Samml. rc. XI. Th. S. 30-53. M.

Das Schaf hingegen weis eben so wenig von der Flucht, als von einer Annäherung. Ob es gleich des menschlichen Beystandes höchst benöthiget ist, so waget es doch nicht so gern, sich denselben zu nähern, als die Ziegen. Den äußersten Grad von Schüchternheit oder Unempfindlichkeit, welcher unter Thieren möglich ist, beweiset es unstreitig dadurch, daß es ohne Vertheidigung oder Widerstand, ohne sich zu erbittern oder durch durch ein vom gewöhnlichen Blöcken unterschiedenes Geschrey einige Betrübniß zu verrathen, sich das junge Lamm vor den Augen wegnehmen läßet.

Indessen ist eben dieses an sich so elende, von aller Empfindlichkeit und innern Vorzügen so sehr entblößte Thier, dennoch für den Menschen eines der schätzbarsten Geschöpfe, dessen vorzügliche und mannigfaltige Nutzbarkeit auf uns den unmittelbaresten Einfluß zu haben scheint. Es wäre schon allein zureichend, uns die nothwendigsten Bedürfnisse zu liefern, weil es uns zu gleicher Zeit mit Nahrung und Kleidung versiehet, wenn wir auch die besondern Vortheile nicht mit in Anschlag bringen wollten, die uns aus dem Talg, aus der Milch, dem Fell, so gar aus den Eingeweiden, den Knochen und dem Miste dieser Thiere so reichlich zufließen. Beynahe scheint es, als ob die Natur dem Schafe gar nichts Eigenthümliches, sondern alles nur zu Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gegeben hätte.

Der **Vermehrungstrieb**, als die heftigste und allgemeinste Regung bey den Thieren, ist auch nur die einzige, welche den Widder zu einiger Lebhaftigkeit und Bewegung reitzet. Wenn dieser Trieb sich in ihm reget, so wird er so muthwillig, daß er beständig mit andern Widdern kämpfet, sich mit ih-

nen herum stutzet, und sich zuweilen wohl gar an seinen Hirten oder Schäfer waget. Ein Schaf hingegen ist auch zur Zeit seiner Hitze nicht lebhafter oder lustiger, als vorher. Es hat gerade so viel natürliche Triebe, als es brauchte, um sich den Liebkosungen des Widders nicht zu versagen, um seine Nahrung aufzusuchen, und sein eigen Lamm von einem andern zu unterscheiden. Sein Instinkt ist gleichsam ganz mechanisch und angebohren, und aus diesem Grunde desto richtiger und zuverläßiger. Das junge Lamm suchet selbst unter den zahlreichesten Heerden, es findet auch, und fasset begierig das Eiter seiner Mutter, ohne jemals ein unrechtes anzusaugen. Man versichert auch, die Hammel äußerten viel Empfindlichkeit gegen die Reitze der Musik und der Stimmen, sie weideten begieriger, befänden sich besser, und nähmen besser zu, wenn man sie oft durch den Klang der Schalmeyen zu ermuntern suchte. Doch giebt es andere, die, anstatt diese besondere Wirkungen der Musik auf die Hammel zu bestätigen, mit weit mehrerem Grunde glauben, sie könne wenigstens dem Schäfer zu einer Versüßung seiner langen Weile dienen, und scheine so gar ihren Ursprung der müßigen und einsamen Lebensart des Schäferstandes zu danken zu haben. *)

So

*) Viele Verehrer der Tonkunst mögten wohl diesen Ursprung derselben für allzu erniedrigend halten, und sich lieber nach andern Gelegenheiten ihrer Entstehung umsehen wollen. Da es indessen hier der Ort nicht ist, unsre Gedanken davon zu sagen, so verweisen wir unsere Leser in diesem Fall auf die 82ste Woche

So viel Einfalt wir an diesen Thieren bemerken, eben so viel Schwächlichkeit scheint auch ihr ganzes Temperament zu verrathen. Ein kurzer Weg fällt ihnen schon sehr beschwerlich, eine Reise würde sie ganz schwach und kraftlos machen. Ihr Herz pochet, so bald sie anfangen zu laufen. In wenig Augenblicken kommen sie außer Athem. Große Wärme und Sonnenhitze können sie eben so wenig, als Näße, Kälte oder Schnee, vertragen. Das Verzeichniß ihrer Krankheiten ist sehr beträchtlich. Die meisten derselben pflegen überdies noch ansteckend zu seyn. Das überflüßige Fett verursachet ihnen zuweilen den Tod, und hindert sie allemal in ihrer Fruchtbarkeit. Beym Lammen haben sie viel auszustehen. Das Verwerfen ist bey ihnen gar nichts ungewöhnliches. Ueberhaupt verlangen sie, unter allen Hausthieren oder zahmem Vieh, die allersorgfältigste Wartung.

Wenn die Zeit nahe ist, in welcher ein Schaf Lammen soll, muß es gleich von der übrigen Heerde getrennet und genau beobachtet werden, damit man ihm bey der Geburth nöthigen Beystand leisten könne. Oft fügt sichs, daß ein Lämmchen eine falsche Lage in der Quere hat, oder zuerst seine Füße zeiget. In diesem Fall würde die Mutter, ohne menschlichen Beystand, in äußerste Lebensgefahr gerathen. So bald aber das Lamm gebohren ist, hebet man es auf, und stellt es gerade auf seine Füße.

 Die

che des II Jahrganges der Mannigfaltigkeiten, einer hiesigen gemeinnützigen Wochenschr. S. 461 bis 472. M.

Die erste Milch, die sich im Eiter des Schafes befindet, und wegen ihrer Verderbniß dem Lamme schaden würde, muß zu gleicher Zeit ausgemelket, das Lamm aber nicht ehe zum Saugen gelaßen werden, bis das Eiter sich völlig wieder mit neuer Milch angefüllet hat. Ferner muß man das Lamm ordentlich warm halten, und etwa drey bis vier Tage mit seiner Mutter alleine stallen, daß es diese genugsam kennen, und von andern Schafmüttern unterscheiden lerne. *) Zu eben dieser Zeit füttert man das Schaf, um ihm die verlohrnen Kräfte wieder zu ersetzen, mit gutem Heu und Gerstenschrot oder mit Kleyen, worunter man ein wenig Salz gemischet, und läßt es dabey verschlagen Wasser mit eingerührtem Rocken = Bohnen = oder Hirsenmehle saufen. Nach Verlauf der vier oder fünf ersten Tage kann man es allmählig wieder mit seinem gewöhnlichen Futter beköstigen, und mit andern auf die Weide bringen. Doch führe man es anfänglich nicht allzu weit, um die Erhitzung der Milch zu verhüten. Das an der Mutter saugende Lamm kann hierauf, so bald es einige Kräfte gesammlet hat und schon zu springen anfängt, mit seiner Mutter zugleich aufs Feld getrieben werden.

Alle schwach scheinende Lämmer werden gemeiniglich dem Fleischer übergeben. Bloß die muntersten, stärksten und wollenreichesten werden zur Zucht

auf

*) Von der Pflege der Lämmer bis zum Absetzen derselben, lese man D. Schrebers Samml. rc. XI. Theil S. 100 = 118. Jngl. XIV. Th. S. 241 = 265. von den saugenden Hauslämmern. M.

aufbehalten. Die Erstlinge sind niemals von eben der Güte, wie die Lämmer von den folgenden Würfen. Will man Lämmer, welche im Weinmonath, Wintermonath, Christmonath, im Jenner und Hornung geworfen werden, zur Zucht aufbehalten, muß man sie den Winter über im Stalle *) behalten, und nur Morgens und Abends zum Saugen herauslaßen. Vor Anfange des Aprills dürfen sie nicht auf die Weide kommen. Um sie nach und nach ans Gras zu gewöhnen, läßt man sie einige Zeit vorher täglich etwas von diesem neuen Futter genüßen. Man kann sie zwar, nach Verlauf eines Monathes absetzen; doch ist es besser, wenn dieses erst nach 6 Wochen oder 2 Monathen geschiehet. Die weißen ungefleckten Lämmer hält man für weit vortheilhafter, als die schwarzen und bunten, weil die weiße ungefleckte Wolle, vor der schwarzen oder gefleckten im vorzüglichen Werthe steht.

Der vierte oder fünfte Monath, und in Ansehung der Jahreszeit, sowohl der Frühling, als der Herbst, sind bey gelinder Witterung die beste Jahreszeit, junge Widder zu Hammeln. **) Die Operation selbst kann auf zweyerley Art verrichtet werden.

 Gemei-

*) Die beste und für das Vieh am zuträglichste Einrichtung eines Schafstalles und alle dabey nöthige Regeln der Vorsicht, findet man im Abilgaard l. c. S. 219. rc. M.

**) Von den Regeln der Vorsicht und ganzem Verfahren beym Hammeln oder Schneiden der Lämmer s. D. Schreber l. c. p. 118 - 127. und XIV. p. 281 - 286. M.

Gemeiniglich macht man einen verhältnißmäßigen Einschnitt, und zieht alsdann, ohne große Mühe, die Hoden aus der gemachten Oefnung heraus. Die zwote Art von Operationen wird ohne Schnitt verrichtet. Man bindet oben bloß den Beutel mit einer Schnur, ziehet sie vest zusammen, und zerstöhret hierdurch die Gefäße, welche nach den Hoden gehen. *) Das Lamm wird nach der Operation kränklich und niedergeschlagen. Daher ist es gut, ihm zween oder drey Tage lang, bloß mit Salz vermischte Kleyen zu geben, um dem Eckel vorzubauen, welcher sich oftmals bey diesem Zustande zu äußern pfleget.

Mit Vollendung des ersten Jahres fallen den Widdern, Schafen und Hammeln die beyden Vorderzähne des untern Kinnbackens aus. **) Man weis

*) Diese Methode und einige Regeln der Vorsicht werden ausführlicher beschrieben im *Journ. oecon.* 65. Mai. p. 231. Cf. D. Krünitz auserlesene Aufsätze rc. Leipz. 1767. 8vo. I. Th. p. 78. rc. M.

**) Im ersten Jahr heißt das junge Schaf ein Lamm, im 2ten ein Jährling, im 3ten ein Schaf. Im 4ten hat es 6, im 5ten acht breite Zähne, und heißt alsdann ein vollmäuliches Schaf. Ein Hammel heißt im ersten Jahr ein geschnittenes Lamm, im andern ein zweyzähniger Jährling, im 3ten ein vierzähniger, im vierten ein sechszähniger, im 5ten ein vollmäulicher Hammel oder Schöps. Ein Mutterlamm setzt im 2ten Jahre die ersten breiten Zähne nach der Wollenschur an. Im 3ten Jahre heißt es auch eine Schilke oder vierzähnig, im 5ten vollmäulich. M.

weis schon, daß ihnen die Schneidezähne des obern Kinnbackens fehlen. Wenn sie anderthalb Jahre alt geworden sind, verlieren sie auch die beyden Zähne, welche neben den erstern standen. Im dritten Jahre haben sie an deren Stelle wieder eben so viel andere. In diesem Alter sind sie alsdann eben und ganz weiß. Mit zunehmenden Jahren schiebt sich das Zahnfleisch immer weiter herunter und die Zähne werden immer desto stumpfer, ungleicher und schwärzer. Das Alter des **Widders** läßt sich auch aus den Hörnern beurtheilen, welche zuweilen von der Geburth, gemeiniglich aber vom ersten Jahre an, zu wachsen, und alle Jahre seines Lebens um einen Ringel größer zu werden pflegen. Ob gleich die Schafe gewöhnlicher Maßen keine sichtbare Hörner haben, so sind sie doch wenigstens an eben den Stellen, wo die Hörner des Widders hervortreiben, mit knochenartigen Erhöhungen versehen. Doch pfleget man auch oft Schafe mit zwey, zuweilen gar mit vier Hörnern zu finden, welche den andern in allen übrigen Stücken vollkommen gleichen. Ihre Hörner betragen ohngefähr 5 bis 6 Zoll in der Länge, doch sind sie nicht so stark, als die Hörner der Widder, gewunden. Bey den Schafen mit vier Hörnern, sind allemal die äußersten kürzer, als die beyden andern.

Die Fähigkeit zur Fortpflanzung zeiget sich beym Widder im achtzehenten Monate, beym Schaf am Schluße des ersten Jahres. Doch läßt man den Widder gern drey, das Schaf aber zwey Jahre alt werden, ehe man sie zu dieser Absicht zusammen bringet. Man hat von jeher die frühzeitigen und überhaupt die ersten Früchte dieser Thiere beständig

schwach und von schlechter Beschaffenheit gefunden. Ein einziger Widder kann, ohne sich zu erschöpfen, gar wohl fünf und zwanzig biß dreyßig Schafe belegen. Er muß aber unter den stärksten und schönsten darzu ausgewählet werden. Da es auch Widder ohne Hörner giebt, so muß man zu dieser Absicht allemal gehörnte nehmen, weil die erstern, in unserm Himmelsstrich weder stark genug noch zur Zeugung geschickt sind. Ein tüchtiger **Widder** muß mit einem starken dicken **Kopf**, breiter **Stirne**, großen, schwarzen Augen, einer stumpfen **Nase**, großen **Ohren**, einem dicken **Hals**, einem langen und erhabnen **Leib**, breitem **Kreutze** und **Nieren**, starken **Hoden** und einem langen **Schwanze** versehen seyn. Die weißen, die am Bauche, am Schwanz, auf dem Kopf, an den Ohren, bis an die Augen, viel Wolle haben, werden unter allen für die besten gehalten. *) Auch den Schafen gestehet man den Vorzug, in Absicht ihrer Vermehrung ein, welche mit der häufigsten, dikſten, längsten, seidenartigsten und weißesten Wolle behangen sind; besonders wenn sie zugleich einen starken Leib, einen dicken Hals und leichten Gang zeigen. Aus wiederhohlten Beobachtungen ist auch bekannt, daß die magern zur Fortpflanzung ihres Geschlechts viel geschikter, als die fetten, sind.

Die Hitze der Schafe dauret vom Anfang des Novembers bis zu Ende des Aprills. Sie können in-

*) Was zur Vollkommenheit eines guten Schafbockes und zu dessen Beurtheilung gehöret, ist in D. **Schrebers Sammlungen** rc. XI. Th. p. 89. rc. ausführlich aus dem **Ellis** nachzulesen. **M.**

indeßen zu allen Zeiten empfangen, wenn man sowohl in ihnen, als in dem Widder, durch erhitzende Nahrung, als gesalzen Waßer und Leinkuchen, lebhafte Begierden erreget. Jedes Schaf wird gemeiniglich drey bis viermal beleget und hernach vom Widder abgesondert, welcher mit Hintansezung der jüngern, seine Dienste vorzüglich den Alten widmet. *) Vor den Regen und Stürmen muß man sie zu solcher Zeit nach Möglichkeit hüten, weil beyde der Empfängniß hinderlich sind. Ein Donnerschlag ist hinreichend, ein Verwerfen bey ihnen zu verursachen. Ein oder zween Tage, nachdem sie beleget worden, giebt man ihnen wieder das gewöhnliche Futter, weil sie vom häufigen Genuße des Salzwaßers, und der Leinkuchen und anderer hitzigen Sachen, leicht verwerfen könnten.

Die Schafe tragen fünf Monathe und pflegen zu Anfange des sechsten zu lammen. Gemeiniglich werfen sie nur ein Lamm, zuweilen sieht man sie auch wohl zwey zur Welt bringen. In warmen oder heißen Himmelsstrichen können sie auch wohl zweymal in Einem Jahre lammen; in Frankreich aber und noch kältern Ländern ist es schon an einemmal genug. Zu einigen Mutterschafen läßt man den Widder zu Ende des Julius oder Heumonaths und im Anfang des Augusts, damit man im Jänner junge Lämmer habe. Hernach bringt man ihn im September, Oktober und November zu einer größern Anzal

*) Von den Regeln der Vorsicht in Ansehung der Zulaßung des Bockes zu den Schafen. S. Ebend. XV. Th. p. 1-8. M.

Anzal anderer Schafe, und ist alsdann im Hornung, März und Aprill mit hinlänglichen Lämmern versorgt. Auch im May bis zum September darf man daran keinen Mangel dulden. Bloß im Oktober, November und im December sind sie eine Seltenheit.

Sieben bis acht Monathe lang haben die Schafe Milch, im Ueberfluß, womit sich Kinder und Bauersleute viel zu Gute thun können. Sie giebt auch sehr gute und noch beßere Käse, wenn sie mit Kuhmilch vermischet wird. Die beste Melkzeit ist kurz vorher, ehe sie auf die Weide getrieben werden, oder sobald sie von da wieder zurücke kommen. Im Sommer werden sie des Tages zweymal, im Winter, bey sparsamen Futter, nur einmal gemelket.

In der Zeit, wo die Schafe trächtig sind, werden sie beßer gefüttert und folglich auch fetter, als zu andern Zeiten. Da sie oft sich Schaden thun, zu frühzeitig lammen oder gar verwerfen; so ist eine daraus erfolgende Unfruchtbarkeit oder die Hervorbringung einer Mißgeburth bey ihnen gar nichts Ungewöhnliches. *) Indeß bleiben wohl abgewartete Schafe Zeit ihres Lebens, oder zehn bis zwölf Jahre lang fähig, ihr Geschlechte zu vermehren. Gemeiniglich pflegen sie aber im siebenten oder achten

Jahre

*) Die Ursache, warum die Schafe weit öfter Mißgeburthen zur Welt bringen, als andere Thiere, sucht Herr Abilgaard so wohl in ihrer starken Einbildungskraft, als in einer unnatürlichen Mischung mit andern Thieren. Man hat, sagt er, Hunde mit Schafen laufen gesehen, welches nothwendig Mißgeburthen hervorbringen muß. M.

Jahre schon alt und gebrechlich zu seyn. Der Widder, deßen Lebensziel sich wohl auf zwölf bis vierzehn Jahre beläuft, ist nur bis ins achte geschikt, seines Gleichen hervorzubringen. Er muß aldann seiner Männlichkeit beraubet und mit andern alten Schafen zur Mast aufbehalten werden. Das Fleisch eines solchen Widders, wenn er auch noch so gut gemästet ist, bleibt immer widerlich im Geschmake. Das Fleisch der Schafe ist allemal weichlich und unschmakhaft; Schöpsen- oder Hammelfleisch aber unter allen gewöhnlichen Arten von Fleisch so wohl das saftreicheste, als überhaupt das beste.

Wer sich eine Heerde zulegen und Vortheil daraus schöpfen will, muß sich bemühen, lauter Schafe und Hammel von achtzehn Monathen oder zwey Jahren ein zu kaufen. Hundert Schafe kann ein einziger Schäfer gar wohl übersehen. Wenn er, bey nöthiger Wachsamkeit, einen guten Hund an der Seite hat, wird ihm nicht leicht eines davon verlohren gehen. Wenn er sie auf die Weide führen will, muß er allemal vorangehen und sie abrichten, seiner Stimme folgsam zu seyn, und ihm nachzugehen, ohne sich zu verweilen, ohne sich im Getreide, in Weinberge, in Waldungen oder Saatfelder zu verlaufen, wo sie augenscheinlichen Schaden anrichten würden. Anhöhen oder auf Hügeln befindliche Ebenen sind für sie die besten Stellen zur Weide. Vor niedrigen, feuchten, morastigen Oertern pflegt man sie so viel, als möglich, sorgfältigst in Acht zu nehmen. Den Winter über füttert man sie im Stalle mit **Kleyen, Rübchen, Heu, Stroh, Lucerne, Sichelklee, Ulmen- und Espenblättern u. s. w.** wenn inzwischen das Wetter nicht gar zu schlecht ist, so treibet

bet man sie doch alle Tage, mehr zur Bewegung, als zum Weiden, aus. Bey schlechtem Wetter dürfen sie aber nicht vor zehn Uhr des Vormittags aus dem Stalle geführet, nur vier bis fünf Stunden auf dem Felde gelaßen, hernach getränket und Nachmittags gegen drey Uhr wieder eingetrieben werden. Im Frühjahr und Herbst kann man sie ganz frühe, so bald nur die Sonne Frost und Feuchtigkeit vertrieben hat, auf die Weide, und bey Sonnen Untergang erst wieder in den Stall führen, wo sie täglich etwas, doch nicht so viel Futter, als im Winter, bereit finden müßen. In eben diesen Jahreszeiten ist es schon genug, wenn sie, vor ihrer Eintreibung, nur einmal des Tages zu saufen bekommen. Nur im Sommer sind ihnen die Mahlzeiten beständig auf dem Felde bereitet. Sie werden alsdann des Tages zweymal auf die Weide geführet und zweymal getränket. Man treibet sie ganz früh aus, und läßt sie, so bald nur der Thau gefallen ist, vier oder fünf Stunden weiden. Hierauf werden sie getränket und entweder in den Schafstall oder an eine schattenreiche Stelle geführet. Wenn des Nachmittags um drey oder vier Uhr die größte Hitze sich zu vermindern anfängt, führet man sie bis in den späten Abend zum zweytenmal auf die Weide. Man könnte sie, wie es in Engelland gewöhnlich ist, wohl die ganze Nacht auf dem Felde zubringen laßen, es würde zu ihrer mehrern Lebhaftigkeit, Reinlichkeit und Gesundheit gereichen, wenn man die Wölfe des Nachts nicht allzusehr zu fürchten hätte. Weil die Schafe von allzugroßer Hitze leicht krank, von den brennenden Stralen der Sonne aber im Kopfe dumm und schwindlicht werden, so ist nöthig, zu ihrer Hütung solche Oerter aus zu suchen, welche gegen die Sonne liegen,

und selbige frühe auf morgenseitige, des Abends hingegen auf abendseitige Anhöhen zu führen; damit ihr Leib, wenn sie weiden, dem Kopfe Schatten geben könne. Zu Erhaltung ihrer Wolle hat man endlich dahin zu sehen, daß man auf den Triften alle dornichte, mit Brombeerstauden, Disteln oder Neßeln bewachsne Gegenden sorgfältig vermeide.

In trocknen und hochgelegenen, mit Feldkümmel und andern wohlriechenden Kräutern reichlich bewachsenen Gegenden, ist das Lamm- oder Schöpsenfleisch weit vorzüglicher als in niedrigen Gründen und feuchten Thälern. *) Es müßten dann dergleichen Ebenen sandicht, oder nahe an der See gelegen seyn, wo die Kräuter häufig Salz enthalten; denn fast nirgends findet man schmackhafteres Schöpsenfleisch, als in Gegenden, auf deren Wiesen und Triften viel salzige Kräuter wachsen. Auch die Schafmilch ist daselbst wohlschmeckender und in größerer Menge zu haben. **) Es giebt überhaupt für die-

*) Wie die Schafe und Lämmer zu füttern und fett, auch das Fleisch wohlschmeckend zu machen? findet man im D. Schreber l. cit. XVI Th. p. 262-279. M.

**) Herr von Blancheville in seiner Preißschrift von der Wolle sagt: „die Nachbarschaft und Ausdünstungen des Meeres, machen Luft und Weide für die Heerden vortreflich gesund und gemäßigt. Alle mit salzigen Dünsten geschwängerte Kräuter geben ihnen eine unvergleichliche Nahrung; ihr Fleisch wird davon schmackhafter, die Wolle hingegen weißer und weicher anzufühlen. Schon die Alten brachten jederzeit ihre Schafe auf solche Weiden, die vom Seewasser befeuchtet werden konnten. Darum empfehlen auch Varro, Kolumella und Palladius verständigen Landwirthen, den Schafen des Winters Salz unter das Futter zu mengen, wenn sie wegen großer Kälte im Stalle bleiben müßen." M.

diese Thiere nichts Leckerhafteres, und ist ihnen nichts gesünder, als das Salz, wenn sie es mit Mäßigung genüßen. An einigen Orten ist es daher gewöhnlich, einen Sack mit Salz, oder einen gesalzenen Stein in den Schafstall zu stellen, woran sie wechselsweise zu lecken pflegen.

Die Stücke, welche nun dem Alter nahe, oder zur Mast bestimmt sind, muß man alle Jahre von der Heerde absondern. *) Da sie eine ganz andere Pflege, als die übrigen, erfordern; so versammelt man sie gern zu einer besondern Heerde, welche man im Sommer vor Aufgang der Sonnen auf die Weide bringt, um ihnen zum Genuß des nassen und bethauten Grases behülflich zu seyn. Das beste Beförderungsmittel der Mast, ist häufiges Getränke; die stärkste Hinderniß hingegen, die Sonnenhitze. Daher ist es nöthig, sie schon des Morgens um acht oder neun Uhr, ehe die Sonne brennend wird, einzutreiben, und ihnen, zu Erweckung des Durstes, Salz zu geben. Nachmittags um 4 Uhr bringt man sie zum zweytenmale in die kältesten und feuchtesten Gründe. Hat man diese kleine Vorsorge zween bis drey Monathe fortgesetzet, so werden sie zwar vollkommen bey Leibe zu seyn scheinen, auch wirklich so fett, als möglich seyn; Weil man aber dieses Fett bloß von der Menge des genossenen Wassers herzuleiten hat, so besteht es gleichsam in einer blossen Aufdunstung, in einer wäßrichten Geschwulst, wo-

*) Man pfleget dergleichen Schafe Märzvieh zu nennen, und unter diesem Namen alle Schafe zu verstehen, die entweder wegen Alters, oder theils äußerlicher, theils innerlicher Fehler, welche die Schäfer aus den Augen beurtheilen können, zur Zucht untauglich sind, und also ausgemärzet werden müssen. M.

wodurch sie zuverläßig die Fäule bekommen, und in kurzem sterben würden, wenn man sie nicht schlachten wollte, so bald sie dieses scheinbare Fett angesetzet haben. Das Fleisch selbst, anstatt hierdurch saftig und derb zu werden, pflegt vielmehr einen schlechten, eckeln Geschmack davon anzunehmen. Will man also ein gutes Fleisch von ihnen erhalten, so muß man sich damit nicht begnügen, fleißig im Thaue zu weiden, und mit vielem Wasser zu tränken, sondern sie zugleich mit nahrhafterm Futter, als das Gras ist, beköstigen. Die Schafmast läßt sich im Winter so wohl, als in allen Jahreszeiten, vornehmen; wenn man sie in einen besondern Stall bringet, und sie mit gesalzenen, Gersten- Hafer- Weitzen- und Bohnenschrot u. s. w. füttert, wodurch in ihnen ein stärkerer Durst veranlaßet wird. Uebrigens mag man sie mästen auf welche Art, und in welcher Jahreszeit man will, so ist es unvermeidlich, sie gleich darauf zu schlachten. Nie werden sie eine doppelte Mast aushalten. Die meisten sterben an Krankheiten der Leber.

Es werden oft Würmer in den Lebern der Thiere angetroffen. Im Tagebuch der Gelehrten *) und in den Gedenkschriften der Kayserl. Akad. der Naturforscher *) kann man Beschreibungen solcher Würmer nachlesen, welche in den Lebern einiger

*) S. *Journal des Sçavans* 1668.

**) *Ephemerides* Acad. Caesar. *Naturae Curiosorum* Tom. V. Ann. 1675. & 1676.

niger Schafe und Rinder gefunden worden. *) Anfänglich glaubte man, dergleichen sonderbare Würmer pflegten sich bloß in den Lebern der wiederkäuenden Thiere aufzuhalten. Allein dem Herrn Daubenton sind auch in der Leber eines Esels Würmer dieser Art vorgekommen. **) Vielleicht würden sich auch wohl ähnliche Würmer bey genauer Untersuchung

*) Hierher gehöret auch des berühmten Herrn D. Schäffers Abhandlung von der Egelschnecke in den Lebern der Schafe und der von diesen Würmern entstehenden Schafkrankheit, Regensb. 1753. und neue Auflage 1762. 6 Bogen gr. 4to. nebst einer K. Pl. Cf. D. Schrebers Sammlungen ꝛc. XII. Th. p. 282 ꝛc. 288. M.

**) Eine Abbildung dieser Würmer findet man in der Hamb. Ausgabe des Hrn. von Büffon im II. B. des 2ten Theils in 4to. auf der XII. Tafel Fig. 4. 5. Die Beschreibung aber auf der 213. und 214ten S. „Diese Würmer, sagt Herr Daubenton, gleichen „denenjenigen, welche sich in der Leber der Schöpse „befinden, und Egeln (Douves) genennet werden, „vollkommen. Sie können sich nicht anders vorwärts bewegen, als wenn sie sich in die Länge ausdehnen. Durch diese Bewegung aber verlängern „sie sich bis auf einen Zoll, da sie hingegen in ihrer „Ruhe ein Oval von ohngefähr 9 Linien in der Länge „und 6 Linien in der Breite bilden. Bey der Ausdehnung in ihrem Gange werden sie so schmal, daß „sie am breitesten Orte kaum 3 Linien haben. Hierauf ziehen diese Würmer, gleich den Schnecken, „den hintern Theil ihres Körpers nach dem vordern, „und kommen durch diese Bewegung, völlig von ihrem vorigen Orte weg, nehmen auch wieder eben „die Eyrunde Gestalt an, die sie vor ihrer Bewegung „hatten.“ M.

chung, in den Lebern einiger andern Thiere bemerken laßen. Man gedenket so gar einer Art von Schmetterlingen, welche in der Leber der Schafe sollen entdecket worden seyn. Hr. Rouille, Minister und Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, war so gütig, mir einen Brief mitzutheilen, den er im Jahr 1749. vom Hrn. Hachet de Beaufort, Doktor der Arzneywissenschaft zu Montier in Tarantaise bekommen. Hier ist ein kurzer Auszug aus demselben:

„Seit langer Zeit hat man an Hammeln, (die „auf unsern Alpen in ganz Europa den Vorzug zu „verdienen scheinen) die Bemerkung gemacht, wie „sie zuweilen zusehens abnahmen, weiße, triefende, „eingesunkne Augen, ein wäßrichtes, fast gar nicht „rothgefärbtes Blut, eine dürre, zusammen ge„schrumpfte Zunge, zugleich aber eine mit einem gelb„lichten zähen, eiterichten Rotz erfüllte Nase bekamen, „und bey gutem Appetit und häufigem Genuße des „Futters, dennoch so kraftlos waren, daß allmählig die „ganze thierische Oekonomie bey ihnen in Unordnung „gerieth und endlich ganz zerrüttet wurde. Nach vie„len genauen Untersuchungen hat man gesehen, daß in „der Leber dieser Thiere weiße Schmetterlinge, mit „völlig ausgewachsenen Flügeln, mit halb eyrundem, „rauchen Kopfe, von der Größe der Seiden„würmer, ihren Wohnplatz aufgeschlagen hatten. „Ich bin durch eine Menge von mehr, als siebenzig „solcher Schmetterlinge, die ich durch Zusammendrü„ckung der beyden Abtheilungen der Leber heraus„preßte, von ihrer Wirklichkeit mehr, als zu sehr, „überzeuget worden. Ich sahe, wie dabey die Leber „auf ihrer ganzen runden Oberfläche aufsprang und

„bemerkte, daß man diese Art von Insekten bloß in „den Blutadern, aber niemals in den Schlagadern, „auch einige kleine nebst kleinen Würmern im Gallen„blasengange (ductus cysticus) wahrnehmen konnte. „Die Pfortader und Kapsel des Glisson, welche hier „eben deutlich, als bey den Menschen, in die Augen „zu fallen schienen, pflegten bey der geringsten Be„rührung nachzugeben. An den Lungen und übri„gen Eingeweiden war nichts Widernatürliches zu ent„decken. u. s. w."

Wenn es doch dem Herrn Doktor Gachet de Beaufort beliebet hätte, die Beschreibung dieses Schmetterlings etwas umständlicher abzufaßen, um dem gar leicht möglichen Verdachte vorzubauen, als ob diese von ihm bemerkte Insekten vielleicht nur die gewöhnliche Würmer der Schaflebern gewesen, die, wegen ihrer platten und sehr breiten Figur, uns leicht in Versuchung führen könnten, sie beym ersten Anblik, ehe für Blätter, als für ordentliche Würmer, zu halten.

Alle Jahre pflegt man den Schafen, Hammeln und Lämmern die Wolle abzuscheeren *). In warmen Ländern, wo man, ohne Bedenken, die Schafe ganz entblößen kann, hat man die Gewohnheit, ihnen wohl zweymal des Jahres die Wolle, nicht ab-

*) Vortrefliche Nachrichten von der Wollschur und allen dabey zu beobachtenden Vortheilen, findet man im Schreber l. c. V. Th. S. 113-121. und einen durch Erfahrungen geprüften Unterricht dabey. Ebendas. XI Th. S. 144-147. Cf. XVI Th. p. 284 rc. M.

abzuscheeren, sondern ausʒurupfen *). In Frankreich und unter noch kältern Himmelsstrichen, muß man des Jahres mit einer einzigen Wollenschur, die mit großen Scheeren, verrichtet wird, zufrieden, und überdies noch darauf bedacht seyn, den Hammeln, zum Schutz wider die rauhe Witterung, etwas von ihrer Wolle zu laßen. Der May ist eigentlich der zur Wollenschur bestimmte Monath. Ehe man zur Sache selbst schreitet, müßen die Schafe vorher gewaschen werden, damit man von ihnen die Wolle so rein, als möglich, bekommen möge. Der Aprill ist noch zu rauh zu dieser Arbeit. Wollte man sie aber bis zum Junius oder Julius verschieben, so würde die Wolle den übrigen Sommer hindurch nicht Zeit genug haben, so stark zu wachsen, als es zur Vertheidigung dieses Viehes wider die Winterkälte nothwendig ist. Die Hammel tragen gemeiniglich mehr und beßere Wolle, als die Schafe. Die allerbeste nimmt man vom Hals und vom Rücken; etwas schlechter fällt sie an den Schenkeln, am Schwanz, am Bauch, an der Kehle u. s. w. Die allerschlechteste pflegt man von krankem und verstorbnem Viehe zu nehmen. **) Die weiße wird aus dem Grunde

 höher

*) Dies war besonders bey den Alten Mode. Sie thaten es vermuthlich zu der Zeit, wenn die alte Wolle auszufallen, und die neue hervor zu stechen anfängt. M.

**) In des Hrn. von Blancheville durchgängig lesenswürdiger Abhandl. von der Wolle, einer Preißschrift, wovon in D. Schrebers angeführten Sammlungen ꝛc. V Th. S. 73. u. f. w. eine Uebersetzung

höher, als die graue, braune und schwarze geschätzet, weil sie alle Farben anzunehmen fähig ist. In Ansehung der Güte wird gemeiniglich die glatte der allzukrausen Wolle vorgezogen. Man steht so gar in der Meynung, daß ein Hammel mit allzukrauser Wolle lange nicht so gesund, als die andern seyn. Die

sitzung anzutreffen, werden auf jedem Felle dreyerley Arten von Wolle unterschieden. 1) Die Kernwolle, vom Rücken und Halse (La mere laine), 2) die Mittelwolle, vom Schwanz und den Schenkeln. 3) die schlechte, von der Kehle, dem Bauch und den übrigen Theilen des Leibes. Es giebt aber auch noch andere Gattungen ganz schlechter Wolle, als 4) die Raufwolle, die abgebeizte oder geraufte Wolle (Pelades oder Pelure, Pelie) welche die Weißgärber aus den Fellen geschlachteter Schafe, wenn sie vorher in Kalk gebeitzt worden, ausrupfen, und wohl auch Schlachtwolle zu nennen pflegen; 5) die schmutzige Wolle (Laine cotisée) von kranken Schafen; 6) die vor der Schürzeit ausgefallene, (Croton) 7) die neue Wolle (elancée) die schon vor Abscheerung der alten wieder gewachsen ist, und endlich 8) die Sterblingswolle (morillée) von Schafen, die an einer Krankheit gestorben sind, und deren Gebrauch die Gesetze untersagen. Die gröbere und unvollkommnere Theile, welche beym Krämpeln oder Kämmen, im Kamme hangen bleiben, oder beym Schlagen der Wolle mit dem Wollbogen unter die Horde fallen, heißen Kämmlinge, Flocken, ausgekämmte Wolle (Peignons, oder auch Bourres de laine). Diese taugt nur zu den gröbsten Zeugen und Futtertüchern. Zu den Abgängen der Wolle gehören auch noch die Schnipperlinge, Klunkern, oder die groben Spitzen von der rohen Wolle, die bey der Zubereitung zum Spinnen abgeschnitten werden; ferner

Die Hammel können überdies noch den ansehnlichen Vortheil stiften, daß man durch sie, wenn sie des Nachts auf dem Felde in Horden eingeschloßen werden, die Aecker, worauf sie stehen, und misten, zu verbeßern im Stande ist. Zu dem Ende pflegt man Horden um einen bestimmten Platz zu schlagen und alle Nächte, den ganzen Sommer hindurch, die Herde darinn einzusperren. Der Pferch oder Mist sowohl, als der Harn und Leibeswärme dieser Thiere ertheilen in Kurzem den ausgezehrten, kalten und unfruchtbaren Feldern wieder neues Leben und Fruchtbarkeit. Hundert Hammel sind schon zureichend, acht Morgen Landes auf sechs Jahre zu düngen. *)

Nach der Meynung der Alten, sollten alle wiederkäuende Thiere Tal[illegible] haben, im eigentlichen Verstand aber trift es nur bey Ziegen und Schöpsen ein; von welchen letztern man unter allen den häufigsten, weißesten, trockensten, vestesten und besten Talg erhält. Der Unterschied, welchen man zwi-

 schen

ferner die grobe Wolle, die in der Walkmühle abgehet (Laveton); die Flocken, die in den Karten hängen bleiben (Bourre laniſſe), und die vom Tuchscheerer abgenommene Scheerwolle (Bourre tontiſſe). Alle diese schlechte Arten von Wolle, begreift man unter dem gemeinschaftlichen Namen des Ausschusses. (Jetiſſes. Rebut.) M.

*) Eine weitläuftige Nachricht von den Schafhorden und der davon zu gewartenden Düngung aus des Hrn. Ellis Abh. von der Schafzucht, findet man in D. Schrebers Samml. rc. XIII Th. S. 38-72.

schen Talg und Fett machet, bestehet vornämlich darinn, daß dieses allemal weich bleibt, dieses aber, so bald es kalt wird, gerinnet. Um die Nieren herum sammlet sich der Talg am allerhäufigsten; und man wird allemal die linke Niere stärker, als die rechte damit bewachsen finden. Auch im Netz und um die Eingeweide pflegt immer ein guter Vorrath von Talg zu sitzen, der aber bey weitem nicht so derb und gut ist, als an den Nieren, dem Schwanz und andern Theilen des Körpers dieser Thiere. Eine andere Art von Fett, als ihr Talg, läßt sich an den Schafen gar nicht entdecken. Ihr ganzer Körper ist so sehr von dieser Materie durchwachsen, daß man ihr Fleisch an allen Enden damit überdecket findet. So gar im Blut ist eine Menge derselben und in der Saamenfeuchtigkeit so viel davon enthalten, daß diese bey dem Schafvieh aus einer ganz andern Substanz, als bey andern Thieren, zu bestehen scheint. Der Saame des Menschen, des Hundes, des Pferdes, des Esels, und vielleicht aller derjenigen Thiere, die keinen Talg haben, zerfließet in der Kälte, zergehet an der Luft, und wird immer flüßiger, je länger er sich außer dem Leibe des Thieres befindet. Allein die Saamenfeuchtigkeit eines Widders, vermuthlich auch des Bockes und aller übrigen Talg setzender Thiere, zerfließet niemals an der Luft, sondern pfleget vielmehr, wie Talg zu gerinnen, und mit der Wärme zugleich alle Flüßigkeit zu verlieren. Dieser Unterschied fiel mir sehr deutlich in die Augen, als ich die unterschiedene Saamenfeuchtigkeiten durchs Vergrößerungsglas untersuchte. Der Saame des Widders gerinnet einige Sekunden nach seiner Ausführung aus dem Leibe des Thieres, und wenn man die ungeheure Menge darinne lebender organischer

Theil-

Theilchen beobachten will, muß man vorher das Blättchen erwärmen, worauf man die Feuchtigkeit leget, um diese Feuchtigkeit in ihrem flüßigen Zustande zu erhalten.

Der Geschmack des Schöpsenfleisches, die Feinheit der Wolle, die Menge des Talges, auch so gar die Größe und Stärke des Leibes, ist nach Beschaffenheit der Länder, sehr unterschieden. In Frankreich ist die Provinz Berri am reicheſten an solchen Thieren. In den Gegenden von Beauvais und an einigen andern Orten der Normandie, findet man sie am fetteſten und mit dem häufigsten Talg durchwachsen. In Burgund giebt es recht gute Schafe, weit bessere hingegen an allen sandichten Küsten unsrer an der See gelegenen Provinzen. Die spanische, italiänische und so gar die englische Wolle kann der französischen allezeit mit Recht den Vorzug streitig machen. In Poitou, in der Provence, in den Gegenden von Bayonne und an einigen andern Orten Frankreichs, giebt es Schafe, welche das Ansehen einer fremden Gattung haben, weil sie größer, stärker und viel wollenreicher sind, als die Schafe von der gemeinen einländischen Gattung. Eben diese Schafe sind auch weit fruchtbarer, als die gewöhnlichen, sie bringen oftmals Zwillinge, oder lammen zweymal des Jahres. Die Widder dieser Art halten sich auch wohl zu den gemeinen Schafen, und in diesem Fall entsteht eine Mittelgattung, welche von beyden Arten, von welchen sie abstammet, etwas an sich hat.

In Italien und Spanien wird man weit mehrere Abänderungen in den Arten der Schafe bemer-

ken; man hat sie aber insgesammt für solche Schafe zu halten, welche mit unsern gewöhnlichen eines und eben dasselbe Geschlecht ausmachen. Ueberdies pflegt sich dieses zahlreiche und mannigfaltig abändernde Geschlecht nicht über die Grenzen Europens auszubreiten. Die breit- oder langschwänzige Schafe sind in Afrika und Asien sehr gemein. Die Reisenden haben sie daher mit dem Namen der barbarischen Schafe beleget; sie scheinen aber, wie das amerikanische Kameelschaf *) und Lama **), von einem ganz andern Geschlecht, als unsere Schafe, abzustammen.

Da

*) Das peruanische Kameelschaf oder das Schafkameel. Hallens Nat. Gesch. der Thiere I B. p. 389. Camelus Peruv. laniger, *Pacos* dictus *Raj.* Quadr. p. 147. Ovis Chilensis *Johnst.* T. 23. Ovis peruana *Hern.* Mex. p. 663. *Marcgr.* Bras. p. 244. *Klein.* Quadr. p. 42. Camelus laniger. *Briss.* Quadr. p. 35. Camelus pilis prolixis toto corpore vestitus. *Vicunna*, La *Vigogne*. *Linn.* S. N. XII. p. 91. n. 4. *Pacos*, Camelus tophis nullis, corpore lanato. M.

**) Der peruvian. Kameelbastard oder *Glama.* *Raj.* Quadr. p. 56. Camelus Peruv. *Glama* dictus *Hern.* Mex. p. 660. Pelon ichiatl oquitli. *Klein.* Quadr. p. 42. Camelus spurius Peruanus. *Briss.* Quadr. p. 34. Camelus Peruanus, pilis brevissimis. Le *Chameau de Perou*. *Johnst.* T. 46. Ovis Peruana, Fern Mex. p. 669. Pervichcatl. Fr. *Mouton de Perou*, bey den Spaniern in Peru *Glama* oder *Lhama*. *Linn.* S. N. XII. p. 91. Glama, Camelus

Da man allemal die weiße Wolle höher, als die schwarze, zu schätzen pfleget, so ist man fast allenthalben mit Fleiß auf die Ausrottung der schwarzen und bunten Lämmer bedacht. *) Inzwischen finden sich dennoch Oerter, wo es fast lauter schwarze Schafe giebt, **) und man sieht überall von einem weißen Widder und einem weißen Schafe zuweilen pechschwarze Lämmer fallen. In Frankreich hat man bloß weiße, braune, schwarze und fleckichte, in Spanien aber auch rothe, und in Schottland gelbe Schafe. Diese Verschiedenheiten aber und Abänderungen der Farben, hat man billig für noch weit zufälliger, als die Unterschiedlichkeit in den Arten zu halten

lus corpore laevi, topho pectorali. Vielleicht sagt Hr. Halle l. c. p. 390. ist das peruvianische *Glama* mit dem Schafkameel einerley. Vom wilden siberischen Schaf (Argali) oder *Moufflon* wird in einem der folgenden Bände gehandelt. Cf. *Vallm. de Bom.* l. c. Tom. VII. p. 222. &c. M.

*) Man hat Wolle von allerhand Farben, und Schafe von mancherley Gattung. Die aus Aethiopien und dem alten Phrygien haben gerade in die Höhe stehende Haare. In Egypten sind sie viel stärker und gröber, als in Griechenland. In einigen indianischen Provinzen haben die Schafe außerordentlich schwere Schwänze, die sie kaum fortbringen können, und welche bisweilen an 80 Pfund wiegen. Der Schwanz eines Schafes aus der Barbarey hält gemeiniglich 20 bis 25 Pfund am Gewichte. S. D. Schreber l. c. V Th. p. 80. M.

**) Die spanischen Schafe z. B. waren sonst alle schwarz, weil die Einwohner diese Farbe der weißen besonders vorzogen. Ebend. S. 81. M.

halten, obgleich auch die letztere bloß in dem Unterschiede des Futters und in dem Einfluß des Himmelsstriches gegründet ist. *)

An=

*) Wem daran gelegen ist, sich von den unterschiedenen Arten fremder Schafe und ihren Vorzügen vor unsern gemeinen, etwas nähere Kenntniß zu verschaffen, den ersuchen wir, im angeführten Schreberischen Werke, im XIten Theil von S. 59 = 72. das Kapitel des Hrn. Ellis von der verschiedenen Natur, Größe und Beschaffenheit des Schafviehes, als der Hetfordischen, der Walliser und Schottländischen, der Türkischen, der im kentischen Modergrunde befindlichen u. s. w. Schafe nachzulesen. M.



Anhang IV zum Schaf und Widder.

Die Theile des Körpers werden beym Widder eben so, wie beym Stiere benennet. Nur daß der Widder keinen Triel (*Fanon*) hat, und der vordere Theil des Gesichts bey den Franzosen *Museau*, und nicht, wie beym Stiere, *Muffle* heißet.

Die gewöhnlichste Farbe bey den Widdern, Hammeln und Schafen ist schmutzig-weiß oder blaßgelb; es giebt auch viel schwarzbraune, imgleichen auch weißgelblichte mit schwarzen Flecken.

Alle diese Thiere sind mit Wolle oder mit einer Art von Haaren bedecket, welche von ganz anderer Beschaffenheit sind, als bey den Pferden, Eseln und Ochsen. Die Wolle besteht aus vesten, dünnen und sehr biegsamen Fäden, welche sich ganz gelinde und fetticht anfühlen laßen, auch so zusammen gedrehet sind, daß ein funfzehn Linien langer Flocken von der krausen Wolle, wenn er nach einer geraden Linie ausgespannet wird, sich bis auf 3 Zoll und 3 Linien, auch noch wohl stärker, verlängern läßt. Eine solche Wolle hat man auf dem Rücken und an den Seiten des Halses zu suchen. An den übrigen Theilen des Halses, an den Seiten des Bauches, des Körpers und an den Bügen ist sie länger und minder gekrauset. Die Wolle an der innern Seite der

der Dickbeine und des Schwanzes, wird man allemal etwas härter, gröber und beynahe glänzend finden. Der Kopf endlich, nebst der innern Seite der Kegel und Dickbeine, und dem untern Theil der Schienbeine sind bloß mit einer kurzen und harten Wolle überzogen, welche nur ohngefähr die Länge von neun Linien hat, und mehr dem Haar, als der Wolle, gleich siehet.

Die Gesichtszüge dieser Thiere, sind gleich beym ersten Anblick ungemein kenntlich, und laßen sich mit wenigen Worten erklären. Die großen und sehr weit von einander stehenden **Augen**, die niedergebogenen **Hörner**, die an jeder Seite des Kopfes horizontal oder gerade weg stehende **Ohren**, das lange zugespitzte **Maul** (Museau), sind lauter Züge, welche mit der Sanftmuth und Schwäche dieses Thieres genau überein stimmen. Die **Hörner** sind von gelblichter Farbe. Jedes steigt im Anfang ein wenig in die Höhe, nachmals aber beugt es sich hinter- und seitwärts. (S. in der letzten K. Pl. den **Widder**). An gehörnten Schafen haben sie fast eben diese Richtung. Ohnerachtet an diesem Thiere die Hörner zu seiner Vertheidigung sehr ungeschickt gestellet zu seyn scheinen, und ihm eine ziemlich unedle Bildung geben, so scheinen doch die ungehörnten Schafe, Hammel und Lämmer noch dummer und schwächer, als die Widder und Schafe mit Hörnern zu seyn. So wohl die Figur, als die Stellungen dieser Gattung von Thieren, zeigen überhaupt weder Hurtigkeit, oder Stärke, noch Muth. Ihr Körper gleichet einem unförmlichen Klumpen, welcher auf viel dürren und steifen Füßen, wie auf so viel Stöcken, ruhet. Die vordern stehen ganz

ge-

gerade, die hintern machen eine ganz einförmige Krümmung, mit vorwärts gekehrter Aushöhlung. Der Schwanz gehet bis auf die Kniekehle herab, und liegt am Körper unbeweglich an, als ob man einen Klump Wolle daran geheftet hätte. Wenn die Widder böse werden, und auf einander losgehen wollen, so entdecket man gleich in ihrer ersten Bewegung vielmehr Zaghaftigkeit und Furcht, als Muth und Hitze. Sie bücken den Kopf nieder, und stehen unbeweglich vor einander, endlich treten sie näher, und stoßen so wohl mit der Stirn, als mit dem Untertheil der Hörner stark zusammen. Sie besitzen keine andere Kunst, sich zu wehren oder einander anzugreifen, als die Stirne vorzuhalten, und damit zu stoßen. Bey dem hartnäckigsten Streite wird man im Auge kein Feuer, am Maul aber und an den Ohren fast gar keine Bewegung gewahr.

D.

Eine besondere Bemerkung von der Empfindlichkeit der Schafe, gegen die Veränderungen des Wetters erzählet uns der Abt Royer Schabol in seiner Theorie vom Gartenbaue.

„Als ich einst Mittags auf dem Felde spatzieren gieng, sagt er, meinen Geist an dem wundervollen Schauplatz der Natur zu ergötzen, sah ich eine Heerde von Schafen dichte vor mir hintreiben. Plötzlich wurden diese Thiere von den seltsamsten Verzuckungen überwältiget. Man hätte glauben sollen, ein wütender Dämon wäre in jedes derselben gefahren. Sie hüpften auf die lächerlichste Art herum, sprangen mit Ungestüm gegen einander, stießen mit ihren Köpfen zusammen und nahmen dann Rottenweise die Flucht

Flucht, als ob sie dem Rachen eines blutbegierigen Wolfes entrinnen wollten. Die Begierde, von der Ursache dieses Vorfalles unterrichtet zu seyn, machte, daß ich mich dem Schäfer näherte, ihn darum zu befragen. Dergleichen außerordentliche Bewegungen unter meiner Heerde, war des Schäfers Antwort, sind allemal sichere **Vorbothen eines Sturmes oder Gewitters**, das entweder noch an eben demselben, oder am folgenden Tage gewiß erscheinen wird. In der That fieng noch an selbigem Abend ein ungeheuerer Wind an, die ganze Nacht hindurch schreklich zu wüten. Dieser unstreitige Vorfall beweiset uns, daß zu solcher Zeit im Gehirne dieser Thiere gerade dieselbe Veränderung vorgehet, welche wir bey abwechselnden Wetter an unsern **Barometern** wahrnehmen. *)

Merkwürdig ist es, in **Südamerika** und **Guiana** wo die Schafe kein einheimisches Geschlecht sind, auch nicht so glücklich, als Pferde, Esel, Ochsen und Kühe fortkommen, daß diese Thiere daselbst eine förmliche Verwandlung ihrer Wolle in ordentliche Haare, wie man es auch in andern Gegenden zwischen den Wendezirkeln bemerket, erfahren müßen. Doch ersetzet hier die Natur diese Verwandelung durch die feinere Wolle der **Baumwollenstauden** **), welche in diesen Himmelsstrichen zum Gebrauch der Einwoh-

*) S. *Gazette Salut.* 1772. No. 17. p. m. 45.

**) *Gossypium herbaceum* Linn. Gossypium & *Bombax* officinarum. Fr. Cotonnier. S. *Vallm. de Bom.* l. c. T. III. p. 409.

wohner viel tauglicher ist, als die Wolle von Schafen. *).

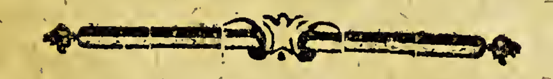
Auch bey diesen Thieren werden, wie bey den Ochsen und Kühen (S. oben p. 272,) zuweilen **Haarballen** oder **Egagropilen** gefunden, weil sie oft etwas von ihrer Wolle, zuweilen auch Haare von andern Thieren hinterschlucken. Herr **Anderson** hat sie unter der Benennung; Tophus ovinus Norvagicus beschrieben und in den Magen der nordischen Schafe nicht selten wahrgenommen. **) Herr **Daubenton** beschreibt einen solchen Haarballen, welcher im Königl. Kabinet aufbehalten wird. Er hat eine unregelmäßige rundlichte und gedrückte Figur, ist ohngefähr einen Zoll stark im Durchmeßer, neun Linien dick, ein Quentchen und 32 Granen schwer. Die Oberfläche ist ungleich und mit einer braunen Schale bedekt. Im Jahr 1737 hatte man ihn, und noch neun und zwanzig andere in einem Hammel gefunden.

M.

Vom

*) S. Bankrofts Nat. Gesch. von Guiana. Frft. und Leipz. 1769. 8vo. p. 72. M.

**) S. Pontoppidans Nat. Hist. von Norwegen. Kopenh. 1753. 8vo. II Th. p. 14.



Vom Nutzen einzelner Theile der Schafe.

Herr von Büffon hat schon im Vorhergehenden etwas von der allgemeinen Nutzbarkeit gesunder Schafe beyläufig mit angebracht und es würde lächerlich seyn, wenn wir noch besonders von den allenthalben bekannten Vortheilen reden wollten, die wir uns vom Fleisch, von der **Milch**, **Butter** und **Käse**, vom Talg, dem Pferch und aus der **Wolle** dieser Thiere zu verschaffen gewußt. Allein es giebt einzelne Theile derselben, von deren Gebrauch und nützlicher Anwendung uns noch etwas zu sagen übrig ist.

Mit den **glatten Schaffellen** wird überhaupt ein starker Verkehr getrieben. Sowohl die Lederhändler und Walkmüller, als die Pergamentmacher, Buchbinder und andere Handwerker, pflegen sie ungemein stark zu suchen. Was das Schafleder noch vorzüglich angenehm und nutzbar machet, ist die seit vielen Jahren schon erfundne Kunst, das **Leder zu spalten**, wozu vieles Schafleder zum Vortheil derer verwendet wird, denen mit ganz dünnem Leder gedienet ist. *)

Die

*) S. Ellis im Schreber l. c. XVI Th. p. 288.

Die mit Wolle zubereitete **Lammfelle** liefern ein prächtiges Futter unter die Kleidungen, welches man Schafpelze (Fourrure d'agnelins) zu nennen pfleget. Von der Zeit an, da man sich stärker auf die Vortheile der Handlung und Manufakturen geleget, hat man die Erlaubniß, junge Lämmer zu schlachten, deren feine Wolle zu Mützen, Hüten und in mancherley Fabriken so nützlich zu brauchen ist, nur auf gewiße Oerter und auf besondere Jahreszeiten einzuschränken gesuchet. Überhaupt war das Schaffell die gewöhnliche Decke der Menschen des ersten Weltalters. Noch heut zu Tage bestehet ein großer Theil der spanischen und englischen Macht und des Handels in der Wolle. Sie allein ernähret einige Millionen von Menschen; Sie unterstützet, als die Grundlage, das ganze Gebäude der Manufakturen. Ihre Zubereitung nimmt unter den verschiedenen Händen, welche sie bearbeiten, tausend unterschiedene Gestallten an, und sie wird ohnstreitig noch eine Decke aller künftigen Weltalter seyn. Noch können wir freylich bey uns nicht so schöne Schafpelze haben, als uns die persische, lombardische, tartarische u. s. w. Lämmer liefern, und man pfleget in Moskau so gar die persischen den tartarischen Schafpelzen weit vorziehen, weil sie grau von Farbe, viel kleiner gelokt und also viel schöner, als diese, sind. Sie stehen aber in einem so hohen Preise, daß man bloß die Ausschläge der Kleidungen damit besezet. In der Tartarey und an den Ufern des **Wolga**flußes tragen die Lämmer eine schwarze, stark gekraußte, kurze, weiche u. glänzende Wolle; mit welcher die Großen in Moskau ihre Kleider und Mützen ausfüttern laßen. *)

*) S. *Vallm. de Bom.* l. c. Tit. Agneau.

Auch die Hörner und Klauen der Schafe gehören unter die nutzbaren Theile derselben. Auf hohem Lande giebt es keine beßere Düngung, als diese. Die Pechzeichen und die Wolle am Hintern brauchen die Pächter oder Wollkäufer, welche sie zerrupfen laßen, zu gleicher Absicht auf ihren Aeckern. In Engelland schicken die Pächter wohl dreyßig englische Meilen weit umher, Schafklauen und Hörner einzukaufen, weil ihnen in der Befruchtung eines hungrigen kiesichten Landes gar nichts gleich zu schätzen ist. Man pfleget beydes klein zu raspeln und in dergleichen Erde zu säen oder einzupflügen. Sieben ganzer Jahre lang hat man sich davon die beste Wirkung zu versprechen. Mit einem einzigen Wagen voll sind, nachdem alles klein gemacht war, über fünf Acker Gerstenland bestellet worden. *)

Die Eingeweide der Schafe werden zu Raketen, zum Ballschlagen, zu Darmsaiten, und ihre Zwischenhaut, wenn das Aus- und Innwendige abgezogen ist, von einigen gebraucht, um dünne Würste darein zu füllen. In der ersten Absicht werden die Lämmerkaldaunen erst genugsam gereinigt, hernach in Wasser geweichet, alles Fett und Fasernwerk rein abgenommen, endlich aber nochmals in Wasser gelegt und gebleichet. Wenn dieses geschehen, werden sie von den Frauens herausgenommen, und an ihren Enden zusammen geklebt, damit sie gerade die Länge bekommen, welche sie haben sollen. Dann können ihrer so viel, als man es zur verlangten Dicke der Saite nöthig findet, zusammengedrehet werden. Die Saiten trocknet man endlich an der

*) S. Schreber l. c. p. 289.

der Luft, und schleimet sie, durch starkes Reiben mit einem Haarseil ab, das mit schwarzer Seife bestrichen worden. Die Geschmeidigkeit kann ihnen durch Nußöl ertheilet werden. Der größte **Darmsaitenhandel** wird ohnstreitig in **Toulouse, Lyon, Marseille, Paris,** vorzüglich aber in **Rom** und **Neapolis** getrieben. Die so genannte **romanische Saiten** haben bey den Tonkünstlern einen vorzüglichen und längst entschiedenen Werth. *)

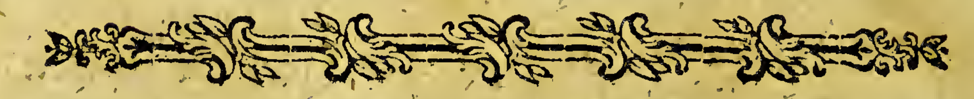
Außer dem Nutzen, welchen der **Schafmist** in Düngung der Felder hat, wissen auch die norwegische Bauern aus demselben, und aus der mittelsten Rinde von Erlenbäumen, beydes in Sahne gekocht, eine gute Salbe wider die Brandschäden zu machen; wenn aber die Wunde sehr wäßericht ist, so wird gedörrter und pulverisirter Schafmist hinein gestreuet, wovon sie zusehens heilen soll. **)

Den Gebrauch, welchen die alten Aerzte von allen möglichen Theilen, Säften und Unreinigkeiten der Schafe vor Zeiten zu machen gewohnt waren, kann man beym D. **Merklein** ***) ausführlich nachlesen, und sich freuen, daß die Arzneygelehrten unseres erleuchtetern Jahrhunderts endlich die Güte gehabt, ihre Kranken vor der **Paulinischen Dreckapotheke** in Sicherheit zu stellen, und ihnen statt aller dieser schmutzigen, lauter wirksamere, vernünftiger gewählte und wohlgeprüfte Mittel zu verordnen.

M.

X 3 IIter

*) S. *Valm. de Bom.* l. c.
) S. **Pontoppid. l. c. p. 14.
***) In seinem Thierbuch S. 193-201.



IIter Anhang.

von den Schafen.

Den Haus- und Landwirthen, die von diesem außerordentlich nützlichen, aber eben so zärtlichen Vieh etwas mehr, als die Naturgeschichte zu wissen verlangen, wollen wir zum Beschluß noch einige Schriften empfehlen, welche sie mit größtem Vortheil darüber nachlesen können, weil sie alle zur nähern Kenntniß der Natur, des Gesundheits- und Krankheitszustandes, der Wartung und Nutzung der Schafe gehören.

I.) Von den Schafen überhaupt handeln

1.) *Linnaei* Dissert. unter dem Titel: *Ovis*, in dem IVten Band seiner *Amoenit. Academicarum.*
2.) Hückels Abhandlung vom Schafvieh. Stargard, 1745.
3.) Hastfers (aus dem Schwedischen) übersetzter Unterricht von der Zucht und Wartung der besten Art von Schafen. Leipz. 1754.
4.) Ebendesselben Goldgrube eines Landes, oder von Verbesserung der Schafzucht, Kopenhagen 1756.
5.) Außerdem gehöret hieher noch alles, was
a) in Leopolds Einleitung in die Landwirthschaft

b) in den Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften
c) in des Hrn. Baron von Hohenthals ökonomischen Nachrichten
d) in des Hrn. Hofr. Zinkens Leipz. Sammlungen
e) in den Schlesischen ökonom. Sammlungen
f) in den Hannöver. nützlichen Beyträgen
g) im Hannöv. Magazin
h) im Hamburgischen Magazin
i) in den Stuttgarder physikal. ökonomischen Auszügen und andern guten ökonomischen oder vermischten Schriften hin und wieder zerstreuet vorkömmt.

II.) Von der Schafzucht insbesondere findet man gute Nachrichten:

1.) In dem Buche des Freyh. von Tam (S. oben p. 128. n. 3.) von S. 391-508.
2.) Im Abilgaard (s. oben S. 130. n. 18.) von S. 216-240.
3.) In des Hrn. Prof. Schrebers Sammlung verschiedener Schriften ꝛc. I. Th. S. 43. ꝛc. von der Schafzucht in der Lausitz, imgleichen im XI-XVI Theil, wo des Herrn William Ellis vollständige Abhandlung versuchter Verbesserungen, die an Schafen, Weide- und Hauslämmern gemacht worden, oder die ganze englische Schafzucht, in 3 Büchern, Lond. 1749. 384 S. 8vo. völlig ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen vermehret, anzutreffen ist.

4.) In den hiesigen **Mannigfaltigkeiten** II. Jahrgang S. 592=600. wo die beste Nachr. von der Spanischen Schafzucht nachgelesen werden kann.

III.) Von den Krankheiten der Schafe und ihrer Kur verdienen gelesen zu werden:

1.) Die oben S. 128=130, besonders No. 1.3. und 13 angeführte Schriften.

2.) Des Hrn. **Boutrolle** geschickter Viehhirte (oben p. 130. n. 19.) in der 2ten Abth. von S. 69=75.

3.) Die *Encyclopedie oeconomique &c.* Tom. III. von p. 517 bis 532.

4.) *Medicine* des Bêtes à laine &c. (S. oben S. 128. n. 12.)

5.) — *veterinaire &c.* par Mr. *Vitet.* (S. oben S. 129. n. 14.)

6.) *Dictionnaire* veterinaire &c. par Mr. *Buchoz &c.* (S. oben S. 130. n. 17.)

7.) D. **Schreber** l. c. XI Th. S. 127=143. von den Arzney= und Hülfsmitteln für verwundete Schafe. XII Th. S. 241=303. vom Faulwerden der Schafe. S. 304=325. von der Beschwerde des rothen Wassers. XIII Th. S. 1=28. XIV Th. S. 266=281. XV Th. S. 8=52. und XVI Th. S. 241=262. von unterschiedenen Schafkrankheiten. (Lauter Vorschläge des Hrn. **Ellis** in der oben II. n. 3) angeführten Abhandlung!

8.) D. *Siegwardi* Diss. de Scabie ovium. Tubingae, 1763. S. Gött. gel. Anz. 65. p. 617.

9.) Außerdem, was Hr. Pr. **Schreber** l. c.

noch

noch im I Th. S. 96 und 121. von den Pocken, S. 118 von der Anbrüchigkeit, S. 313 von der Tummheit, u. s. w. der Schafe gesaget, wird man auch in allen sub No. I. 5. a-i angezeigten vermischten Schriften viel gute Anleitungen zur Kenntniß und Kur der bekanntesten Schafkrankheiten antreffen.

IV.) Von ihrer **Fütterung** und **Wartung** könnte man außer vielen andern, im vorhergehenden angezeigten Schriften, auch noch

1.) Im **Abilgaard** l. c. S. 222. ꝛc. und
2.) D. **Schrebern** l. c. I Th. S. 115. warum sie nicht auf Heidestoppeln zu treiben? S. 114 vom Nutzen des **Steinsalzes** in Schäfereyen, II Th. S. 320. von der Zuträglichkeit des **Spergelkrautes**, S. 363. vom Nutzen der unter das Salz gemischten **Tobacksasche**, welche die Verdauung befördern, das Blut mehr, als bloßes Küchensalz reinigen, auch zugleich ein Mittel wider die Würmer in den Lebern der Schafe seyn soll, im XIIIten Theil aber S. 28. von den **Wasserruben** (Turnips) als einem guten Schaffutter — u. s. w. nachlesen. M.



Innhalt.

Nachricht.

Der Verleger dieses Werks, **Joachim Pauli** allhier, machet hiedurch einem geehrten Publikum bekannt, wie er gesonnen sey, den deutschen Freunden der Natur und Oekonomie künftig um einen sehr billigen Preiß 2 ungemein schätzbare Werke in ihrer Muttersprache zu liefern. Er veranstaltet nämlich anjetzo eine gute Uebersetzung:

1) Von des Herrn **Valmont de Bomare** Dictionaire d'Histoire Naturelle in XII. Theilen.

2) Von den ganz neuen Encyclopédice economique in XVI. Bänden, welche beyde seit 1769-72. zu Yverdon in der Schweiz gedruckt worden. Sie enthalten beyde, nach dem Ausspruch aller Kenner, einen großen Reichthum physikalischer Wahrheiten und Merkwürdigkeiten; dennoch sind sie auch beyde noch vieler wichtigen Zusätze fähig, welche die Herren Uebersetzer mit guter Wahl und in hinlänglicher Menge zu liefern gedenken; wie denn auch der Verleger sich erbietet, alle zur nähern Erläuterung nothwendige Kupfer sauber und ohne eigennützige Zurückhaltung stechen zu laßen, und also von beyden Werken das Vollständigste und Nützlichste zu liefern, was man von Männern erwarten kann, die sich in beyden Fächern schon mit Vortheil gezeiget. Da erwähnter Buchhändler **Pauli** auch schon 5 Bände von einer neuen mit Zusätzen vermehrten Uebersetzung der **Buffon**schen Geschichte der Natur mit vielem Beyfall drucken laßen; so ist er entschlossen, auch

3) Eine vollständige Französische Ausgabe mit allen im Deutschen angebrachten Zusätzen, Vermehrungen und Verbesserungen zu liefern, und überhaupt

letzter

letzterm Werke so wohl, als dem ersten, alle mögliche Vollkommenheiten ertheilen zu laßen. Alle drey Werke sollen den Liebhabern so wohlfeil, als immer möglich ist, gegen Pränumeration übergeben werden, und wird man sorgen, daß von den deutschen das Alphabet auf groß Papier nicht über 12 Gr. und von dem Französischen nicht über 16 Gr. zu stehen kommt. So wohl von dem letztern, als von beyden erstern Werken, Nr. 1 und 2. sind in erwähnter und den vornehmsten deutschen Buchhandlungen ausführlichere Nachrichten oder Avertissements zu haben, in welchen das Publikum etwas näher von den Vortheilen der Pränumeration, von den billigen Vergeltungen derjenigen, die sich zur Annahme des Vorschusses entschlüßen, von den Vorzügen dieser Uebersetzung, und von allem, näher unterrichtet werden, was man deshalb vorher zu wissen verlangen kann. Berlin, den 8ten May 1772.

M.

